



Ernst Hart

Oktoberfestraub



Erzählung



frank und frei



Ernst August Hart,
Großlangheim
Selbstverlag
www.ernsthart.de / ehinfos@gmx.de
Bilder: Wikipedia, Pixabay,
Alle rechte verbleiben beim Autor.

Prolog

1803

Andreas Weigner und Sohn sind auf dem Weg nach Hause. Er hat sich heute Abend beim Adlerwirt mehrere Gläser Wein gegönnt. Er kann es sich leisten, zweimal in der Woche in das Gasthaus zu gehen. Seinem Vater gehört die erste Wagnerei in der Stadt. So trifft sich jeden Mittwoch mit jungen Meistern von verschiedenen Zünften zum Umtrunk. Alle fragen sich, wie es mit ihren Geschäften weitergehen soll. 1803 ist für Würzburg und seinen Bewohnern ein Jahr der Entscheidung. Auch für das ganze fränkische Land. Verbote, Sanktionen und Raub. Uralte Bräuche sind verboten worden. Verwaltungen wurden aufgelöst. Führende Persönlichkeiten der Stadt wurden aus ihren Ämtern vertrieben. Die Handwerker haben ihren größten Auftraggeber verloren. Vor vier Wochen wurde bekannt, dass die bairischen Diebe das Herzogsschwert nach München bringen wollen. Das konnte nicht zugelassen werden. So haben sich acht Mann, die sonst alle in der Wirtschaft zusammensitzen, an dem bestimmten Tag, am Ende des Festungsweges aufgestellt. Mit Kapuzen über den Köpfen und Knüppel in den Händen warteten sie auf die Kutsche, die vom Berg von der Festung herunterkommen soll. Es dauerte nicht lange, da hören sie einen Wagen kommen. Sie versteckten sich, bis sich die Pferde auf dem gegenüberliegenden Weg befanden. Dann sind sie aus dem Versteck hervorgesprungen. Der Pferdelenker und sein mit einem langen Messer ausgestatteter Begleiter sind mehr wegen des Aussehens der Angreifer ob ihrer Bewaffnung erschrocken. Der Kutscher wurde festgehalten. Auch der Begleitschutz. Der Karren wurde durchwühlt. Es war kein Herzogsschwert zu finden. Nun wurden die Fuhrleute befragt. Der Kutscher sagte, wenn Ihr das Schwert sucht – es ist heute Nacht schon weggebracht worden. Ein Fuhrwerk, Kutscher mit zehn Mann Bewachung. Somit war die Aktion erfolglos beendet. Der Fürstbischof ist nun kein Fürst mehr. Auch er muss sich unter die baierische-Knute beugen. Sicher, jeder hat den Fürstbischof nicht nur einmal am Tag verflucht. Auch er hatte seine Zuträger. Sein Herrschaftsanspruch war überall und absolut zu spüren. Und doch mochten wir ihn irgendwie. Er konnte auch weichherzig, mild und gütig sein. Vor allem fühlte er sich seinem Fürstentum und seinen Untertanen verpflichtend. Es kam die Nachricht, dass die Franzosen

bald in Würzburg einmarschieren werden. Dies ist in aller Munde. Es erhofften sich viele Leute, dass Bonaparte aus Franken einen modernen Staat macht. Doch diese Hoffnung wurde noch vor dem Einmarsch der Baier enttäuscht. Wie Räuberbanden zogen diese plündernd durch die Straßen und haben alles mitgenommen, was nach Gold glänzte. Fünfzig anständige Würzburger Bürger sind zu Tode gekommen. Seinen Onkel, der im Rat der Stadt vertreten war, haben sie verschleppt. Er hat sich den Räubern in den Weg gestellt, als diese in eine Goldschmiedewerkstatt eindringen wollten. Bis nach Augsburg brachten die Bayernbüttel, wo er in einen Kerker gesteckt wurde. Erst vorgestern ist er zurückgekommen. So abgemagert, dass man seine Rippen zählen konnte. Zwei Stunden, bevor die Franzosen erschienen sind, ist auch der letzte baierische-Räuber aus der Stadt verschwunden. Viele Würzburg sind zum Rathaus gekommen, wo der Bürgermeister die Eindringliche begrüßte. Die meisten Bürgerinnen und Bürger sind stumm und regungslos dagestanden. Man hat einige Hochrufe gehört. Ein paar Einzelne streckten vor Wut Ihre Faust in die Höhe. Andreas Weigner ist überzeugt, dass diese baierische-Herrschaft nicht lange andauern wird. Ganz in sich vertieft, stößt er fast mit einer Frau zusammen. Er blickt auf und sagt: "Na, Frau Engel, noch um diese Zeit unterwegs?" Frau Engel ist die Ehegattin des Stadtschreibers. Sie klagt, dass ihr Mann nach München müsset. Er muss den Baier seine Aufzeichnungen über alle Sitzungen des Stadtrates erklären. Ihr Mann erwägt, die Stadt zu verlassen. Aber was dann? „Ich werde Ihren Mann schon helfen“, sagt Weigner. „Wichtig ist, dass er aus gesundheitlichen Gründen nicht nach München gehen kann.“ „Bestimmt kann er in der Universität eine neue Stelle als Schreiber bekommen.“ „Kommen Sie morgen zu mir in die Werkstatt.“ Frau Engel meint, sie wird da sein und geht weiter. Auch Andreas Weigner nimmt nun einen schnelleren Schritt auf. Es ist sowieso gefährlich, so spät durch die Gassen zu gehen. Sein Freund Georg wurde vom Nachtwächter, der mit zwei Bütteln unterwegs war, festgenommen und eingesperrt. Streiterei hat man ihm vorgeworfen. Nur durch ein Auslösegeld ist er am nächsten Nachmittag wieder freigekommen. Als er zu seinem Anwesen kommt, sieht er, dass Licht ist. Sehr ungewöhnlich, dass seine Eltern noch wach sind. Er greift über das Tor und hebt den Balken hoch. In der Wohnstube sitzen seine Eltern und noch zwei Männer am Tisch. Es sind Günter Henke und der Stadtpfarrer. Der Kantor hat ein Buch vor sich aufgeschlagen und Tränen in den Augen. Er sieht Andreas Weigner an und sagt: "Die

Figur des heiligen Kilian im Dom ist auch verschwunden." Und aus Bamberg hört man, dass der Domschatz gestohlen worden ist. Jetzt wollen sie die Fronleichnamsprozession verbieten, jammert der Stadtpfarrer. Und den Bittgang zum Kreuzberg in der Rhön gibt es auch nicht mehr. Diese Raubritter bereichern sich mit unseren Schätzen, meint Andreas Weigner voller Wut. Und geht ins Bett.

1

Altmoser

Ende August, an einem sehr heißen, schwülen Donnerstag, sind die Kaffees in Würzburg sehr gut besucht. Auch Hauptkommissar Alois Weigner vom regionalen Polizeipräsidium Franken I flüchtete von seinem heißen, stickigen Büro in eines der dem Präsidium naheliegenden Kaffee. Mit Mühe und Not hat er sich einen kleinen, runden Tisch, an dem zwei Stühle stehen, erkämpft. Um ihn herum, ein durchaus vom Alter her gemischtes Publikum. Junge Leute aus den Geschäften und Betrieben. Von der Universität kommend auch Studenten, Schülerinnen und Schüler. Ältere Semester, die in der Stadt gekommen sind, um Einkäufe zu tätigen. Auch Mütter mit Ihren Kleinkindern oder Kindern halten sich hier auf. Ein buntes Treiben also, was vielleicht viele Menschen in seinem Alter als nervend empfinden. Für ihn ist es beileibe nicht so. Seitdem seine Frau gestorben ist, sucht er das „Leben“ um ihn herum. Letztes Jahr hat er im November seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert. Im Februar ist dann seine Frau an Krebs gestorben. Seitdem versucht er u. a. mit verstärktem Arbeitseinsatz den schmerzhaften persönlichen Verlust zu kompensieren. Manche seiner Kolleginnen und Kollegen meinen sogar, er übertreibe. Er ist unausstehlich geworden. Andere haben ihn geraten, so auch der Polizeipräsident, er soll sich eine Auszeit nehmen oder eine Kur antreten. Doch er hat all die gut gemeinten und freundlichen Ratschläge abgelehnt. Heute um 14.00 Uhr hat er einen Termin mit dem Präsidenten. Er wird aus seinen Gedanken gerissen, als die Bedienung seine Bestellung bringt. Eine ruhige, freundliche Stimme fragt ihn, ob es so recht sei. Sie hat eine fränkische Tracht an. Nicht eine, die den Trachten aus früheren Jahrhunderten nachempfunden wurde, sondern eine, die vom fränkischen Trachtenverband als fränkische Tracht klassifiziert wurde. Das Alter der Frau schätzt er auf sechzig oder knapp darüber. Also etwa so alt wie er. Außerdem stellt er fest, dass die Frau am linken Ringfinger zwei Eheringe trägt. Es kann sein, dass ihr Mann nicht mehr lebt. Sie Witwe ist. Als die Bedienung zu einem anderen Tisch gerufen wurde, stellt er sein Tablett vor sich. Er überprüft noch einmal seine Bestellung: "Eine Portion Kaffee und ein Glas Wasser." Zwei belegte Brötchen und noch was Süßes: ein Stück Käsekuchen. Keine Viertelstunde vergeht, um sein

„Mittagsmahl“ zu beenden. Lediglich das Glas mit Wasser ist noch halb voll. Er ruft der Bedienung, die gerade am Nebentisch kassiert. Die junge Dame fragt ihn, nachdem Sie die anderen Gäste verabschiedet hat, nach seinem Wunsch. Er bestellt ein „Achterle“ Silvaner. Es dauert nicht lange, bis der Wein gebracht wird. Er nimmt das Glas in die Hand und schüttet den Wein in das Glas mit Wasser. Er hat nun eine Weinschorle. Nach einem Schluck aus dem Glas greift er in seine rechte Jackeninnentasche und holt eine Pfeife heraus. Es folgen Tabak, Feuerzeug und Pfeifenbesteck, die sich in der rechten Jackeninnentasche befinden. Er ist schon seit seinem sechzehnten Lebensjahr Pfeifenraucher. Er muss zugeben, dass sich damals nicht nur reiner Pfeifentabak in den Köpfen der Pfeifen befand. Aber das ist lange her. Jetzt sollen deftige Sprüche auf den Verpackungen vom Rauchen abhalten. Zufrieden lehnt er sich zurück und schaut den Rauchwolken beim Anzünden der Pfeife nach. Durch den Rauch, den er durch kräftiges Ziehen an seiner Pfeife erzeugt, sieht er eine nicht nur ihm bekannte Persönlichkeit auf das Café zu laufen. Es ist Günter Pfandes. Günter Pfandes ist fränkischer Aktivist und ein Verfechter eines unabhängigen Frankens. Nun, eines haben sie schon erreicht. Nämlich dass es seit zwei Jahren in Bayern einen Regierungsbezirk Franken gibt. Mehrmals schon musste er bei Veranstaltungen der „Frankenversammlung“ anwesend sein. Bisher gab es keine Probleme. Er lehnte es außerdem ab, die Mitglieder der Frankenversammlung zu beobachten, denn für diese Art der Überwachung ist der Staatsschutz zuständig. Günter Pfandes hat ihn entdeckt und geht auf ihn zu. Sie geben einander die Hand. Günter Pfannes, der im letzten Semester seines Jurastudiums ist, fragt Weigner, ob er im Dienst ist oder Urlaub macht. Weigner erwiderte, er macht eine ausgedehnte Mittagspause. Dann versucht er herauszubekommen, was die Franken vorhaben oder planen. Doch Pfandes gibt sich zugeknöpft. Schließlich verrät er, dass man dabei ist, die restlichen fränkischen Kulturschätze nach Franken zurückzubekommen. Sie befinden sich unter dem Vorwand der Transportunfähigkeit noch in München. Die Frankenversammlung hat endlich einen unabhängigen Gutachter gefunden, der attestieren soll, dass die Kunstschatze gleichwohl nach Franken gebracht werden können. Weigner, der seine Sympathie für Franken bisher nicht offen äußern kann, schließlich ist bayerischer Staatsbeamter, wünscht der Gruppe viel Glück. Dann stehen beide auf. Weigner geht in Präsidium und Pfandes in die Uni. Um vierzehn Uhr fünfundvierzig, mit einem

dienstlichen Dokument in der Hand, steht Weigner vor dem Polizeipräsidium. Er wusste bis dahin nicht, dass der Polizeipräsident ihm sagen wird, dass er mit sofortiger Wirkung in den einstweiligen Ruhestand versetzt ist. Weigner ist fassungslos. Gegen seinen Willen ist er Pensionär. Auch wenn er sich über die Höhe der Pension nicht beklagen kann. Die Frage ist, was er jetzt den ganzen Tag machen soll?

Museumsdirektor Friedhelm Altmoser macht wie jeden Abend, nachdem das Museum geschlossen hat, seinen Rundgang durch die Alte Pinakothek. Seine Blicke streifen die alten und wertvollen Exponate aus den verschiedenen Jahrhunderten. Sie sind ihm ans Herz gewachsen. Er ist einer der jüngsten Museumsdirektoren überhaupt. Und das auf ganz Deutschland bezogen. Nun, er muss zugeben, dass er ohne Beziehungen auf keinen Fall diesen Posten bekommen hätte. Allein von der Qualifikation her hätte man ihn diese herausragende Stellung nie gegeben. Seine Parteikollegen haben nachgeholfen. Dazu verwandtschaftliche Bindungen zu einem Staatssekretär im Kultusministerium sind und waren von Vorteil. Wie es auch sei, er hat nun das erreicht, von dem er von Jugend her geträumt hat. Er kommt nun in einem Raum, wo Exponate aus dem ehemaligen fränkischen Reichskreis stehen oder liegen. Früher waren die Bilder oder Gegenstände verteilt im ganzen Museum. Um die aufsässigen Franken zu beruhigen, sind diese nun in einem Raum zu besichtigen. Er geht an die Rückwand des Raumes und schiebt einen kleinen Vorhang, der mit Motiven aus dem Mittelalter bestickt ist, beiseite. Friedhelm Altmoser holt einen Sicherheitsschlüssel aus der Hosentasche und steckt den Schlüssel in ein kaum zu sehendem Schlüsselloche. Dann hebt er einen Griff, der in der Wand versenkt ist, hervor und zieht ihn nach vorne. Es öffnet sich eine Stahltüre und gibt einen Blick in einen mannshohen Tresor. In diesem Raum kommen die Kunstwerke aus Franken, um über Nacht von Dieben sicher zu sein. Diese besondere Sicherheitsmaßnahme ist nötig, da die Exponate einen unermesslichen Wert haben. Natürlich ist das Museum gut abgesichert und die Wertgegenstände an ihren Plätzen sind noch zusätzlich befestigt. Bei den fränkischen Kulturgütern hat man sich eine besondere Sicherung einfallen lassen. Geschätzter Wert der Gegenstände zehn Millionen Euro. Andere Gutachter sprechen von dreizehn Millionen Euro. Friedhelm Altmoser holt nun Stück für Stück aus den Vitrinen und legt die Kunstwerke in den Tresor. Bevor er den Tresor verschließt,

vergewissert er sich noch einmal, ob er auch alle Exponate in den Tresor gelegt hat. Danach geht er in sein Büro und setzt sich an seinem Schreibtisch. Er holt sich eine Kaffeekanne, die auf einer Anrichte steht, und setzt sich wieder. Dort schenkt er sich den lauwarmen Kaffee in die auf dem Tisch stehende Tasse ein und nimmt einen Schluck. Am liebsten möchte er überhaupt nicht nach Hause gehen. Er besitzt eine große Villa aus dem neunzehnten Jahrhundert. Die Räume dieser Villa sind mit antiken Möbeln ausgestattet. Am Haus ist ein großer Garten mit Pool. Aber was nützt das alles, wenn man allein ist. Seine Ehegattin und die Kinder haben ihn vor fünf Wochen verlassen. Seine Frau und er lieben sich noch über alles. Auch von seinen zwei Kindern könnte er sich nur mit Schmerzen trennen. Grund der Trennung ist, wie bei vielen Scheidungen das Geld. In seinem Fall sind es nicht Schulden wegen des Hauses oder teuren Anschaffungen, sondern seine Spielleidenschaft oder besser seine Spielsucht. Er holt sein Notizbuch aus dem Schubfach. Seine Schuldenstände weisen Beträge auf, die ihm den Schweiß auf die Stirn treiben. Es gibt nicht nur Verbindlichkeiten, die er bei seiner Bank hat. Verwandte Freunde und auch Leute, die er nicht kennt, haben ihm Geld geliehen. Es wird nicht mehr lange dauern, bis seine Bank für ihn kein Geld mehr hat. Es wurde ihm schon die Zwangsversteigerung seines Hauses angedroht. In letzter Zeit hat er sehr viel Pech beim Roulette. Er wollte schon aussteigen. Fast ein Viertel seines Gehaltes gibt er für die Rückzahlung aus. Aber trotz seines nicht geringen Verdienstes mindern sich die Schulden nicht merklich. Freunde und Bekannte kann er nicht mehr um Geld bitten. In das Spielcasino darf er seit drei Wochen auch nicht mehr. Es war für ihn hier in München aber nicht schwer, Möglichkeiten zur Befriedigung seiner Sucht zu finden. In einem Hinterzimmer eines Hotels spielt er nun illegal. Friedhelm Altmoser steckt das Notizbuch in die Innenseite seines Jacketts. Er verlässt das Museum durch den Personaleingang. Vom Museum bis zu seinem Haus sind es nur dreißig Minuten zu laufen. Zu Hause angekommen duscht er sich. Nach dem Duschen, er hat sich einen Freizeitanzug angezogen, geht er in die Küche und öffnet den Kühlschrank. Zwei kalte Brathähnchenschenkel wird er essen. Sie sind übrig vom Sonntag, als die Familie da war. Dann setzt er sich, nachdem er sich noch eine Scheibe Brot aus dem Brotkasten genommen hat, an die Küchentheke. Hastig isst er sein Abendmahl und stellt das Geschirr in die Spülmaschine. Er überlegt, in den Garten zu gehen, um ein paar Züge zu schwimmen. Diesen Gedanken verwirft

er schnell. Sein Weg geht zum Kühlschrank. Mit zwei Flaschen Bier in der Hand geht er in das Fernsehzimmer. Dieses Zimmer und die Küche sind seine vorrangigen Aufenthaltsorte in dem Haus. Nachdem er sich ein Glas aus der Vitrine genommen hat, setzt er sich bequem in den Fernsehsessel. Er öffnet eine Flasche und gießt das Bier in das Glas. Dann schiebt er den Aschenbecher in seine Nähe. Das Fernsehprogramm gefällt ihm nicht. Laufend schaltet er die Programme durch und lässt dabei bewenden, als er einen Western findet. Es gehen keine zehn Minuten vorüber, als Friedhelm Altmoser einschläft. Durch den Lärm aus dem Fernseher in dem Wildwestfilm wurde geschossen, wacht er wieder auf. Er sieht den Spielbetrieb Roulette, Kartenspieler und Automaten. Friedhelm Altmoser schaltet den Fernseher aus. Er liegt im Dunklen da. Ganz plötzlich und ruckartig steht er auf und geht sich zum Kleiderschrank, der im Schlafzimmer steht. Krawatte, weißes Hemd, schwarzer Anzug. Einige Minuten später macht sich Friedhelm Altmoser auf zu dem Hotel, um Roulette zu spielen. Als er die Hotelhalle betritt, schaut der Portier kurz auf und runzelt die Stirn. Trotzdem geht er zum Empfangstresen. Auch wenn er spürt, dass er nicht unbedingt erwünscht ist. Es entwickelt sich eine unschöne Diskussion, bei der es darum geht, wie viel Kredit er von der „Bank“ bekommen kann. Der Chef des Hotels hat verfügt, dass Friedhelm Altmoser bis zu fünftausend Euro bekommen kann. Und das ist Friedhelm Altmoser zu wenig. Auch wenn der Portier es wollte. Er kann nicht mehr als fünftausend Euro ausgeben. Voller Wut steckt Friedhelm Altmoser das Geld ein und geht zum Aufzug. Auf der Fahrt in das zweite Kellergeschoss beruhigt sich Friedhelm Altmoser wieder. Unten angekommen schlägt er den bekannten Weg ein und steht nach fünfundzwanzig Metern vor einer Tür. Er drückte auf einem Klingelknopf. Er hört, wie sich eine Person der Tür nähert. Diese Person öffnet von innen ein in der Tür eingebautes Sichtfenster. Friedhelm Altmoser merkt, dass dieses Fenster wieder geschlossen wird. Kurz darauf wird die Tür geöffnet. Friedhelm Altmoser betritt den Empfang des Spielsalons. Die Tür hat die nicht mehr so ganz junge Elfi geöffnet. Sie ist schon auf dem Weg zurück in den Salon. Friedhelm Altmoser hängt seinen Mantel an die Garderobe und bemerkt, dass bisher nur zwei Leute da sind. Nach den Mänteln, die da hängen, müssen es eine Frau und ein Mann sein. Er geht in die Halle und sieht zwei Bekannte. Da ist Rosemarie Rüpel und Hans Schacher. Sie sind auch leidenschaftliche Spieler. Im Gegensatz zu ihm verfügen diese aber über

genügend Geld und Vermögen. Obwohl sie wissen, wie es finanziell um Friedhelm Altmoser steht, wird er herzlich begrüßt. Rosemarie Rüpel, eine Stieftochter eines bayerischen Industriellen, hat Friedhelm Altmoser in die Welt der Casinos eingeführt. Ganz zufällig und aus Neugierde ist er in das Münchener Kasino gekommen. Frau Rüpel stand damals am Roulette Tisch. Er war der Meinung, dass sie ihm damals wie eine gute Bekannte vorgekommen ist. Als er sich ihr vorstellte, sagte sie, dass sie ihn nicht kenne, und hat ihn zu einem Spiel eingeladen. Im Münchener Kasino Royal ist sehr viel Betrieb. Dicht gedrängt stehen Besucher weiblichen und männlichen Geschlechts um die Spieltische herum. Die Damen in langen, fast bis zum Fußboden oder bis kurz über den Knien reichenden Kleidern. Oben geschlossen oder Dekolletés, die die Brüste offen zeigen. So manche ältere Besucherin musste wohl mit sehr viel Kosmetik versucht haben, ihre nicht mehr so glatte Haut zu straffen. Die Männer in Anzügen. Ein- oder auch Zweireiher. Einige der Herren, es ist die Minderheit, tragen Jeans mit Jackett. Aber alle haben sich eine Krawatte umgebunden.

Die Kleidung beiderseitigen Geschlechts ist natürlich aus bestem Stoff und Zwirn. Der Wert des Schmuckes, der hier getragen wird, übersteigt den Betrag einer Million mehrfach. Unter diesen Menschen steht Rosemarie Rüpel und schaut sich den ganzen Betrieb an. Gleich, nachdem Frau Rüpel das Kasino betreten hat, war ihr bewusst, dass sie mit ihrer Kleidung Aufmerksamkeit erweckt. Zumeist ältere Damen schauten sie abwertend an. Zuerst erwägt sie, wieder in das Hotel zurückzugehen, um sich etwas anderes anzuziehen. Doch diesen Gedanken folgte eine Trotzreaktion. Sie bleibt hier. Sie fragt sich, was an ihrer Garderobe auszusetzen sei. Ihr Kleid aus leichtem Stoff und fast heller blauer Farbe reicht bis kurz über die Knie. Die Taille wird betont. Ein dezentes Dekolleté gibt den Halsansatz voll frei. Von einer älteren Dame wird sie angesprochen: "In das Kasino geht man nicht mit einem Tanzkleid." nach diesem Anstandsrußel geht sie in den Saal mit den Roulette Tischen. Sie stellt sich hinter eine Reihe von Menschen, die um einen Roulettetisch stehen. Alle Schauen gespannt, wie die Spieler die Einsätze bekannt geben und ihre Jetons auf das Feld schieben. Sie geht um den Tisch herum, um einen besseren Platz zu bekommen. Da entdeckt sie einen Mann, sie schätzt sein Alter so auf Mitte zwanzig, der ihr bekannt vorkommt. Er hat einen hochroten Kopf. Wahrscheinlich ein Verlierer, der einen hohen Einsatz verspielt hat. Sie grübelt. Woher kommt mir der Mann bekannt vor? Da fällt es

ihr wie Schuppen von den Augen ein. Friedhelm Altmoser. Zugleich merkt sie, wie Ihr die Röte hochsteigt. Die Altmoser waren einmal sehr gute Bekannte Ihrer Familie. Ihr Papa war ein Schulfreund vom Vater des Friedhelm Altmoser. Der war ein hohes Tier in einem Ministerium. Dieser Art von Kontakt war auch von Vorteil für die Geschäfte Ihres Vaters. Die Familien besuchten sich gegenseitig. Gingen zusammen auch in Urlaub. Bis zu einem, jenem Tag, an dem Rosemarie Rümpel Ihren Bruder verloren hatte. Der betreffende Tag hat wunderbar angefangen. Obwohl es schon Mitte Oktober war, hat die Sonne kräftig geschienen. Die Familien sind sehr früh weggefahren und haben sich in Garmisch-Patenkirchen um acht Uhr getroffen und in einem Hotel gefrühstückt. Danach hat man sich auf einen Parkplatz zur Partnachklamm getroffen. Mit guter Ausrüstung an Schuhen und Kleidung machte man sich auf, um durch die Klamm zu gehen. Nach zehn Kilometern war dann die dritte Erholungspause. Nach dieser Rast ging es dann Richtung Parkplatz zurück. Die zwei Jungen, ihr Bruder und Friedhelm Altmoser, sind hinter den Elternpaaren gelaufen. So etwa fünfzehn Metern entfernt. Sie war zehn Meter hinter den Jungs. Ungefähr nach der halben Wegstrecke hörte sie, wie die zwei Jungs heftig miteinander gestritten haben. Das war nicht ungewöhnlich. Sie haben sich schon des Öfteren gestritten. Als sie dann noch beobachtete, wie sich die beiden gegenseitig stoßen, beschleunigte sie ihre Schritte. Obwohl sie damals erst dreizehn Jahre alt war, erkannte sie die Gefahr. Der Weg in diesem Abschnitt war sehr schmal. An den Seiten des Weges ging es teilweise senkrecht bergab. Es besteht die Gefahr, dass Ihr Bruder und Friedhelm durch das Handgemenge den Abhang hinunterstürzen könnten. Da passierte es. Friedhelm Altmoser hat Ihren Bruder einen Stoß versetzt, der so heftig war, dass ihr Bruder zu Boden gefallen ist. Er rutschte unter die Absperrung so weit hindurch, dass seine Füße keinen Halt mehr finden konnten. Friedhelm stand erstarrt da und konnte auch nicht durch lautes Zurufen, er solle Manfred herausziehen, nicht aus seiner Lethargie geweckt werden. Manfred stürzte den Abhang hinunter. Die herbeigerufene Bergwacht konnte den Bruder aus der Schlucht holen. Alle Betroffenen sind erleichtert gewesen, dass er noch lebte. Leider hatte er so schwere Kopfverletzungen, dass er mit einer schweren Behinderung nur noch in einem Heim leben konnte. Vor sechs Wochen ist er gestorben. Für Rosemarie Rümpel war und ist es klar, dass Friedhelm Altmoser ihren Bruder getötet hat. Wie oft hat sie Ihren Vater und ihrer Mutter von

den Streitereien von damals in der Klamm erzählt. Beide Eltern meinten, wenn es so gewesen sei, dann war es auch ein Unfall. Es kam zu keiner Anzeige. Es ist Ihr bewusst, dass sie juristisch nichts gegen Friedhelm Altmoser unternehmen kann. Aber sie hat sich vorgenommen, den Mann zu ruinieren. Sie hat Erkundigungen aufgenommen. Einen Privatdetektiv beauftragt. Und jetzt sitzt dieser Mensch hier an einem Roulette Tisch und vergnügt sich. Sie wundert sich schon, dass der Privatdetektiv nichts davon berichtet hat, dass Friedhelm Altmoser das Spielcasino besucht. Nun sieht sie, dass Friedhelm Altmoser bleich im Gesicht den Roulette Tisch verlässt. Er bewegt sich auf eine Sitzgruppe zu, die gerade frei wurde. Rosemarie folgt ihm. Kaum hatte er sich hingesetzt, fragt sie ihn, ob Sie sich zu ihm hinsetzen kann. Er sagt nichts, sondern zeigt auf einen der freien Stühle. Rosemarie Rümpel setzt sich und wartet eine Weile. „Sie haben bestimmt eine große Summe beim Roulette eingesetzt“, spricht sie ihn an. „Leider“, antwortet er kurz. Sie versucht ihn auf aufzumuntern. „Am besten Sie gehen jetzt nach Hause und lassen für heute das Spielen sein“, fordert sie ihn auf. Doch Friedhelm Altmoser schüttelt mit dem Kopf. Er meint, er müsse heute noch die Hälfte des verlorenen Geldes wieder einspielen. Rosemarie denkt nur „Sucht.“ Viel braucht sie nicht zu tun, um den Mann in seinen wirtschaftlichen Ruin zu treiben. Er macht es alleine. Sie gönnt ihm auch sein Familienglück nicht. Sie informiert auch seine Frau, dass Ihr Mann regelmäßig in das Spielcasino geht. Eine kurze Zeit hörte und sah man nichts von ihm. Wie sie herausbekommen hat, wurde er als Vertretung für einen Kollegen ins Bundesarchiv nach Koblenz versetzt. Kaum wieder in München ward er wieder am Spieltisch gesehen. Rosemarie wundert sich schon, dass so ein Mann nie auf die Schnauze fällt. Aber er hat nun mal die Beziehungen und Freunde. Sie ist auch auf seine Wohnung scharf. So als Stadtwohnung wäre es nicht schlecht. Altmoser war froh, dass er jemand hat, die mit ihm die Kasinos abfährt. München, Baden-Baden, Bad Tölz auch Bad Reichenhall überall versuchte Friedhelm Altmoser in Begleitung Rosemarie sein Glück. Wobei er in Baden-Baden wirklich Glück hatte. Dreißigtausend Euro hatte er gewonnen. Sie hütete sich, ihm irgendeine Zuneigung zu zeigen. Eines Tages wird sie sich ihm offenbaren. Dann, wenn er am Boden ist und er seine ihm noch verbliebenen Cent Stücke zusammensucht. Und hoffentlich kann sie dann in seinem ehemaligen Haus ein rauschendes Fest feiern. Erst wenn das erreicht ist, kann Manfred in Frieden ruhen. Und Ihre Eltern auch.

Sie haben den Tod Ihres Sohnes Manfreds nie überwunden und sind darüber gestorben.

Friedhelm Altmoser geht zu Rosemarie Rümpel und Hans Schacher hin. Er begrüßt sie mit den Worten: „Noch nicht viel los heute?“ Rosemarie Rümpel würdigt Friedhelm Altmoser mit keiner Regung Ihres Gesichts. Herr Schacher meint, dass das Kasino schon noch voll wird. Er dreht sich um und geht zu einer der drei Sitzgruppen. Er setzt sich in einen der Sessel. Frau Rümpel folgt ihm nach. Sie lassen sich von einer Servicekraft je ein Glas Sekt bringen. Friedhelm Altmoser spürte, dass er nicht erwünscht war. Er begibt sich zu „seinem“ Roulette Tisch, um sich auf dem danebenstehenden Stuhl zu setzen. Etwas verärgert ist er schon. Er fragt sich, was er denen getan hat. Vor allem Herrn Schacher? Obwohl dieser Abend für ihn nicht gerade freundlich angefangen hat, hofft er doch, dass die Einsätze, die er ins Spiel bringen wird, sich verdreifachen werden. Er wird diesmal auf das Ganze gehen. Er hat sein ganzes Bargeld, das er bei sich hatte und das Geliehene, dass er sich oben im Empfang hat geben lassen, für Jetons eingetauscht. Er steht auf und geht zum Spieltisch. Der Croupier ist gerade dabei, den Tisch für den Abend herzurichten. Er schaut auf und redet Friedhelm Altmoser an. „Schon da, Herr Altmoser?“ Friedhelm Altmoser, der den jungen Mann kennt, fragt dagegen: „Heute schon wieder Dienst?“ Der Croupier beachtet Friedhelm Altmoser nicht weiter. Er muss schauen, dass er mit den Vorbereitungen fertig wird, denn der Saal füllt sich von Minute zu Minute. Auch Friedhelm Altmoser merkt, dass sich im Eingangsbereich die Besucher sich drängen. Er setzt sich wieder auf den Stuhl. Es dauert nicht mehr lange und der Croupier steht an seinem Platz. Drei Kollegen sind mittlerweile noch dazu gekommen. Vierzehn Personen haben sich am Spieltisch eingefunden. Die Spieler stehen direkt am Tisch und warten darauf, dass der Croupier den Aufruf zu Spiel gibt. Friedhelm Altmoser, der noch abseits auf seinen Stuhl sitzt, beobachtet die Menschen. Jüngere Dame stehen hinter schon etwas älteren Herren, die am Spieltisch sitzen. Frauen im fortgeschrittenen Alter, vermutlich Witwen wollen zu schauen oder auch Ihr Glück versuchen. Die einen in Abendkleider, die anderen einfach modern gekleidet. Sie warten wie die Männer, die durchweg im Smoking erschienen sind, darauf, dass der Croupier anfängt. Jetzt endlich. Friedhelm Altmoser sieht, wie die Leute die Gespräche einstellen, sich voneinander trennen und gespannt auf den Tisch schauen. Vier Spieler machen Ihre ersten Einsätze. Jetons werden

auf das Tableau gelegt. Mit „Nichts geht mehr“ („*Rien ne va plus.*“), deutet der Croupier an, dass keine Einsätze mehr ausgeführt werden können. Sind die Einsätze getätigt, setzt der Croupier die Roulettescheibe in Bewegung und wirft die Kugel gegen die Drehrichtung in den Zylinder. Sobald die Kugel liegen bleibt, sagt der Croupier die Gewinnzahl, deren Farbe und zeigt mit seinem Rechen (*Rateau*) auf die Gewinnzahl. Friedhelm Altmoser ist aufgestanden und zum Spieltisch gegangen. Er stellt sich hinter einer Dame, deren Körpergröße es ihm erlaubt, den Blick auf dem Tisch freizuhaben. Allerdings, denkt er sich, muss er sich früher oder später einen anderen Platz suchen. Das Parfum der Frau vor ihm riecht so intensiv, dass er Angst haben muss, sein Bewusstsein zu verlieren. Seine Stimmung wird immer besser, wie er beobachtet, dass die Kugel des öfteren die angesagte Zahl und Farbe findet. Die Uhr sagt, dass es Zeit ist, die Gunst der Stunde zu nutzen. Zu seinem Glück erhebt sich gerade ein Spieler von seinem Platz. Friedhelm Altmoser drängt sich durch die Zuschauer hindurch und setzt sich auf den frei gewordenen Sessel. Seine Jetons legt er vor sich auf dem Tisch. In den nächsten zwei Stunden geht er durch Himmel und Hölle. In der Anfangsphase kann er geringfügigere Gewinne bei kleineren Einsätzen einstreichen. Er nimmt sich vor, diese Beträge nicht zu verspielen. Fünftausend Euro hat er noch. Er gönnt sich eine Auszeit von einer halben Stunde. Dann nimmt er wieder Platz und dreht sich zufällig um. Hinter ihm steht Rosemarie Rümpel. Sie wünscht ihm viel Glück und ermutigt ihn zu einem großen Einsatz. Friedhelm Altmoser schiebt die Jetons auf das Tableau. Wert zweitausend Euro. Die Scheibe dreht sich. Der Croupier wirft die Kugel. Friedhelm Altmoser zittert am ganzen Körper. Er hat auch bei den folgenden Spielen kein Glück. Eintausend Euro kann er noch einsetzen. Wenn er will, kann er noch die ersten Gewinne zusätzlich verspielen. Er steht vom Tisch auf und geht zu den Sitzgruppen. Eine viertel Stunde später sitzt er wieder am Tisch. Rosemarie Rümpel hat ihn ermutigt, es noch einmal zu versuchen. Friedhelm Altmoser bringt die Tausend ein. Wieder nichts. Noch hat er fünftausend Euro. Er holt die Jetons aus der Hosentasche. Dreitausend denkt er. Dann ist Schluss. „*Rien ne va plus.*“ Friedhelm Altmoser schließt die Augen. Er hört die Roulettescheibe. Er hört, wie die Kugel ihr zufälliges Ziel sucht. Er macht die Augen auf und wird blass. Wieder verloren. Seine Füße werden schwer. Nach ein paar Minuten rafft es sich hoch und schwankt zum

„Bankschalter“ um sich seine zweitausend Euro auszahlen zu lassen. Im Foyer angekommen, wird er vom Portier in Empfang genommen und zu einem Herrn Hafner gebracht. Dieser eröffnet ihm, dass er ab jetzt Hausverbot habe. Seine Schulden sind dermaßen hoch, dass nur durch den Verkauf seines Hauses das Kasino und die anderen Gläubiger zu Ihrem Geld kommen können. So in zwei Monaten würde es so weit sein. Friedhelm Altmoser steht wortlos auf und geht aus dem Büro. Statt sich auf dem Weg nach Hause zu machen, holt er sich am Tresen der Bar, die sich links vom Empfangsbereich befindet, eine Flasche Martini. Mit einem Glas in der Hand setzt sich an einen der nicht besetzten Tische. Die ersten zwei gefüllten Gläser gießt er in sich hinein und glaubt danach, dass es ihm viel besser geht. Aber auch der Alkohol kann seine Gedanken über den Verlust seines Hauses nicht verdrängen. Und so grübelt er nach, wie er den Verkauf noch rückgängig machen kann. Alle Verwandte, Bekannte und Freunde kommen ihm in den Sinn. Doch bei denen, die vermögend sind, hat er schon Schulden. Die anderen kommen für ihn nicht in Betracht, weil diese nur beschränkt oder über kein Kapital verfügen. Er hat gerade seine Flasche bis auf einen kleinen Rest ausgetrunken, da stellt ihm jemand eine neue Flasche hin. Erstaunt schaut Friedhelm Altmoser nach links. Zwei Herren so unter vierzig Jahren stehen neben ihm. Alle beide sind so circa einen Meter achtzig groß. Einer davon hat breite Schultern und kann man als dick bezeichnen. Ihn kann man als Bayer einschätzen. Der andere Mann könnte vom Typ her aus Italien stammen und hat eine beinahe schlanke Figur. Sie setzen sich ohne Umschweife zu Friedhelm Altmoser an den Tisch. Auch die Fremden haben Ihre Gläser mitgebracht. Nachdem das Glas von Friedhelm Altmoser wieder gefüllt ist, stelle sich der Dicke als Georg Debrotesch vor. Sein Kumpel heißt Ferdi Leuschner. Sie sind Münchener und suchen einen Geschäftspartner. Friedhelm Altmoser hört auf. Was für ein Geschäft könnte das sein, denkt er. Es nicht gerade das richtige Vorhaben, nach einem Geschäftspartner zu suchen. Er wird durch Ferdi in seinen Gedanken gestört. Dieser erklärt, dass sie im Kunsthandel tätig sind. Sie bereiten gerade eine größere Aktion vor. Sein Anteil nach Abschluss des Geschäftes beträgt dreihundert-fünzigtausend Euro. Friedhelm Altmoser denkt, dass er mit diesem Betrag nicht alle Schulden bezahlen kann. Aber den größten Teil. Sein Haus wäre für ihn gerettet. Er wendet sich Georg zu und fragt ihn, was er dabei zu machen hat. Und das muss hier und jetzt gesagt werden. „Sie arbeiten doch im Museum“, sagt er zu Friedhelm Altmoser. Friedhelm Altmoser nickt und denkt dabei an alles Mögliche. Nur nicht an das, was

Georg ihn nun sagen wird. „Wir wollen uns die fränkischen Kunstschatze holen“, spricht er. „Alles“, meint er weiter. Friedhelm Altmoser wirkt wie erstarrt und kann keine Worte finden.

„Für das, was Sie dabei tun müssen, ist das Geld, das sie dafür bekommen, wirklich reichlich“, durchbricht Ferdi die über eine Sekunde andauernde Stille. Friedhelm Altmoser aus seiner Lethargie erwacht, sagt „Nein“. Doch Georg spricht auf ihn ein. Seine Schulden, seine Frau und die Kinder und wieder ein paar mehr Annehmlichkeiten. Friedhelm Altmoser wischt sich den Schweiß von der Stirn und trinkt ein Schluck aus seinem Glas. „Und was soll ich tun, was ist meine Aufgabe?“, fragt er leise. Georg meint er, Friedhelm Altmoser muss eigentlich gar nichts tun. Der Ablauf geht so. Vonstatten aus: achtzehn Uhr. Das Museum wird geschlossen. Um achtzehn Uhr fünfundvierzig rufen Sie die Sicherheitszentrale an und melden, dass sich der Tresor nicht schließen lässt. Wir werden die Tresortür dementsprechend präparieren. Die Sicherungsmaßnahmen sind ja dann für fünfundzwanzig Minuten unterbrochen. Diese Minuten nutzen wir aus. Wir nehmen die Gegenstände weg und stellen Holzklötze an deren Stelle. Aber der Ablauf kann sich noch ändern. Friedhelm Altmoser schluckt, als Georg mit seiner Ablaufbeschreibung fertig war. Soll er bei diesem Kunstraum wirklich mitmachen? Kann er überhaupt noch aussteigen? Was würde geschehen, wenn er einen Rückzieher macht? Jetzt, da alle Pläne offen liegen. So fragt er, wenn er dann das Geld bekommt. Ferdi meint, dass er sich da keine Gedanken machen soll. Sie haben einen Abnehmer und mit dem schon einen festen Preis ausgehandelt. Alle erheben sich. Friedhelm Altmoser auch. Georg gibt ihn als Erster die Hand und verabschiedet sich nicht mit dem üblichen „Servus“, sondern mit den Worten: "Es gibt kein Zurück. " Ferdi mit: "Aussteigen kann tödlich sein“. Friedhelm Altmoser setzt sich wieder hin. Er trinkt die zwei Flaschen Martini leer und wankt nach Hause. zu Hause angekommen, lässt er sich auf das Bett fallen und schläft gleich ein. Am nächsten Morgen beim Frühstück, versucht Altmoser Zeitung zu lesen. Doch er kann sich nicht konzentrieren. Am besten wäre es, jetzt gleich zur Polizei zu gehen, um über den geplanten Kunstraub zu berichten. Doch immer wieder muss er an sein Haus denken und an seine Schulden. Der Raub wäre die Gelegenheit, sich finanziell etwas Luft zu verschaffen. Er sieht die Gefahr, gefasst zu werden, als gering an. Er wird sich schon absichern. Er trinkt seinen Kaffee aus und macht sich auf

den Weg zum Museum. Unterwegs trifft er auf Leute, die ihm kennen. Jetzt aber nichts mehr von ihm wissen wollen. Am Museum angekommen holt er den Schlüsselbund aus seiner Hosentasche und sucht den Schlüssel für das Museum. Er sieht den Schlüssel für das Haus, für den Tresor und für die Garage. Der Museumsschlüssel ist nicht dabei. Hat er ihn zu Hause liegen gelassen? Er greift in die andere Hosentasche. Gott sei Dank, denkt er und holt den Schlüssel heraus. Es ist ein Zentralschlüssel. Nur wenn mit diesem Schlüssel die Außentür für den Personalraum auf oder zu geschlossen wird, können auch die anderen Türen. Im Museum bewegt werden. Friedhelm Altmoser sieht auf seine Armbanduhr. Jetzt muss er auch noch sieben Minuten warten, bis das Zeitschloss den Öffnungsvorgang freigibt. Ungeduldig trippelt er auf der Stelle. Ein Gewitter, das so zwischen null Uhr fünfzig und sechs Uhr die schwüle Luft vom Vorabend beiseitegeschoben hat, beschert den Münchenern einen sehr kühlen Morgen. Friedhelm Altmoser, der in einem leichten Anzug zum Dienst gegangen ist, könnte einen Mantel gebrauchen. Na endlich, die Zeit ist um. Friedhelm Altmoser schließt auf und geht in sein Büro. Es wird nicht mehr lange dauern, dann wird Herr Matthias Grantler erscheinen. Er, der nur eine sehr geringe Rente bezieht, arbeitet als Museumswärter. Friedhelm Altmoser geht in einen kleinen Raum, der als Küche benutzt wird und dementsprechend eingerichtet ist. Er nimmt den Wasserkocher von einer Anrichte und gießt Wasser hinein. Nachdem er den Wasserkocher eingeschaltet hat, holt er zwei Tassen aus einem Hängeschränk herunter. Diese Tassen sind von der Größe her nicht als die gängigen Tassen anzusehen. Da klingelt es. Friedhelm Altmoser, der gerade den löslichen Kaffee portionsweise mit einem Messlöffel in die Tassen geschüttet hat, geht zur Tür und öffnet. Draußen vor der Tür steht nicht der Herr Grantler, sondern eine junge Dame. Er schätzt Ihr Alter auf zweiundzwanzig Jahre. Seine Begrüßungsworte sind demnach nicht ein Willkommensgruß, sondern die Frage nach Herrn Grantler. Die junge Dame stellt sich als die Tochter des Museumswärters vor. Ihr Name ist Daniela. Friedhelm Altmoser kommt das als nicht geheuer vor. Seines Wissens hat Grantler keine Tochter. Schon gar nicht ein noch so Junge. Außerdem darf er Personen nicht beschäftigen, die der Verwaltung nicht bekannt sind. Er schickt die Frau weg und schließt die Tür hinter sich. Ein Blick auf die Uhr im Büro bemüßigt ihn, das Museum für die Besucher zu öffnen.

Ferdi Leuschner ist erstaunt, als Daniela zu Tür hereinkommt. Sie hatte er nicht erwartet. „Was tust Du hier“, spricht er Sie an. „Ich meine Du bist im Museum“. Daniela erzählt nun davon, wie sie von Herrn Friedhelm Altmoser abgewiesen wurde. Ferdi zuckt mit den Schultern. Daniela sollte Friedhelm Altmoser beaufsichtigen. Jetzt kann er zu der Wohnung des Herrn Grantler gehen und diesen aus seinem Badezimmer befreien. Oder doch nicht? Lieber erst nach der Aktion? Georg, der für ein paar Tage aus München anderswo ist, kann er auch nicht fragen. Er schickt Daniela weg mit der Maßgabe, ja den Mund zu halten. Dann schenkt er sich ein Bier ein. Einen halben Liter. In zwei Zügen hat er das Glas leer getrunken. Mit der Straßenbahn fährt er zu dem Mietshaus. Im zweiten Stock, er war über die Treppe hinaufgelangt, schließt er die Wohnungstür auf. Er geht in die Wohnung bis zum Bad und klopft an die Tür. Grantler, der auf dem Rand der Badewanne sitzt, steht auf. Er vernimmt, dass er frei sein wird. Es soll aber von dem Zwischenfall nichts erzählen und erst nach zehn Minuten das Bad verlassen. Den Teufel werde ich tun, denkt er. Er geht zur Badezimmertür und macht sie auf und betritt den Flur. Als die Wohnungstür zugeschlagen wird, läuft er nach vorne. Da er den Verbrecher doch nicht zu Gesicht bekommen wird, nimmt er den Weg in die Küche. Hier holt er sich Brot aus dem Brotkasten und schneidet sich zwei Scheiben Brot herunter. Er hat noch eine Packung Käse im Kühlschrank. Diese holt er heraus und vier Portionen Käse. Er wird dem Herrn Friedhelm Altmoser von dem Vorfall berichten und auch die Polizei informieren. So einfach kommen die mir nicht davon, denkt er. Nachdem er sich gesättigt hat, geht er ins Bad und rasiert sich. Er zieht seine Dienstkleidung an und macht sich auf dem Weg zum Museum. Sechs Stunden wurde er gefangen gehalten. Er möchte nur Bescheid Kenntnis haben, aus welchem Grund. Auch sein Vorgesetzter, der Herr Friedhelm Altmoser, möchte so einiges wissen. Obwohl er es eigentlich denken kann, wer hinter dieser Straftat steht.

Georg Debrotesch rutscht unruhig auf einer Eckbank hin und her. Schon fünfundzwanzig Minuten sitzt er nun schon in einer Gaststätte in der Altstadt von Füßen und wartet auf seinen Geschäftspartner. Um sechzehn Uhr ist dieses Treffen angesetzt. Bisher ist er mit an anderen Gästen wahrscheinlich Stammtischbrüder in der geschmackvoll eingerichteten Gaststube alleine. Sein zweites Bier hat er sich schon bestellt. Viel, eigentlich gar nichts hat er über seinen

Partner in Erfahrung bringen können. Von der Sprache her, vom Dialekt müsste er aus Südtirol kommen. Er spürt am Luftzug, dass die Tür der Gaststätte geöffnet wird. Herein kommt ein Mann so Mitte dreißig. Er ist ganz in Schwarz gekleidet und hat einen Aktenkoffer in der Hand. Als er sieht, Georg Debrotesch ihn bemerkt hat, hebt er die linke Hand. Der Mann kommt auf ihn zu und setzt sich am Tisch angekommen, wortlos auf einen Stuhl. Ohne Begrüßung kommt der Mann gleich zur Sache. Nun erfährt Georg Debrotesch, dass die Abnahme der Ware gesichert ist. Nur über den Preis muss noch einmal geredet werden. Acht Millionen Euro, wie gefordert sind zu viel. Auch wenn der Wert der Ware wirklich dem Wert der Forderung entspricht, so muss bedacht werden, dass die Stücke sehr schwer weiter zu verkaufen sind. Der finanzielle Aufwand für die Organisation des Vertriebes und das hohe persönliche Risiko kommen dazu. Georg Debrotesch schluckt und fragt nach, was er nun bereit sei, zu zahlen. Der Mann im schwarzen Anzug lehnt sich zurück und stellt sich nun als Herr Eduard Limmer vor. Die Bedienung fragt ihn nach seinen Wünschen. Er bestellt ein Hefeweizen. Als die Bedienung zur Theke gegangen ist, beugt er sich wieder ein wenig vor und sagt zu Georg Debrotesch vier Millionen. Georg ist entsetzt. Es schlägt ihn für kurze Zeit die Sprache. Dann nimmt er einen Schluck Bier und sagt seinem Gegenüber fünf Millionen. Für vier Millionen werden er und seine Leute keine Finger krumm machen. Lieber verzichten sie auf die Obliegenheit. Fünf Millionen, da komme man ins Geschäft. Das hatte der junge Mann nicht erwartet. Sein Auftraggeber will unbedingt diese Kunstschatze. Er wechselt erst einmal das Thema und fragt Georg Debrotesch, wie er mit seinen Kollegen die Kunstschatze aus dem Museum bekommen will. Doch sein Gegenüber weist diese Frage zurück mit der Antwort, dass dies wohl seine Angelegenheit ist. Georg Debrotesch wird allmählich ungeduldig. Er ist sich sicher, dass der Raub stattfinden wird. Auch ohne den Unbekannten. Dann sagt er: „Fünf Millionen fünfhunderttausend.“ „Eine Million im Voraus.“ Herr Limmers Augen werden immer größer. Er steht auf, verlässt seinen Platz und begibt sich hinaus vor dem Lokal. Da holt er sein Handy heraus und telefoniert. Nach etwa zehn Minuten kommt er wieder und setzt sich wieder hin. „Na gut, sagt er, ich bin einverstanden.“ Georg Debrotesch fällt ein Stein vom Herzen. Sie verbleiben mit der Maßgabe, dass Georg Debrotesch Herrn Limmer anrufen soll, wenn die Sache steigt. Natürlich erst nach der Übergabe des Vorschusses. In einem

Schließfach des Hauptbahnhofes München muss der Koffer mit dem Geld hinterlegt werden. Und zwar am kommenden Freitag. Wenn Georg Debrotesch das Geld hat und der Raub durchgeführt worden ist, ruft er Dimmer an und nennt Zeit und Ort der Übergabe. Im Austausch Geld – Ware soll dies vonstattengehen. Wimmers ist einverstanden. Er winkt nach der Bedienung. Nachdem er sein Bier bezahlt hat, trinkt er sein Glas leer und steht auf. Er gibt Debrotesch, ohne ein Wort zu sagen die Hand. Auf der Straße angekommen eilt er zu einem Parkplatz, der in der Nähe der Gastwirtschaft ist. Im Auto sitzend wird ihm klar, dass mit dieser Abmachung gut die Hälfte seiner Provision verloren ist. Und dagegen muss er etwas unternehmen. Mit diesen Gedanken fährt er los. Georg Debrotesch, der sich noch ein Bier bestellt hat, weiß nicht, ob er sich freuen oder er weinen soll. Wenn alles schiefgeht, hat er doch den Vorschuss. Dieser Typ, der gerade weg ist, hat eigentlich nur seine Handynummer. Er kennt nur seinen Vornamen und hat keine Ahnung, wo er wohnt. Das zur Sicherheit. Die nächste Aktion findet im Hauptbahnhof München statt. Er wird sich am kommenden Freitag sehr früh zu den Gepäckfächern begeben. Am besten schon um drei Uhr morgens um das betreffende Schließfach beobachten. Georg bestellt sich einen Leberkäse mit Kartoffelsalat. Die Gaststube füllt sich. Die neuen Besucher kann man als Touristen erkennen. Kameras und Karten und auch Reiseführer in Form von Faltblättern oder kleinen Broschüren werden abgelegt. Wobei die Reiseführer nach Abgabe der Bestellung wieder in die Hand genommen werden. Obwohl Ehepartner oder auch Kinder mit am Tisch sitzen, muss die Zeit, bis das Essen kommt, zur Planung weiterer Aktivitäten genutzt werden. Georg steht auf und geht zur Theke. Die Bedienung hat jede Menge zu tun und bemerkt ihn trotz mehrmaligen Winkens nicht. Er möchte zahlen und sich auf den Heimweg machen. An der Theke hat er Glück. Die Frau steuert auf ihn zu. Vor ihm stehend macht sie die Geldbörse auf und spricht ihn an: "Ich habe Sie schon gesehen - aber hier ist vielleicht was los." Georg bezahlt und verlässt die Gaststätte. Schnellen Schrittes begibt er sich zum Bahnhof. Wenn er Glück hat, erreicht er noch einen Zug nach München. Die Strecke führt über Kaufering. Er wohnt in einem Münchener Stadtteil, dass als mit einem sogenannten schlechten sozialen Umfeld bezeichnet wird. Er hat vor vier Jahren vom Sozialamt eine Zweizimmerwohnung zugewiesen bekommen. Seine Frau ist mit den drei Kindern ausgezogen. Er ist von Beruf Maurer.

Ein Rückenleiden macht es ihm unmöglich, seinen Beruf weiter auszuüben. Trotzdem keine Rente. Nach einigen sogenannten berufsfördernden Maßnahmen im ersten Jahr hat man ihn aufgegeben. Er sich aber nicht. Nach allem, was er mitgemacht hat, war ihm dieser Staat egal. Er richtet seine Wohnung sehr schön ein. Außerdem hat er, auch wenn es nicht legal ist, vierhundert Euro in der Woche verdient. Und das bar auf der Hand. Drei Firmen haben ihn jeweils für ein paar Stunden eingestellt. So freut er sich immer wieder, wenn er als Schwarzarbeiter diesen Staat betrügen kann. Zusammen mit der Stütze kommt er auf knapp achthundert Euro. Da die Miete für die Wohnung bezahlt wird, kann er durch die Schwarzarbeit das ganze verdiente Geld für seinen persönlichen Verbrauch in Anspruch nehmen. Sogar ein Auto hat er. Einer seiner Chefs hat es ihm angeboten. Steuer und Versicherung muss Georg natürlich zahlen. Diesen Wagen, ein alter Mercedes, benutzt Georg äußerst selten. Nur wenn er über Land fahren muss. In München und Umgebung sind die öffentlichen Verkehrsmittel angesagt. Aber bald kommt ja das große Geld, denkt er.

Eduard Limmer schließt die Tür zu seiner Wohnung auf, geht hinein und verschließt diese von innen. Im Wohnzimmer angekommen begibt er sich zum Faxgerät und sieht sofort, dass eine Faxnachricht in der Ablage liegt. Der Absender ist ihm bekannt. Pizzeria Napoli liest er. Man verlangt, ihn zu sprechen. Die Faxnachricht legt er auf den Wohnzimmertisch. Dann geht er in die Küche und holt sich ein Glas Wasser. Wieder im Wohnzimmer nimmt er die Fernbedienung des Fernsehers und schaltet diesen an. Der Sender bringt Unterwasseraufnahmen aus der Südsee. Herrliche Bilder, die nur durch seinen 24 Zoll LCD Bildschirm möglich sind. Er kann sich an der schönen Unterwasserwelt nicht so richtig erfreuen. Seine Gedanken schweifen ab zu dem heutigen Gespräch in Füßen. Es ärgert ihn immer mehr, dass dieser hergelaufene Sozialhilfeempfänger ihn um seine angemessene Provision bringt. Die überhöhten Forderungen gehen weit über die Vorstellungen seines Auftraggebers hinaus. Dimmer denkt, er wird sich etwas einfallen lassen. Fünfhundert tausend Euro. An die muss er wiederkommen. Nachdem er geduscht hat und mal kurz mit dem Rasiermesser über seinen Bart gestrichen ist, macht er sich auf, um zur Pizzeria zu gehen. Der große Boss Manuel Boccaccia ist von Mailand her nach München gekommen. Sicher in Begleitung seiner Sicherheitsleute. Boccaccio hat sich in München mit nicht gerade sauberen und fairen Mitteln ein kleines Reich aufgebaut. Er hat nicht

nur Verbindungen zu sehr vermögenden Familien in aller Welt. Sein „Arm“ reicht bis in das Rathaus von München hinein. Allein zwölf Stadträte stehen auf seiner Gehaltsliste. Unter dem Dach einer ordnungsgemäß angemeldeten Sicherheitsfirma brachte er achtzig Prozent der in München ansässigen Firmeninhaber dazu, sich unter seinen „Schutz“ zu stellen. Es sind nicht nur italienische Restaurants, darunter. Handelsfirmen, produzierendes Gewerbe und auch Firmen der Computerbranche gehören zu seinem Imperium. Aus der Prostitution und dem Drogengeschäft hält er sich heraus. Auch was den Handel mit Kunstgegenständen angeht. Bisher wenigstens. Bei seinem letzten Besuch machte Herr Boccacia in Begleitung von zehn Personen einen Rundgang durch die Museen von München. Die Kunstgegenstände aus Franken interessierten ihn. Besonders gefallen hat ihn das fränkische Herzogsschwert. Das ging so weit, dass er nach dem Wert der Gegenstände suchen lies.

Dimmer ist vor der Pizzeria angekommen. Auf dem Parkplatz davor müssten so an die zwanzig Autos stehen. Einen Wagen mit italienischen Kennzeichen kann er nicht sehen. Ist der Chef noch gar nicht da, fragt er sich. Er geht in das Lokal hinein. Wie schon vermutet, ist es gut besucht. Luca, der hinter dem Ausschank gerade einen italienischen Rotwein in ein Glas schenkt, weist mit einer Drehung seines Kopfes nach links. Er fordert mit dieser Geste Dimmer darauf auf, dass er durch eine Tür gehen soll, die sich links von der Theke befindet. Eduard Limmer geht durch den Gastraum, um dann die Tür zu öffnen. Hinter der Tür ist ein Flur. Nach ein paar Schritten hört er eine männliche, tiefe Stimme rufen: "Kommen Sie Dimmer ganz hinten rechts.“ Es ist Herr Boccacia, der da ruft. Und der steht auch im Türrahmen und winkt Dimmer heran. Dimmer kommt in das sehr spartanisch eingerichtete Zimmer. Boccaccio sitzt an seinen Schreibtisch. Er erhebt sich noch einmal und gibt seinen Münchener

„Statthalter“ die Hand. Er spricht zu den vor sich sitzenden leitenden Mitarbeitern, dass er vor allen anderen Geschäftsfeldern die Angelegenheit Kunstgegenstände ansprechen will. Kunstschatze haben einen beständigen Wert. Dimmer erzählt gleich, dass seine Geschäftspartner fünf Millionen fünfhunderttausend Euro für die Beschaffung wollen. Davon eine Million als Vorschuss in bar durch eine Übergabe. Er hat den Deal festgemacht. Boccaccio meint darauf hin, dass nur fünf Millionen Euro für die Beschaffung der

Gegenstände vorgesehen waren und sind. Das, was Eduard Limmer befürchtet hat, erfährt er nun aus erster Hand. Boccaccio weist Dimmer darauf hin, dass von seiner Provision nicht mehr viel übrigbleiben wird. Dimmer schluckt. Nur noch fünfzigtausend Euro. Das ist verdammt wenig für so eine große Obliegenheit. Er kann sich mit dem Verlust von fünfhunderttausend Euro nicht lange beschäftigen, da Boccaccio danach fragt, wenn das Geschäft nun abgewickelt werden soll. Dimmer erklärt, dass kommenden Mittwoch der Vorschuss für seinen Geschäftspartner in einem Schließfach am Hauptbahnhof deponiert ist. Am Dienstag darauf hat dann die Ware. „Brauchen Sie noch Leute für die Übergabe“, fragt Boccaccio. Dimmer verneint. Er hat schon drei Mann verpflichtet. „Na gut“, sagt Boccaccio und spricht andere Themen an. Zum Schluss verabschiedet sich Boccaccio von Dimmer mit der Bemerkung: "Das ist ja am Oktoberfest." Als Eduard Limmer nach vier Stunden Gespräch wieder in seiner Wohnung im Sessel sitzt, fängt er an zu grübeln. Ihm beschäftigt nur eine Frage, und zwar, wie er wieder zu seinen fünfhunderttausend Euro kommt. Er muss ja von den fünfzigtausend Euro, die ihm bleiben, auch seine Helfer bezahlen. Es geht kein Weg vorbei. Er muss sich einen Plan ausdenken. Da er ein Organisationstalent ist, fällt ihm das nicht schwer. Schon nach zwei Stunden Überlegens steht der Plan. Er braucht ihn nicht schriftlich niederzulegen, den behält er im Kopf. Zufrieden mit sich beschließt er auszugehen. In der Innenstadt kennt er eine Bar, die er des Öfteren besucht. Dorthin wird er gehen und sich ein paar Biere genehmigen.

Fährt man von Schweinfurt Richtung Bamberg auf der Autobahn Bibergau ab, wird das kleine schöne fränkische Städtchen Haßfurt erreicht. In den Hassbergen zu liegt nach einer kleinen Wegstrecke das Städtchen Königsberg in Franken. Es ist ein Muss, dieses Städtchen zu besuchen. Nachdem man sich am Ambiente an Fachwerkhäusern erfreut und die kleinen Läden und Befestigungsanlagen angesehen hat, kommt Richtung Norden weiter und erreicht das Dorf Wetzhausen. Nach dem Ortseingang hält man sich nach links und steht dann vor einem Wasserschloss. Dieses Schloss ist das Stammschloss des Adelsgeschlechts Götz von Wetzhausen. Die Herren "von Wetzhausen" hatten früher Besitztümer in Städte, Dörfer und Ländereien in ganz Franken verstreut. Vor diesem alten Schloss steht ein Mann. Sein Alter kann man auf Ende dreißig Jahre schätzen. Er

hat eine sehr stilistische Brille auf. Durch seine schwarzen Haare schimmert an verschiedenen Stellen ein leichtes Grau. Bekleidet ist er sehr elegant. Sein schwarzer Anzug sitzt wie angemessen. Die schwarzen Schuhe sind leicht verstaubt. Neben ihm eine Frau in Jeanshosen und blauer Bluse. Sie halten zusammen einen Plan und diskutieren recht laut über ein Vorhaben. Ein Hund, ein schon in die Tage gekommener Bernhardiner, sieht sich genötigt, jedes Mal seinen Kopf zu heben, wenn er die beiden hört. Er hat sich einen sonnigen Platz an einem offenen Hoftor ausgesucht. Das Tor gehört zu einem Gutshof, der dem Schloss gegenüberliegt. Das Knurren des Hundes stört das Paar nicht. Schließlich geht es um die Maßnahme eines Teils des Schlosses, das vor vielen Jahren ausgebrannt ist. Andreas Götz von Wetzhausen reißt seiner Architektin für Raumgestaltung, Heidi Graumann heißt sie den Plan aus der Hand und geht auf das Grundstück des Schlosses. Er hätte außerdem einen „normalen“ Architekten mit der Schlossrenovierung beauftragen können. Doch Frau Graumann ist auch Hochbautechnikerin. Die Diskussion, die teilweise heftig geführt wird, dreht sich um den künftigen Außenverputz des Schlosses. Viel Spielraum für die Auswahl der Farbe haben sie sowieso nicht. Das Amt für Denkmalschutz hat hier ganz enge Grenzen gesetzt. Im Schloss sieht es wüst aus. Durch den Brand ist der Stuck zum größten Teil abgebrochen. Abgesehen von eingeschwärzten Wänden und dunklen, teil angebrannten Fußböden sind die Decken das größte Problem. Das Amt besteht darauf, dass die Decken original getreu wiederhergestellt werden müssen. Noch mit den Decken beschäftigt, verlangt Frau Gaumann eine Entscheidung über die Farbe des Verputzes. Die Architektin hat es satt, dass sich der Freiherr laufend in Ihre Aufgabenbereiche einmischt. Andreas, Götz von Wetzhausen schließt sich nun doch der Meinung seiner Architektin an. Als diese das Schloss verlassen hat, schaut er auf seine Armbanduhr. Es ist mittlerweile siebzehn Uhr geworden. Er beschließt, zu Onkel und Tante zu gehen, die im nicht beschädigten Teil des Schlosses wohnen. Onkel oder Tante ist vielleicht nicht passend für die Bestimmung eines Verwandtschaftsgrades. Er ist der Sohn einer Tochter, deren Mutter eine Schwester der Frau ist, die er nun besucht. Seine Mutter war lange Zeit Witwe, bis sie vor drei Jahren gestorben ist. Sein Vater, der Direktor einer wissenschaftlichen Einrichtung in Würzburg war, ist bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen. Er war auf dem Rückflug von China nach Hause. In China hat er sich mit seinen

chinesischen Kollegen über eine Zusammenarbeit unterhalten. Andreas hat nach seinem Abitur erst einmal ein Jahr pausiert. In der ganzen Welt ist er gewesen. Es war eine schöne Zeit, die er auch heute nicht vermissen will. Sein erstes Ziel war, Dozent an der Universität zu werden. Dann hat er Kunstgeschichte studiert und nach Abschluss eine Anstellung bei der Regierung von Unterfranken bekommen. Seit acht Jahren ist er nun Leiter des Denkmalschutzamtes. Manchmal fragt er sich, warum er Denkmalschützer in einer Führungsposition geworden ist. Fast die Hälfte seiner Zeit muss er sich mit Verantwortlichen aus den Landkreisen, Städten und Gemeinden herumärgern. Auch mit vielen privaten Bauherren oder Gebäudesanierern hat er zu tun. Seine Lebensgefährtin, mit der er nun schon zehn Jahre zusammenlebt, drängt ihn zum Heiraten. Er hat aber überhaupt kein Verlangen, zum Standesamt zu gehen. Auch nicht, wie er vor zwei Tagen erfahren hat, dass seine Freundin schwanger ist. Am Geld liegt dies nicht. Er könnte es sich leisten, ein Leben lang ohne Arbeit zu sein. So groß war sein Erbe. Er steht vor der Eingangstür und klingelt. Seine Tante öffnet die Tür und bittet ihn herein. Da die beiden alten Herrschaften gerade zu Abend essen, wird er dazu eingeladen. Es gibt eine Brotzeit mit Bauernbrot und selbst gemachter Wurst. Auch eine Schale mit kleinen Gurken steht auf dem Tisch. Für seinen Onkel ist so eine Brotzeit etwas Köstliches. Dazu noch Bier aus der „Fränkischen Schweiz“. Nach dem Essen winkt der alte Herr Andreas zum Wohnzimmer hin. Die beiden alten Herrschaften haben den Brand in einem Teil des Schlosses leicht verkraftet. Auch wenn es nicht schön ist, neben einer Brandruine zu wohnen, waren sie sich im Klaren, dass eine große finanzielle Last weggefallen ist. Und doch freuten sie sich, als ihr Großneffe ihnen erklärt hat, dass er nicht nur die Brandschäden beseitigt. Er will auch die beschädigten Räumlichkeiten für eine Nutzung renovieren lassen. Für fünfzig Jahre hat der Onkel Andreas den jetzt beschädigten Schlussteil mit allen Räumlichkeiten zur Nutzung überschrieben. Auch der Garten vor dem Schloss ist miteingeschlossen. Seine zwei Kinder hatten nichts dagegen. Sie wohnen weit weg. Seine Tochter in Kanada und sein Sohn in Brasilien. Andreas hat sich in einem Sessel gesetzt. Der Onkel ihm gegenüber auf das Sofa. Die folgende Unterhaltung erschöpft sich am Anfang auf familiäre Angelegenheiten. Erkundigungen nach dem Befinden derer, die zur Verwandtschaft gehören. Bis dann die Frage des Onkels nach dem Fortschreiten der Renovierung kommt. Andreas gibt

unumwunden zu, dass die veranschlagten Kosten bis zu fünfundzwanzig Prozent überschritten werden. Auf die Frage, wie er diese Mehrkosten aufbringen will, antwortet Andreas, dass er zuversichtlich sei. Er hat bei der Finanzplanung die staatlichen Zuschüsse noch nicht eingerechnet. Die will er erst bei den Stuckarbeiten einsetzen. Der Onkel gibt sich zufrieden. Eine halbe Stunde später auf dem Heimweg fährt Andreas an den beiden Schlössern, die vor Untertheres auf der rechten Seite liegen, vorbei. Andreas, Götz von Wetzhausen denkt auch beim Fahren an die Renovierung. Er hofft, dass er für die Renovierung der Stuckdecken einen Zuschuss bis zu achtzig Prozent der Kosten bekommt. Er setzt alles auf eine Karte. Ein großes Anwesen mit dem ansehnlichen Haus oberhalb des Mains gelegen, hat er für sechshunderttausend Euro verkauft. Seine Lebensgefährtin Clarissa und er wohnen seit einem halben Jahr in einem kleinen Bungalow in Hochburg. Ein kleiner Garten liegt auch hinter dem Haus. Er fährt zügig weiter und erreicht sein Anwesen in weniger als einer Stunde und dreißig Minuten. Nachdem er seinen Wagen in der Garage abgestellt hat, geht er durch den Keller und hinauf in die Wohnung. Er wird von seiner Lebensabschnittspartnerin begrüßt. Sie eröffnet ihm, dass bald Besuch kommt. Herr Christian Schmidt, Stellvertreter des Leiters des bayerischen Staatsarchivs, hat angerufen. Er ist dieses Wochenende nach Hause nach Franken gekommen und will ihn sprechen. Herr Schmidt stammt aus Böblingen. Er war nach seinem Studium Leiter des bischöflichen Archivs in Würzburg. Über eine Stellenausschreibung hat er seine jetzige Stelle bekommen. Andreas küsst seiner Freundin auf die Stirn und sagt, dass er schon gegessen hat. Die beiden gehen in den Wintergarten. Clarissa hat vom Keller Wein geholt und zwei Schalen mit Gepäck gefüllt. Sie freut sich um jeden Gast, der zu Besuch kommt. Andreas erzählt von seinem Treffen mit der Architektin und mit den beiden alten Adeligen. Er hofft nur, dass sein Finanzplan dahingehend stimmt und dass die eingepplanten finanziellen Mittel reichen. Ausschlaggebend ist, ob das Amt für Denkmalschutz die Renovierung der Decken als gesonderte Maßnahme ansieht. Wenn nicht, wird es finanziell sehr eng. Andreas hat seine Erklärungen gerade beendet, da läutet die Türglocke. Die beiden stehen auf und gehen zur Haustür. Andreas schließt auf. Herr Schmidt steht vor der Tür. Nach wechselseitigem Schütteln der Hände und Begrüßung geht es in den Wintergarten. Als sich alle gesetzt haben, entschuldigt Herr

Schmidt seine Frau, die gerne heute Abend mit dabei wäre. Aber wie es oft so ist, verhindern zwei Termine eine Teilnahme des jeweils anderen. Als Clarissa Herrn Schmidt Wein einschenken will, sagt der nicht nein, da er heute nicht mehr Auto fahren muss. Seine Frau hat den Wagen. Er ist mit dem Taxi gekommen. Herr Schmidt nimmt einen Schluck aus dem Weinglas. „Aha, sagt er, Sie haben mir einen Silvaner eingeschenkt.“ Andreas, Götz von Wetzhausen nimmt das Gespräch auf und erzählt, dass er Mitglied bei den fränkischen Aktivisten Mitglied geworden ist. Der Grund ist die Weigerung der bayerischen Staatsregierung und der Wittelsbacher, endlich die fränkischen Kulturgüter herauszurücken. Herr Schmidt lacht. „Ja, diese unsere Kulturgüter“, entgegnet er. „Vor vier Monaten hat die Museumsverwaltung des Freistaates und der Stadt München eine Inventur in den Museen veranlasst.“ Und was kam heraus? Nicht bekannte und somit nicht gelistete Bilder, Figuren, Dokumente und Möbelstücke. Und das Höchste ist, achtzig Prozent dieser vergessenen Kulturgüter stammen aus Franken. Es wurde veranlasst, dass in der Alten Pinakothek eine Abteilung für die Kulturgüter aus Franken eingerichtet wird. Was auch geschehen ist. Da sind unsere Reichtümer. Andreas meint, ob darüber auch der Pfannes informiert ist? Er bietet Andreas das „Du“ an. Andreas freut sich. Rudolf, so heißt Herr Schmidt mit Vornamen, erzählt Andreas, dass er für die nächsten acht Wochen im Archiv der Wittelsbacher arbeitet. Der Archivar will endlich mal Urlaub machen und seine Überstunden reduzieren. Die beiden Freunde lassen nun die Gespräche über die Arbeit sein. Die Unterhaltung verlagert sich in den privaten Bereich. Andreas spricht auch sein Projekt „Wasserschloss“ an. Rudolf gratuliert Andreas zu seinem Vorhaben mit der Warnung, dass er sich finanziell ja nicht auf dünnem Eis begeben soll. Clarissa, die zwischenzeitlich den Wintergarten verlassen hat, kommt wieder hinzu. Sie schenkt Rudolf einen Wein in das Glas und fragt, ob die beiden jetzt mit Ihrer Fachsimpelei fertig sind. Andreas erzählt nun von Kommissar Weigner, den alle zwei kennen. Er fragt Rudolf, ob er es schon weiß, dass man den Kommissar in Pension geschickt hat. Zusammen mit ihm, Clarissa und natürlich in einer Reisegesellschaft, wird er am Sonntag der Oktoberfesteröffnung in München sein. Er meint zu Rudolf weiter, dass er das übliche Programm ja kenne: Festumzug und danach zum Fest. Andreas hofft, dass noch Zeit ist, das Museum mit den fränkischen Kulturgütern besuchen zu können. Der Kommissar a. D.

wird, so hofft er, auch das Museum besuchen wollen. Rudolf fährt an diesem Wochenende mit seiner Frau und den Kindern in die Rhön. Die Stadt Ostheim ist sein Ziel. Sie wollten immer hochfahren und die dortige Kirchenburg besichtigen. Kurz vor zwölf Uhr ist dann der Aufbruch. Clarissa eilt hinzu. Rudolf bedankt sich für den Schoppen Wein. Sie verabschieden sich. Das Taxi, das Clarissa bestellt hat, wartet schon. Rudolf steigt ein. Das Taxi wendet und fährt davon. Andreas umarmt Clarissa und gibt ihr einen Kuss. Sie gehen in den Wintergarten und räumen Gläser und Schalen weg.

In aller Früh ist Georg Debrotesch aufgestanden. Sein Weg führte ihn in die Gaststätte Münchener Himmel. Dort hat er sich mit zwei früheren Freunden, die nicht einmal seinen Namen kennen, getroffen und mit Ihnen gefrühstückt. Er wusste, dass diese zwei Herren kein oder wenig Geld haben. Ihm war auch bewusst, dass er es mit zwei Vorbestraften zu tun hat. Es sind Diebe, die beinahe ins Gefängnis gekommen wären. Er hat jeden von Ihnen zwanzigtausend Euro angeboten, um ihm beim Umzug zu helfen. Ort und Zeit wird er ihnen noch bekannt geben. Per Handschlag wurde der Pakt beschlossen. Georg Debrotesch läuft nach dem Treffen zum Stachus und setzt sich auf eine Bank. Die Sonne scheint ihm in das Gesicht. Er genießt diese Behaglichkeit und nimmt kaum Notiz von dem geschäftigen Treiben um ihn herum. Menschen gut situiert in eleganter Kleidung mit oder ohne Mäntel eilen dahin. An den Einkaufsbeutel erkennt er, dass in einem Markengeschäft eingekauft worden ist. Hetzende Mütter mit Kleinkindern auf dem Arm, die Einkaufstaschen krampfhaft festhaltend, eilen der Straßenbahn zu. Und Obdachlose, Decken und Tüten haltend, suchen sich Plätze, die nicht so belebt sind. In seinen Gedanken versunken merkt er gar nicht, dass sich eine Frau neben ihm gesetzt hat. Sie hat ein Kopftuch auf. Auch die Kleidung deutet darauf hin, dass die Frau eine Muslimin ist. Sie mag so an die vierzig Jahre alt sein. Georg Debrotesch hat die Frau gefragt, wie lange Sie schon in Deutschland sei. Sie lächelt und antwortet seit ihrer Geburt. Und sie wohnt schon seit fünfundzwanzig Jahren draußen in Pullach. So nach zehn Minuten hat sich die Frau verabschiedet. Georg Debrotesch hat keine Berührungsängste mit Türken oder anderen Muslimen. In seiner Nachbarschaft kann man vier Familien zählen. Ein paar Meter weiter steht eine Litfaßsäule. Ein Mann ist gerade dabei, die Säule mit Leim zu bestreichen. Als er damit fertig ist, holt er ein Plakat aus seinem Auto.

Nach einer kurzen Zeit kann jedermann sehen, was auf dem Plakat steht. Auch Georg Debrotesch weiß nun, dass es eine neue Attraktion auf dem Oktoberfest gibt. Er denkt Oktoberfest! Oktoberfest. Ja, das ist es. Kann einen besseren Tag für einen Raub geben? Am besten zu dem Zeitpunkt, wo sich der Festzug durch die Straßen Münchens bewegt. Also Sonntag in acht Tagen. Polizei und andere Sicherheitskräfte sind an diesem Tag voll ausgelastet. Er wird den Aufbau seines Lieferwagens umlackieren. Als Aufschrift wird zu lesen sein: „Oktoberfest und Kunst >> Ausstellung<<“. Altmoser muss vier Uniformen besorgen. Alle, die am Raub dabei sind, werden dann aussehen wie Museumswärter. Er steht auf und eilt zur Straßenbahnhaltestelle. Es dauert nicht lange, da kommt eine Straßenbahn. Er ist froh, einen Sitzplatz zu bekommen. Allerlei Gerüche und Ausdünstungen steigen in seine Nase hoch. Sehr unangenehm. Auf dem Weg von der Haltestelle zu seiner Wohnung sieht er auf dem gegenüberliegenden Gehsteig eine Muslimin laufen. Er geht schneller und erkennt die Frau wieder, die neben ihm auf der Bank gesessen war. In seiner Wohnung angekommen, sieht er unter seinem Faxgerät ein Papier liegen. Eine Faxnachricht. Absender Herr Eduard Limmer. Dieser teilt ihm mit, dass er ihn noch einmal sprechen will. Der Grund dieses Gespräches ist daraus nicht ersichtlich. Georg Debrotesch erster Gedanke ist, dass dieser Dimmer neu über seinen „Lohn“ verhandeln will. Er wird ihn übermorgen anrufen und ihm klarmachen, dass das Geld keine Verhandlungssache mehr sei. Er muss immerhin noch drei Mann bezahlen. Dann klingelt das Telefon. Am Apparat ist Ferdi. Der fragt, was nun los sei und ob er etwas Geld bekommen könnte. Georg Debrotesch sagt ihm zu, dass er heute Abend ein paar Euro bekommen kann, aber nur, wenn er mit ihm heute Nacht im Bahnhof ist. Ferdi kann aber nicht. Mit den Worten, das es dann auch kein Geld gibt, legt er auf. Georg Debrotesch beschließt, sich für ein paar Stunden hinzulegen.

2

Der Raub

Im Münchener Bahnhof unten bei den Gepäckfächern ist es ziemlich kalt. Nur wenige Fahrgäste verirren sich hinunter, um Ihr Gepäck abzulegen oder abzuholen. Auch Obdachlose, die Unterschlupf finden wollen, sieht man keine. Dafür haben schon der Sicherheitsdienst der Bahn oder die Bundespolizei gesorgt. Man will „saubere“ Bahnhöfe. Da darf es keine „Streuner“ geben. Auch Georg Debrotesch, der nun schon zwei Stunden an seinem Platz, besser gesagt in seinem Versteck sitzt, hat Glück gehabt. Es hätte nicht viel gefehlt, dann wäre er von Beamten der Bundespolizei erkannt worden. War er an diesem ungemütlichen Ort mit nicht gerade wolliger Wärme beinahe eingenickt. Er hat sich vom zu Hause einen Faltstuhl mitgenommen und außerdem an eine warme Kleidung gedacht. Sein Standort hier im Gepäckaufbewahrungsraum ist ideal. Er kann das Gepäckfach einsehen, in das der Vorschuss gebracht werden soll. Georg Debrotesch traut diesem Herrn Limmer nicht. Er ist überzeugt, dass er betrogen werden wird. Und darum sitzt er zu dieser unmöglichen Zeit auch hier. Dass Herr Limmer die Ware allein verkaufen will, ist auch unwahrscheinlich. Geraubte Altertümer sind schwierig zu verkaufen. Da braucht man schon Verbindungen zu Leuten, die leidenschaftlich und besessen sind, Kunstgegenstände zu besitzen. Oder denen es nichts aus macht, auch gestohlene wertvolle Kunstschatze zu besitzen. Und das natürlich viel Geld haben. Georg Debrotesch gähnt und beinahe wäre ihm die Luft weggeblieben. Er sieht, wie sich eine Person männlichen Geschlechts dem bezeichneten Postfach nähert. Er erhebt sich aus seiner Deckung. Setzt sich aber gleich wieder hin. Der Mann holt seine Gepäckstücke aus einem Fach, das drei Fächer vor „seinem“ Fach ist. Die Halle wird belebter. Es ist mittlerweile fünf Uhr dreißig geworden. Viele Leute wollen mit der Bahn zu Ihrer Arbeitsstelle fahren. Mit den Frühzügen treffen auch die ersten Kurzzeittouristen ein. Georg Debrotesch muss jetzt noch aufmerksamer schauen. Da sieht er eine Person mit einer Sporttasche in der Hand. Er denkt sich Sporttasche? Etwas ungewöhnlich? Als diese Person auch den Weg in die Schließfächerreihe einschlägt, in der das bestimmte Fach steht, springt er auf. Er hebt seinen uralten Mantel auf und setzt sich seinen Hut, der einen breiten Rand hat, auf. Ein uralter Koffer, den er von zu Hause mitgenommen hat, muss auch mit. In Windeseile ist der Mantel

angezogen. Dann läuft er gemächlichen Schrittes auf sein Schließfach zu. Drei Meter vorher bleibt er vor einem Gepäckfach stehen und tut so, als wolle er es öffnen. Der unbekannte Mann macht sich tatsächlich an dem Schließfach zu schaffen. Die Sporttasche steht neben ihm auf Boden. Georg Debrotesch läuft blitzschnell auf den Mann zu. Im Laufen greift er nach der am Boden stehenden Tasche, reißt diese hoch und rennt davon. Er rennt, ohne sich umzusehen, weiter zu den U-Bahn-Stationen und bekommt fast keine Luft mehr, als er eine Station erreicht. Vorsichtig dreht er sich um und stellt fest, dass kein Verfolger hinter ihm ist. Als die U-Bahn einfährt, löst er sich von der Strebe und springt in ein Abteil. Die Bahn fährt ab. Drei Stationen weiter steigt er aus. Er befindet sich in einen Stadtteil, von dem er gut eine Stunde bis nach Hause braucht. Das ist ihm egal. In seiner Wohnung angekommen gießt er Wasser in den Kocher. Dann stellt er die Sporttasche auf den Küchentisch und zieht der Reißverschluss auf. Er wollte gerade in die Tasche greifen, als das Telefon klingelt. Ferdi ist am anderen Ende der Leitung und erkundigt sich nach Georgs Befinden. Georg Debrotesch bedankt sich und fragt Ferdi, ob er sich für ein paar Tage bei ihm aufhalten könne. Ferdi hat nichts dagegen. Der Wasserkocher hat sich abgeschaltet. Das Wasser ist heiß. Einen Kaffee brüht er sich jetzt nicht auf, denkt Georg Debrotesch. Er muss erst wissen, was in der Tasche ist. Eine Million Euro. Bündel für Bündel nimmt Georg Debrotesch aus der Tasche und legt das Geld auf dem Tisch. Dann stellt er die leere Tasche auf dem Fußboden. Er zählt die Bündel und deren Geldwert. Sein Gesicht wird immer blasser. Dieser Limmer hat mich, hat uns betrogen, schreit er. Statt einer Million Euro hat er nur fünfhunderttausend Euro gezählt. Georg Debrotesch wollte sich geradesetzen, als er zum Telefon muss. Als er abhebt, hört er „Limmer hier“. Limmer lässt Georg Debrotesch nicht zu Wort kommen. Er fragt ihn, ob er heute Morgen die Tasche mitgenommen hat. Georg Debrotesch schweigt, was Limmer als Zustimmung wertet. Als Georg Debrotesch gefragt wird, wann mit den Kunstgegenständen gerechnet werden kann, sagt dieser überhaupt nicht. Debrotesch wirft Limmer vor, sich nicht an die Abmachung gehalten zu haben. Bevor er nicht die restlichen Euros hat, ist an den Vorhaben nicht zu denken. Limmer macht Debrotesch klar, dass es kein zurückgibt. Es gibt auch keine vier Millionen Euro mehr. Sondern achthunderttausend. Es hat sich herausgestellt, dass es sehr schwierig ist, für diese Kunstgegenstände einen oder mehr Käufer zu finden. Damit müsse er sich abfinden. Also

spricht Limmer weiter, er erwarte in den nächsten Tagen einen Bescheid, wenn die Übergabe stattfinden wird. Wenn nicht, wüssten alle Ämter seine Nebentätigkeiten. Auch von drastischen Mitteln werde Gebrauch gemacht. Limmer legt auf. Georg Debrotesch war fertig. Er schaltet den Wasserkocher noch einmal an. Er braucht einen anderen Hehler. Nachdem er seinen Kaffee ausgetrunken hat, steckt er das Geld in die Tasche, geht in den Flur hinaus und schließt die Wohnungstür zu. Er wird zu Ferdi fahren und wie beschlossen einige Tage bei Ferdi bleiben. Als er über den Odeonsplatz geht, sieht er eine Imbissbude. Der Mann in der Bude ist damit beschäftigt, seinen Stand zu säubern. Er will für heute schließen. Georg Debrotesch hat Glück. Zwei Frikadellen liegen noch auf dem Rost. Er kauft alle zwei. Dazu ein Brötchen. Der Budenbesitzer steckt Frikadellen und Brötchen in eine Papiertüte. Georg Debrotesch macht sich auf den Weg zu Ferdi Leuschner. Ferdi Leuschner erwartet ihn schon. Er hat in einer Dachwohnung seine Bleibe gefunden. Die Wohnung ist sehr schön eingerichtet. Sie gleicht einem Studio. Jeder, der die Mietpreise in München kennt, wundert sich, dass Ferdi Leuschner diese Dachwohnung bezahlen kann. Aber Ferdi Leuschner wohnt in seinem Elternhaus, das jetzt seinem Bruder gehört. Der Bruder wohnt mit seiner Familie im ersten Stock. Das Erdgeschoss ist vermietet. Da wohnt eine türkische Familie. Ferdi hat vergeblich versucht, einen Beruf erlernen. Zwei Berufsausbildungen hat er abgebrochen. Dann versuchte er sein Glück als Abonnentenverkäufer, Versicherungsvertreter und Mitarbeiter eines Sicherheitsdienstes. Jetzt ist er Türsteher bei einem Nachtclub und prüft die Ausweise derer, die in den Club wollen. Erst vor acht Wochen ist er aus dem Gefängnis entlassen worden. Drei Wochen war er dort. Leider konnte er die Tagessätze nicht bezahlen, zu die ihm ein Gericht verurteilt hat. Beim Sicherheitsdienst hat er nach seiner Meinung berechtigt, einem Eindringling, der unberechtigt in eine Veranstaltung wollte, ein Bein gestellt. Körperverletzung durch Einsatz unverhältnismäßiger Mittel, meinte das Gericht. Auch Ferdi Leuschner meint, dass durch den Raub der Kulturgüter die mageren Jahre für ihn vorbei sind. Auch wenn er hier keine Miete zahlen muss. Er sogar monatlich einen kleinen Eurobetrag aus dem Testament seines Vaters bekommt. Seine kleinen Träume kann er sich trotzdem nicht erfüllen. Die Verwirklichung seiner Träume sieht er dahinschweben, als Georg Debrotesch ihn von den Geschehnissen des Tages erzählt. Ferdi sitzt niedergeschlagen auf dem Sofa. Georg hat das Geld auf dem

Couchtisch geschüttet. „Und dann nur achthunderttausend Euro nach der Arbeit?“, fragt Ferdi. Georg nickt.

„Da wollen uns einige Leute nur benutzen“, spricht Georg weiter. „Der Limmer ist doch nur ein Strohmann, da steckt eine größere Organisation dahinter“, meint Ferdi. Georg Debrotesch hebt die Tasche vom Boden auf und steckt das Geld wieder hinein. Die zwei Freunde setzen sich vor dem Fernsehgerät. Neben dem Sofa hat Ferdi einen halben Kasten Bier gestellt.

Die folgenden Tage sind Georg Debrotesch und Ferdi Leuschner damit beschäftigt, die Vorbereitungen für den Raub zu tätigen. Dabei kommt Ihnen zugute, dass der Chef von Georg Debrotesch drei Wochen nicht da ist. Er will dem Oktoberfesttrummel entfliehen, hat er zu Georg Debrotesch gesagt. Georg Debrotesch hat sich einen alten Sprinter, damit sind die Transporte bis zu 7.5 Tonnen möglich gekauft. Erst wollte er einen Lkw mit Aufbau nehmen. Da aber die Kunstwerke vom Volumen her klein sind, reicht so Sprinter. Außerdem ist es Fahrzeug mit Hochdach, sodass man außerdem größere Figuren unterbringen kann. Auch Nummernschilder hat er schon besorgt. Die Fahrzeugpapiere hat er auch. Die größte Aktion wird wohl sein, den Sprinter um zu spritzen und zu beschriften. Die Grundfarbe soll weiß-beige sein. Und dann ganz groß die Aufschrift: „Oktoberfest und Kunst“. Die Aufschrift würde mit einer wasserlöslichen Farbe aufgetragen werden. Hoffentlich regnet es an diesem Sonntag nicht. Noch vor ein paar Tagen wollten Georg Debrotesch und Ferdi Leuschner die Aktion absagen, den Vorschuss zurückgeben und Ihren alltäglichen Geschäften nachgehen. Ausschlaggebend nun doch an der Sache daran zu bleiben, sind die ständigen Anrufe des Herrn Limmer. Nicht zuletzt der Reiz und die Genugtuung, dem Staat ein Schnippchen geschlagen zu haben. Ja, und dann hat Ferdi durch Zufall herausbekommen, für wen Herrn Limmer arbeitet. Er hat Herrn Limmer in einer Pizzeria gesehen. Er war in Begleitung von einem Herrn und von zwei Frauen. Die Gruppe saß getrennt durch einen halbhohen Raumteiler, abseits von den anderen Gästen. Ferdi Leuschner, der sich ohne irgendwelche Absichten an den Raumteiler gesetzt hat, horchte auf, als er den Namen Limmer hörte. Der etwas stärkere Mann wurde mit Herrn Boccacia angesprochen. Aus ein paar Sätzen, die die beiden Herren miteinander gesprochen haben, hat Ferdi Leuschner den Schluss gezogen, dass sie

nicht für Limmer, sondern für Boccacia den Raub machen sollen. Als Ferdi das Georg erzählt hatte, war dieser sehr erfreut. Georg meinte, dass nun auch der Verkauf der Ware leichter sei. Es muss nur noch die Telefonnummer des Herrn Boccacia herausgefunden werden. Am Freitag vor Beginn des Oktoberfestes ruft Georg Debrotesch Friedhelm Altmoser an. Der hat schon längere Zeit auf einen Anruf gewartet. Von erfährt er auf Nachfrage, dass das Museum am Sonntag von acht bis dreizehn Uhr geöffnet ist. Ab dieser Zeit beginnt der Umzug. Georg Debrotesch ist dies recht. Sie werden mit dem Sprinter um zwölf Uhr vor dem Museum sein. Schockiert ist Altmoser, als er erfährt, dass sich der Verkauf der Ware über zwei Jahre hinziehen kann. Seine Hoffnung auf das schnelle große Geld, mit dem er seine Schulden bezahlen kann. Er hat seit einiger Zeit mit dem Spielen aufgehört. Wohl auch, weil ihm die Spielbanken den Einlass verwehrten. Dafür spielt er jetzt Lotto. Er erzählt Georg Debrotesch von seinen Problemen. Dieser hat ihn daraufhin die Telefonnummer eines Kunstliebhabers gegeben. Altmoser braucht sich nicht beklagen, sagt Georg Debrotesch, er arbeitet in einen Selbstbedienungsladen. Das Gespräch ist zu Ende. Altmoser steht fassungslos da. Das Haus ist weg. Er geht in das Wohnzimmer zur Zimmerbar. Eine Flasche Whisky ist noch da. Mit der Flasche und einem Glas in der Hand läuft er auf die Terrasse und setzt sich in einen Klappstuhl. Nach zwei, drei Gläsern spricht er zu sich, dass er unbedingt noch einmal spielen muss. Er bekommt ja nach dem Raub dreißigtausend Euro. Am Montag wird er es noch einmal versuchen. Wenn er dann wieder kein Glück hat, wird er sich wohl oder übel im Museum bedienen müssen. Aber vielleicht hat er Glück im Unglück. Zehn Lottoscheine hat er abgegeben. Und immer hat er die Geburtsdaten seiner Kinder beim Ausfüllen der Scheine berücksichtigt. Er steht auf, nimmt die Whiskyflasche und geht in den Garten hinunter. Den Rest in der Flasche gießt er in den Rasen. Dann geht er in das Fernsehzimmer.

Im Normalfall machen an sonnigen Tagen erst recht, wenn es Sonntage sind, Familien oder außerdem Single machen Ausflüge in die Natur. Umso mehr im Spätsommer oder an den ersten Tagen im Herbst. Nicht so an diesem Sonntag. Eine große Anzahl von Reisebussen fahren von der Autobahn kommend, auf einen Parkplatz zu der auf dem Gelände der Theresienwiese in München angelegt wurde. Parkwächter, fünf an der Zahl, Studenten und Erwerbslose

verdienen sich für die Dauer des Oktoberfestes ein paar Euros dazu. Schon gestern, am Samstag, dem Eröffnungstag des Festes, mussten unzählige Busse abgefertigt werden. Auch heute scheint sich dasselbe Chaos anzubahnen. Durch übermüdete, oft unfreundliche Busfahrer und lautstarke Insassen müssen sich die Angestellten auf Zeit so manchen blöden Witz oder Unverschämtheiten anhören. Einer der Parkwächter, der die Parkgebühr kassiert, ruft beim Heranfahren eines Busses: "Die Franken kommen." Er ist vor drei Jahren nach München zum Studieren gekommen. In dem bezeichneten Bus stehen die Reisenden von Ihren Plätzen auf, obwohl der Busfahrer noch nicht einmal einen Stellplatz gefunden hat. Mit dabei ist auch der Hauptkommissar a. D. Alois Weigner. Nach seiner Entlassung aus dem Dienst nimmt er fast jede Gelegenheit wahr, Leute kennenzulernen. So war für ihn eine Einladung eines Würzburger Sportvereins, mit zum Oktoberfest zu fahren, äußerst willkommen. Es hat ihn außerdem sehr gefreut, dass er im Bus einen Bekannten, der mit seiner Freundin unterwegs ist, getroffen hat. Andreas heißt er. Er hat mit Herrn von Wetzhausen ein paar Mal dienstlich zu tun gehabt. Der Bus kommt nur sehr langsam voran. Der Fahrer muss höllisch aufpassen, dass er keinen Passanten überfährt. Zumal diese sehr undiszipliniert den Weg zum Ausgang eilen. Der Reiseleiter hat das Mikrofon in die Hand genommen. Er gibt den Zeitpunkt der Rückfahrt bekannt. Außerdem den Tipp, dass man den Festzug noch am besten an der Straße sehen kann, wo das Museum "Alte Pinakothek" zu finden ist. Der Weg zum Museum ist vom Parkplatz zwar sehr weit, aber dafür hat man eben große Chancen für den Festzug. Alois Weigner denkt sich, dass bevor der Festzug am Museum vorbeikommt, er das Museum besuchen wird. Außerdem wollte er sich schon lange einmal die Kunstgegenstände aus Franken ansehen, die dort ausgestellt sind. Der Bus steht. Die Würzburger steigen aus. In Gruppen stehen die Leute herum und beraten sich, was sie unternehmen sollen. Für Alois Weigner hat sich das erledigt. Er setzt seinen Hut auf und zieht seinen Übermantel an. Da spricht ihn Andreas Götz von Wetzhausen an. Er fragt ihn, wie er sich den Tag vorgestellt hat. Alois Weigner macht Andreas, Götz von Wetzhausen kund, was er vorhat. "Von Wetzhausen" geht zu seiner Lebensgefährtin zurück. Nach wenigen Minuten kommt er wieder und sagt, dass er und seine Ehegattin gerne mit ihm gehen würden. Allerdings hätte es seine Frau gern, wenn man einen kleinen Abstecher zu den Einkaufsstraßen machen würde. Alois Weigner hat nichts

dagegen. Nach einer kurzen Wegstrecke bestaunen die Würzburger in der Maximilianstraße modische Auslagen, die mit Preisen ausgezeichnet, die nicht bezahlbar sind. Am Stachus geht es durch das Karlstor. Jetzt hat Clarissa Ihr Revier. Sie stürzt sich in das Gewühl. Menschenmassen strömen auf das Karlstor zu. Die Herren setzen sich in die vor einem Kaffee aufgestellten Stühle. Es dauert nicht lange, bis die Bedienung kommt. Sie hat, wie nichts anderes erwartet, ein Dirndl an. In dem Dirndl steckt eine junge Frau, die man an die fünfundzwanzig Jahre schätzen kann. Sie ist bestimmt nicht in Deutschland geboren. Ihre Hautfarbe ist sehr dunkel. Andreas Götz "von Wetzhausen", meint er, findet es unmöglich, der dunklen Bedienung eine fremde Kultur überzustreifen. Hätte man Ihr die Kleidung Ihrer Heimat anziehen lassen, wäre das angemessen gewesen. Alois Weigner bestellt sich ein Weißbier. "Von Wetzhausen" eine Portion Kaffee. Sie betrachten still das bunte Treiben in dieser Straße. Menschen aller Nationen gehen am Kaffee vorbei. Da die Geschäfte an diesem Sonntag geöffnet haben, kann man vor allem junge Menschen mit Einkaufstüten sehen. Alois Weigner unterbricht die Stille und bemerkt, dass die Taschendiebe sehr aktiv sind. So mancher, der heute hier war, wird zu Hause feststellen, dass ihm etwas fehlt. „Wollen wir Clarissa nicht entgegengehen“, spricht Weigner zu Andreas.

„Nein“, bloß nicht, entgegnet dieser, "wir bleiben schön hier sitzen“. Schlagartig ist die Bestuhlung vor dem Kaffee besetzt. Alois Weigner spricht "von Wetzhausen" auf dessen Vorhaben im Schloss Wetzhausen an. Der stöhnt und meint, dass er sich manchmal verwünscht hat, dieses Projekt angefangen zu haben. Am Mittwoch war er deswegen bei seinem Chef. Zufällig war auch der zweite Mann des Sachgebietes aus München da. Die Restauration der Stuckdecken kann nicht als Einzelmaßnahme angesehen werden. Aber gibt da noch einen Fördertopf Handwerk. Daraus bekomme ich eine ansehnliche Summe. Trotzdem fehlen immer noch dreitausend Euro. Auf einmal hören Sie die Signale eines Polizeiwagens. Dahinter ein Rettungswagen. Die beiden Fahrzeuge fahren in die Straße ein. Nur sehr widerwillig machen die Leute Platz und bilden eine Gasse. Die zwei Herren aus Franken hören eine Detonation. Die Menschen auf der Straße drängen Richtung Karlstor auf den Stachus hinaus. Andreas will gerade aufstehen, um nach seiner Freundin zu sehen, da klopf ihm jemand von hinten auf die Schulter. Clarissa hat Ihre Neugierde befriedigt und setzt sich an den Tisch. Andreas fragt sie, ob Sie von dem

Vorfall etwas mitbekommen hat. Sie antwortet, sie hat den halben Weg hierher schon zurückgelegt, als die Bombe explodierte. Alois Weigner packt die Neugierde. Als ehemaliger Hauptkommissar ist es für ihn schon interessant zu wissen, was da los ist. Er fragt Andreas, ob er was dagegen hat, wenn auf eine halbe Stunde verschwindet. Dieser hat natürlich nichts dagegen. Auch deshalb nicht, weil er dann mit seiner Freundin allein sein kann. Herr Weigner kann ganz schön anhänglich sein. Hauptkommissar a. D. Weigner bahnt sich den Weg durch die Menge. Nach einem Kilometer sieht er aus einem Gebäude Rauch aufsteigen. Die Feuerwehrleute, die aus einer anderen Richtung zum Brandort gekommen waren, rollen die Schläuche schon wieder ein. Direkt am Haus sieht er einen alten Bekannten. Es ist Swen Gruber, mit dem er vor fünf Jahren einen Lehrgang besucht hatte. Zielstrebig geht er auf Gruber zu. Kurz bevor er ihn erreicht, wird er von Gruber erkannt. „Ja, was suchen Sie denn hier, Sie alter Franke“, wird er begrüßt. „Ich besuche das Oktoberfest und war gerade in der Nähe, als ich die Detonation gehört habe“, antwortet Weigner. Die beiden geben sich die Hand.

„Obwohl die Detonation nicht gerade klein war, ist der Schaden relativ gering“, erklärt Gruber. Die Bombe wurde in einem Haus, das im siebzehnten Jahrhundert gebaut wurde, gelegt. Die Frage, die sich die Verantwortlichen stellen, ist, warum hier in diesem Haus. Im Keller dieses Hauses befindet sich ein Archiv mit Stadt – und Lageplänen aus vergangenen Jahrhunderten. Wer könnte Interesse daran haben, dass diese Pläne verbrennen. Gruber und Weigner sitzen an einen Tisch in dem Kaffee, von dem aus Weigner zum Tatort gelaufen ist. Neben denen "von Wetzhausen". Hier erzählt Weigner, dass er nicht mehr im Dienst ist. Gruber bemerkt, dass er diesen Umstand sehr bedauert. Er beruhigt ihn mit dem Hinweis, dass "unser Geschäft" immer gefährlicher wird. Erst in der vergangenen Nacht wurde ein Kollege im Einsatz erschossen. Gruber stammt aus der Oberpfalz und wurde nach Ende seine Ausbildung nach München versetzt. Schon im ersten halben Jahr war im klar, dass es ihn hier nicht gefällt. Er wollte zurück nach Amberg. Doch dann hat er seine Frau, eine gebürtige Münchnerin, getroffen und ist hiergeblieben. Gruber schaut auf die Uhr. „O je, ich muss los, der Umzug“, sagt er und steht auf. Er gibt Weigner seine Karte und verabschiedet sich. Weigner wendet sich wieder Andreas und seiner Freundin zu. Er setzt sich wieder an seinem alten Platz. Er erzählt, was er von seinem Kollegen Gruber erfahren hat.

Dann zahlen beide und gehen aus dem Kaffee. Andreas hat sich einen kleinen Stadtplan, der im Kaffee ausgelegen war, mitgenommen. Er meinte zu Alois Weigner, dass es wohl so eineinhalb Kilometer Wegstrecke ist, bis zum Museum ist. Er redet über seiner Freundin, die sich die Auslagen in einem Schaufenster angesehen hat. Sie läuft den beiden Herren nach. "Wenn Sie nicht bald nachkommt, werden wir eine längere Zeit bis zum Museum brauchen". Clarissa schaut beleidigt und meint, dass sie das Museum schon alleine findet, wird. Mit diesen Worten geht sie zum nächsten Schaufenster. Andreas beeilt sich, zu Alois Weigner aufzuschließen. Ohne viel zu sprechen, eilen die beiden Franken dem Museum zu. Sie überqueren die Straße. Nach ein paar Metern stehen sie vor der "Alten Pinakothek". Inmitten einer großen Grünfläche sieht es aus wie ein lang gezogener Hochbunker. Alois Weigner läuft ein paar Schritte nach links. Am hinteren Seiteneingang sieht er einen Kleinlastwagen stehen. Mit großen Buchstaben geschrieben steht auf dem Aufbau: "Oktoberfest und Kunst." Er denkt sich, ob wohl die Münchener ernsthaft daran denken, in ihr Oktoberfestprogramm auch die Kunst mit einbeziehen. Wieder zurück bei "von Wetzhausen", liest auch er das Plakat, das in einem Schaukasten hängt. Es wird auf besondere Ausstellungsstücke hingewiesen. Mit fetter Schrift und hellen Farben wird die Sonderausstellung: „Kunst aus Franken 1803 bis 1830“ besonders erwähnt. Die Würzburger sind gerade im Begriff, sich auf dem Weg zu machen, um in das Museum zu gehen, da hält ihn "von Wetzhausen" Weigner zurück.

„Meine Frau ist gleich da“, meint er. Clarissa überquert gerade die Straße. Als Clarissa die beiden Herren erreicht, ist sie außer Atem. Sie lacht und klärt auf, dass hier wohl kein Umzug vorbeikommen wird. Unten am Odeonsplatz stehen jetzt schon sehr viele Leute herum. Alois Weigner lässt die beiden stehen und geht in das Gebäude. Über dem Eingang prangt das bayerische Staatswappen. Darunter steht geschrieben: "Alte Pinakothek". Nach dem Eingang gelangt er in eine halbrunde Halle. Den Boden hat man mit Marmorplatten verlegt. Rote Teppichläufer wurden quer durch den Raum gelegt. Zwei Zweisitzer laden zum Ausruhen ein. An den Wänden eine Bildergalerie. Alle bayerischen Monarchen schauen auf die Betrachter herunter. Nur auf einem Bild sieht man keinen Herzog oder König. Es muss ein Staatsmann sein oder ein Berater. Weigner liest Montegelas. Er erinnert sich, dass von diesem Mann in einem Buch gelesen hat. Günter Pfandes hat es ihm schon vor

längerer Zeit gegeben. Montegelas war der Mann, der dafür verantwortlich war, dass Franken seiner Kunstschatze beraubt wurde. Weigner geht wieder zurück und weiter in den Kassenraum. Man hat den Raum so geteilt, dass nur jeweils eine Person in den Ausstellungsraum kommen kann. Dreiviertel des Raumes füllt ein Glaskasten aus. Bücher, Broschüren, Fähnchen, Buttons und Stadtpläne liegen hinter Glas. In der Mitte des Glaskastens ist eine Öffnung für einen Schalter. Hier kann man die Eintrittskarten kaufen. Hinter dem Tresen steht ein Mann mit dunklem Anzug, an dem ein Namensschild links etwas unterhalb des Kragens des Jacketts angebracht wurde. Weigner liest Altmoser. Alois Weigner verlangt nach einer Eintrittskarte. Als er die vier Euro fünfzig bezahlt hat, weist ihn der Angestellte darauf hin, dass das Museum um zwölf Uhr dreißig schließt. Weigner bedankt sich und geht weiter. Er besucht eigentlich nur ganz selten ein Museum. Er hält nicht viel von den alten Sachen. Aber wenn er schon einmal in München ist, so will er doch die Gelegenheit wahrnehmen und auf jeden Fall die fränkischen Kunstgegenstände sehen. Nach Betreten des Ausstellungsraumes schaut er sich erst einmal um. Fahnen, Wimpel, Bildnisse an den Wänden. Vitrinen stehen am Boden. Alois folgt einem Hinweis, der mithilfe von einem roten Pfeil, der auf einem weißen Blatt Papier in der Größe neunundzwanzig mal neunzehn Zentimeter geschrieben wurde. Dieses Papier steckte man in einen Rahmen mit Glas. Der Rahmen wurde dann auf eine Malerstaffelei gestellt. Er kommt zum ersten Abschnitt. "Bis 1000 nach Christus", steht da. Hier wird erklärt, wie Kelten und Römer auf dem heutigen Gebiet Bayern gelebt haben. Wer nach den Römern kam, ist nicht erwähnt. Man hat wohl geflissentlich übersehen, dass Bayern ab siebenhundertsechzig nach Christus ein Teil im Reich Karls der Großen war. Weigner hält sich relativ kurz bei den einzelnen Jahrhunderten auf. Nur wenn ihm eine Sichttafel, Ausstellungsstück oder Figur interessant erscheinen, bleibt er eine längere Zeit stehen. Die jungen Leute aus Güntersleben machen es, wie es scheint, genauso. Sie sind nur zwei Stände hinter ihm. Dann gelangt er zu den Ausstellungsstücken aus dem achtzehnten Jahrhundert. Es ist zu lesen, wie endlich die Baier zu einem König kamen. Es wird nicht erwähnt, dass durch Gewalt, Hinterlist und Vertragsverletzungen Franken zu Bayern zugeschlagen wurde. Weigner geht weiter. Die Stände achtzehntes Jahrhundert und neunzehntes Jahrhundert sind durch einen Gang getrennt. Der führt nach rechts in einem besonderen

Raum. Da eine Tafel mit der Aufschrift Kulturgüter aus Nordbayern. Hinter Nordbayern in Klammern geschrieben Franken. Alois Weigner steht vor den Zeugen fränkischer Geschichte. Er holt aus seiner Jackeninnentasche ein dünnes Heft heraus. Er hat es von Günter Pfandes bekommen. Darin sind sämtliche fränkische Kulturgüter aufgelistet und diese kurz beschrieben. Eine Schrifttafel unter und auch neben den Objekten erklären den Besuchern, aus welchen Orten die Gegenstände sind. Außerdem ist das Jahr vermerkt, in dem das Kunstwerk geschaffen wurde. Alois Weigner sucht als Erstes das fränkische Herzogsschwert aus Würzburg. Dann sieht er sich den Domschatz aus Bamberg an. Auch das junge Paar ist mittlerweile im Raum der fränkischen Kunstgegenstände angekommen. „Ja, wenn wir das alles wieder in Franken hätten“, sagt Alois Weigner zu Andreas. Auch der äußert sich ähnlich. Eine halbe Stunde später stehen die Franken vor dem Museum und beratschlagen, was bis zum Eintreffen des Festzuges am Odeonsplatz zu unternehmen ist. „Da drüben ist eine Bank“, sagt Clarissa. Sie deutet mit der Hand auf eine Parkbank. Sie wurde vor dem Gebäude aufgestellt, das gegenüber dem Museum steht. Zum Eingang des besagten Gebäudes führt eine sehr breite Treppe hinauf. „Die Bank ist bequemer als die Stufen aus Stein, auf die man sich auch setzen könnte“, sagt Weigner. Andreas nimmt seine Freundin an die Hand und geht voran. Alois Weigner hinterher. Er sieht, dass der Lieferwagen immer noch dasteht. Bei der Bank angekommen, bemerkt er, dass nur Andreas da ist. Der erklärt ihm, dass Clarissa noch einmal über die Straße zu den Geschäften gelaufen ist. Er holt aus seiner Umhängetasche, die er immer dabei hat, wenn er unterwegs ist, die Samstagsausgabe einer großen "Süddeutschen Zeitung". In großen Lettern steht da geschrieben, dass der Thronfolger aus dem Hause Wittelsbach fordert, aus Bayern eine konstituierende Monarchie zu machen. „Der ist wohl übergeschnappt“, meint Andreas, Götz von Wetzhausen zu Weigner und zeigt ihm die Überschrift. Im Text liest er dann, was dem Prinzen bewegt, eine solche Forderung zu stellen. Eine Umfrage der Zeitung zu dieser Forderung hat ergeben, dass fast neunzig Prozent der Befragten die bestehende Staatsform behalten wollen. Andreas steckt die Zeitung wieder in die Tasche, steht auf und läuft zu Clarissa. Alois Weigner hat sich eine Pfeife angezündet und zieht genüsslich daran. Allein will er nicht hier sitzen. Also macht er sich auf und geht über den großen Platz auf den Lieferwagen zu. Dort angekommen geht er um ihn herum. Ein

Münchener Kennzeichen. Der TÜV wurde erst vor drei Monaten gemacht. Auch die Reifenprofile reichen noch über den nächsten Winter. Nur bei der Schrift stellt er fest, dass diese teilweise verlaufen ist. Er geht zur Tür des Seiteneingangs. Er überlegt, ob das einen Grund hat, dass der Lieferwagen so nahe an der Museumstür steht. Er ist sicher hinter Tür männliche Stimmen zu hören. Weitere Überlegungen, Vermutungen oder Verdächtigungen stellt er nicht an und entfernt sich vom Lieferwagen. Alois Weigner hofft, dass die beiden Ausreißer bald kommen werden. Es wird wohl nicht lange dauern, bis Passanten in fragen, ob der Platz neben ihn noch frei ist. Er zündet seine zwischenzeitlich erloschene Pfeife wieder an und beobachtet die Menge. Einige der Besucher tragen eine Tracht. Andere ganz normale Sonntagskleider. Leider sind auch Personen darunter, die wohl noch unter Alkoholeinfluss sind. Grölend und schwankend wollen sie den anderen klarmachen, dass sie die Größten sind. Auf einmal sitzt ein Mädchen neben ihm. Das Kind mag zwischen sechs und zehn Jahre alt sein. Sie hat ein Dirndl an. Weigner spricht es an und fragt es, wo es zu Hause ist. Das Kind sagt: "Aus Passau." Weigner wollte weiter fragen, da springt das Kind von der Bank herunter zu seinen Eltern, die gerade an der Bank vorbeilaufen. Nun kommen auch Andreas und Clarissa. Sie setzen sich hin. Andreas meint: "Dann sehen wir mal, was geboten wird."

Georg Debrotesch und Ferdi Leuschner haben es sich in dem kleinen Flur, in den man kommt, wenn der Nebeneingang des Museums benutzt wird, bequem gemacht. Sie sitzen auf die von Ihnen mitgebrachten Kisten und Kartons, die sie für das Verpacken der zu stehenden Kunstgegenstände brauchen. Ein Teil des Verpackungsmaterials steht auf zwei kleinen Transportwägelchen. Gedacht haben sie auch an Holzklötzen verschiedenster Größe. Diese werden anstelle der Figuren und anderer Gegenstände gestellt, um die Sichtkontakte nicht zu unterbrechen. Es wird simuliert, dass die Gegenstände noch da sind. Georg Debrotesch hat außerdem noch eine leistungsstarke Bohrmaschine mitgebracht. Ferdi Leuschner drängt Georg Debrotesch. Dieser hat Ferdi Leuschner erst heute früh angerufen und ihm gesagt, dass er Kleidung für mindestens eine Woche mitnehmen soll. Nun soll Georg endlich mit der Sprache herauszurücken, was er noch geplant hat. Wir werden die Kunstgegenstände nehmen, verpacken und in den Transporter schaffen. Dann fahren wir auf die Autobahn München – Nürnberg. Bei der

Ausfahrt „Hollédau“ fahren von der Autobahn ab und suchen einen Platz, von dem wir nicht gesehen werden können. Hier wird die Aufschrift vom Aufbau des Transporters weggewischt und die Kennzeichen gewechselt. Wasser, Schmutzlappen und Kennzeichen sind draußen im Wagen. Wir fahren dann weiter bis Haßfurt. „Wo liegt Haßfurt?“, fragt Ferdi. Georg geht nicht auf die Frage ein und sagt nur, dass er in der Nähe von Haßfurt ein altes Haus mit Anwesen vorübergehend benutzen kann. Es gehört den Bruder seiner Mutter, der eine längere Zeit im Krankenhaus liegen muss. Er war vor zwei Jahren mal oben und hat sich vor ein paar Tagen nach seinem Onkel telefonisch erkundigt. Und da sagte ihm der Onkel eben, dass das Haus vier Wochen leer steht. Ja, der Onkel bat ihn darum, dass er, wenn er Zeit hat, sich um das Haus kümmern soll. Ferdi kommt aus dem Staunen nicht heraus und fragt: "Und von diesem Haus aus werden wir versuchen, die Kunstgegenstände einzeln loszuwerden."

Bald ist es so weit. In zwei Minuten wird die Alarmanlage ausgeschaltet. Georg Debrotesch gibt noch die Anweisung, dass zuerst die Figuren und das Schwert eingepackt werden. Dafür sind fünf Kisten aus Sperrholz und Füllmaterial da. Friedhelm Altmoser hat seine Kasse abgeschlossen und die Abrechnung schon gemacht. Kurze Zeit später hilft er, die Figuren von ihren Plätzen zu nehmen und in die Kisten zu packen. Das fränkische Herzogsschwert, die Muttergottes mit der hl. Elisabeth, Reliquienbüste der hl. Afra und weitere Büsten sowie weitere Figuren verschwinden gut in Papier und Wellpappe eingeschlagen in den Kisten. Die kleinen Gegenstände wie Schmuckketten, Kronen werden aus den Vitrinen und Schaukästen genommen und in Schatullen gelegt. Leuschner und Altmoser schieben die Wagen zum hinteren Ausgang und heben, schieben die Kisten in den Transporter. Sie hören, wie unten auf der Straße der Oktoberfestumzug vorbeizieht. Altmoser schaut auf seine Armbanduhr. In acht Minuten muss er den Haupteingang abschließen. Georg Debrotesch untersucht noch die Tresortür. Er muss die Sicherheitskontakte finden. Da er die Kontakte nicht finden kann, holt er ein Klebeband, das mit einer dünnen Metallschicht versehen ist. Den Rahmen der Tresortür beklebt er vollständig mit diesem Band. Er denkt sich, Organisation ist alles und schließt die Tür. Altmoser geht zum Haupteingang. Während Ferdi Leuschner schon im Transporter sitzt, will Georg noch die Holzstützen von ihren Plätzen nehmen. Doch er besinnt sich. Dann setzt er sich hinter das Steuer. Die beiden Diebe

warten. Sie warten darauf, ob die Alarmanlage losgeht. Friedhelm Altmoser müsste jetzt die Zentralverriegelung in Gang gesetzt haben. Auch Friedhelm Altmoser ist gespannt, ob der Raub einen Alarm auslöst. Er hat den Schlüssel vor ein paar Sekunden herumgedreht und aus dem Schlüsselloch herausgezogen. Würde es Alarm geben, fängt das Lichtsignal, das neben der Eingangstür angebracht worden ist, zu leuchten an. Außerdem würde eine Sirene heulen. Es passiert nichts. Friedhelm Altmoser zwingt sich unter die Zuschauer des Umzugs. Von Gebirgsschützen, Trachtengruppen. Es ist alles dabei, was Bayerns Kultur ausmacht. Er hat keinen Sinn, heute schon gar nicht für das Oktoberfestspektakel. Seine Gedanken und Ängste, die er hat, rühren von dem Raub her. Er wird sich wohl den Fragen der Polizei stellen müssen. Da er keine Lust hat, weiter dem Umzug zu zusehen, bahnt er sich einen Weg durch die Zuschauermenge. Er geht auf die Straße durch eine Fußgruppe auf die andere Straßenseite. Es kommt ihm gelegen, dass er eine frühere Freundin inmitten der Zuschauermenge trifft. Mit ihr wechselt er ein paar Worte. Dann geht er in die Innenstadt am Karlsplatz vorbei die Straße hinunter und bleibt an dem Haus stehen, in dem eine Bombe gezündet wurde. Er fragt herumstehende Leute, was denn da passiert sei. Er denkt sich, das bestimmt Immobilienmakler oder Erben ein Interesse daran haben, alte Pläne zu vernichten. Er setzt sich dann in ein Lokal einer bekannten amerikanischen Fast Food Castro Kette. Das Lokal ist fast leer. Das wird sich in einer halben Stunde wohl ändern. Wenn der Oktoberfestzug zu vorbei ist, werden die Besucher die Innenstadt stürmen. Stundenlanges stehen sie am Straßenrand und haben nichts zum Essen. Friedhelm Altmoser beeilt sich, seine Hähnchenteile zu essen. Nachdem er gegessen und seine Cola getrunken hat, geht er wieder auf die Straße. Geradewegs zur Isar hinunter. Er setzt sich auf einen größeren Stein. Als dann wie plötzlich eine Menge Leute kommen, blickt er auf und läuft sich zu seinem Haus. Im Flur, auf einem Sideboard liegt eine Durchschrift eines Lottoscheines.

3

Flucht

Georg Debrotesch und Ferdi Leuschner sitzen im Führerhaus des Lieferwagens. Unten am Odeonsplatz bewegt sich der Oktoberfestumzug im langsamen Tempo seinem Ziel, der Theresienwiese zu. Ferdi Leuschner schaltet das Autoradio an. Euphorisch berichtet eine Sprecherin, wie viele Besucher heute nach München gekommen sind, um den Umzug zu sehen. Dann berichtet sie von einzelnen Festwagen und Fußgruppen. Sie erklärt die Motive, Darstellungen und Aussagen. Ferdi Leuschner stellt einen Musiksender ein, da der Nachrichtensender, den er vorhin vorher gestellt hatte, die gleichen Meldungen werden immer wieder wiederholt. Es ertönen nun Schlager aus vergangenen Jahrzehnten. Da lässt Georg den Motor an. „Wir fahren jetzt los“, entgegnet Georg. Er steuert das vollgeladene Auto nicht zurück auf die Barer Straße, sondern auf die Arcisstraße. Richtung TU München. Auch hier sieht man keine Menschenseele. Ferdi Leuschner, der lange Fahrten mit dem Auto hasst, fragt, wie weit es bis zur Raststätte Holledau ist. Außer einem nicht verständlichen Brummen hört er keinen vernünftigen Ton. Er weiß nun, dass sein Kumpel im Stress und nicht ansprechbar ist. Georg Debrotesch ist froh, als er vor sich die Autobahnauffahrt sieht. Die Wegstrecke bis hier her hat ihn ganz schön Nerven gekostet. Jedes Mal, wenn er ein Polizeiauto gesehen hat, hat er Hitzeanfälle bekommen. Und dann noch die blöden Fragen von Ferdi. Er beschließt, gleich bei der zweiten Ausfahrt nach München von der Autobahn hinunter zu fahren. Er wird sich eine Stelle suchen, an der er die Beschriftung auf den Aufbau des Wagens wegwischen kann. Ferdi Leuschner freut sich sehr, als er von dem Vorhaben erfährt. Doch diese Freude währt nicht lange. Georg Debrotesch macht ihm klar, dass bei diesem Halt nur der Schriftzug vom Lieferwagen entfernt wird. Zwei Stunden später fährt ein Lieferwagen unbeschriftet Richtung Norden. Die ursprüngliche Farbe des Aufbaues ist weiß-beige. Die beiden Diebe arbeiteten eine ganze Stunde, um den Schriftzug ab zu bekommen. Dabei mussten sie sorgfältig arbeiten. Man soll nicht auf den ersten Blick sehen, dass hier ein Farbauftrag entfernt worden ist. Georg Debrotesch hat dann noch mit Längs - und Querstrichen versucht, das Auto optisch aufzuwerten. Zum Schluss wurden an dem Fahrzeug neue Kennzeichen des Landkreises Ingolstadt angebracht. Auch als die beiden von zwei Polizeiautos

überholt wurden, hatten sie keine Angst. Sie sind sich sicher, dass ihre Tarnung gut ist. Außerdem konnte der Raub überhaupt nicht entdeckt werden, da das Museum erst wieder am Montag geöffnet wird. „Nur noch zehn Kilometer bis zur Ausfahrt Altmühltal“, sagt Georg zu Ferdi, der fortlaufend gähnen muss. So dauert es nicht mehr lange, bis die Autobahn verlassen wurde. Nur von einer Raststätte keine Spur. Sie kommen durch kleine Ortschaften, überqueren die Altmühl und fahren wieder zurück zur Auffahrt der Autobahn. Da fällt es Georg Debrotesch wieder ein. Die nächste Ausfahrt ist es. „Ja, es wird Zeit, dass auch Du etwas zu trinken bekommst“, meint Ferdi. „Man merkt, dass Du total übermüdet bist“, ergänzt er. Georg Debrotesch erwidert: „Das nächste Mal, wenn ich eine längere Autofahrt unternehme, wird mein Beifahrer auch einen Führerschein haben.“ Der Parkplatz der Raststätte Beding ist gut besetzt. Vor allem die vorderen Plätze zum Lokal und Hotel hin sind belegt. Georg Debrotesch fährt bis zum Ende des Parkplatzes und stellt das Fahrzeug auf den letzten Stellplatz. Sie müssen zwar ein paar Meter mehr laufen, haben aber den Vorteil, dass Ihr Lieferwagen von nicht zu vielen Leuten gesehen wird. In der Autobahnraststätte erreichen sie einen Tisch für zwei Personen. Sie haben Glück gehabt, da die zwei Personen, die am Tisch gesessen waren, gerade in dem Moment aufgestanden sind, als die beiden Freunde das Lokal betreten haben. Sie bestellen sich jeder ein Bier, um eine Kleinigkeit zu essen. Georg Debrotesch isst schnell. Er hat seinen Teller nach einer kurzen Zeit leer gegessen. Ferdi hat erst die Hälfte seines Essens hinuntergeschlungen. Georg Debrotesch steht auf und sagt: „Ich gehe zu Auto.“ Er ist unruhig wegen der Ware. Georg Debrotesch sieht, als er zum Stellplatz des Lieferwagens geht, jemanden dastehen. Er kann bei dieser Entfernung nicht erkennen, um welche Person es sich handelt. Er beschleunigt seinen Schritt. Was will diese Frau bei unserem Wagen, denkt er, als er sie entdeckt. Schlanke Figur, schwarzes Haar. Sie trägt einen Wanderrucksack auf dem Rücken. Jeans, Anorak, feste Schuhe. Nicht gerade billig. Als er bei Ihr ist, fragt er Sie, was sie am Lieferwagen zu suchen hat. Sie fragt ihn, ob er Sie bis nach Untertheres mitnehmen könnte. Das liegt bei Haßfurt. „Wenn, dann höchstens bis nach Schweinfurt“, sagt Georg. Mittlerweile ist auch Ferdi Leuschner eingetroffen. Er staunt nicht schlecht, als er eine weibliche Person sieht. Im Führerhaus ist eng. Die Bank für drei Personen ausgelegt. Viele Platz bleiben Ferdi und der Frau trotzdem nicht. „Was für ein Ziel haben Sie denn“, fragt Lore, die vorgestellt hat,

nach. „Wir fahren bis nach Rostock“, lügt Georg. „Bis nach Rostock?“ „Und bis dorthin wollen Sie durchfahren?“ Lore schüttelt mit dem Kopf. „Mein Kumpel fährt auch. „Es ist halb so wild“, trägt Georg dick auf. Ferdi rollt die Augen. Sie kommen Nürnberg immer näher. Lore denkt an, was für Typen sie da getroffen haben. Die kommen aus München, was unschwer an der Sprache zu erkennen ist. Sie war im Altmühltal wandern und hat Ihr Auto zu Schrott gefahren. Es war Gott sei Dank niemand Fremdes an dem Unfall beteiligt. Nur der Baum, den sie angefahren hat, ist leicht beschädigt. Am Auto ist die Karosserie verschoben. Nicht mehr reparabel. Da sie unbedingt nach Hause muss, stellte sie sich mit ihrem Alter an die Straße. Bis nach Greding hat sie ein älterer Herr mitgenommen. Dort auf den Autobahnparkplatz ist sie hin und her gelaufen in der Hoffnung, einen Fahrer zu finden, der in Ihre Richtung fährt. So ist sie froh, dass sie die zwei Männer getroffen hat. Die sehen zwar aus wie zwei schräge Vögel, können aber gut fahren. Wenn Sie noch verheiratet wäre, hätte sie sich diesen Ausflug nicht unternehmen können. Zum Glück sind Ihre Eltern gesundheitlich noch wohlauf. Ihre Mutter passt auf die zwei Kinder auf. Ihr achtzehnjähriger Sohn und die fünfzehnjährige Tochter sind weitgehend selbstständig. Sie lieben Ihre Großeltern wie Abgötter. Kein Wunder, wurden doch die Kinder von ihnen aufgezogen. Ihre Ehe hat nur sechs Jahre gehalten. Ihren Mann hat sie in Berlin kennengelernt. Er hat so wie sie Nanotechnologie studiert. Vier Jahre waren sie verheiratet, da hat er es vorgezogen, das Angebot seiner Firma anzunehmen und in die USA zu gehen. Es wären ihm keine Nachteile entstanden, wenn er in Deutschland geblieben wäre. Nach eineinhalb Jahren, er war zu Besuch zu daheim, hat er Sie gebeten, mit den Kindern nachzukommen. Das wollte sie auf keinen Fall. Sie hatte damals gleich den Verdacht, dass diese Aufforderung nur ein Vorwand ist. Er wusste ganz genau, dass das niemals möglich sei. Und eines Tages bekam sie einen Brief von seinem Rechtsanwalt. Scheidung. Lore wurde in Ihren Gedanken von Georg Debrotesch unterbrochen. Er bietet Ihr an, Sie nach Untertheres zu fahren. Es ist schon ziemlich dunkel und Ihnen macht es nichts aus. Lore ist erleichtert. Wie hätte sie sonst nach Untertheres kommen sollen? Georg Debrotesch ist schon auf der A 70, die von Schweinfurt nach Bamberg führt. Lore freut sich, schon wieder daheim zu sein. Morgen muss sie sich ein Auto besorgen. Die Nahverkehrsanbindung von Untertheres ist nicht gerade die beste. Sie wohnt mit Ihren Kindern samt Eltern in einem Schloss. Die

Schlossherren waren froh, einen Flügel des Schlosses vermieten zu können. Aber das ist schon lange her. Es war noch zu Ihrer Kindheit. Zügig geht es weiter. Ferdi Leuschner, der sich mit Reden zurückgehalten hat, verweist darauf, dass man sich auf der Bundesstraße 26 befindet. Georg Debrotesch hält neben einem von zwei Schlössern, die auf der gegenüberliegenden Straßenseite liegen. Lore steigt aus und nimmt Ihren Rucksack, den ihr Georg reicht. Sie bedankt sie sich für das Mitnehmen und geht über die Straße. Auf der anderen Seite der Straße angekommen, läuft sie zielgerichtet auf das Tor des ersten Schlosses zu. Dann verschwindet sie einer kleinen Parkanlage.

Georg Debrotesch löst die Handbremse und legt den Gang ein und denkt: Hoffentlich ergeben sich keine Nachteile, weil wir die Dame mitgenommen haben? Da nicht viel Verkehr auf der Straße ist, erreichen sie nach wenigen Minuten Haßfurt. Georg Debrotesch lässt die Umgehung links liegen und fährt durch die Stadt. Haßfurt, die wie ausgestorben da liegt. Keine Menschenseele auf der Straße. Wer sollte sich um eine Uhr dreißig noch auf der Straße aufhalten. Sie fahren am Rathaus vorbei, das links an der Straße liegt. Ein schönes Gebäude. Kurz vor dem östlich gelegenen Stadttor sieht man rechter Hand das Landratsamt. Von der Straße sind zweihundert Meter dort hin. Nachdem sie durch das Tor gefahren sind, sehen sie auf der linken Seite die Ritterkapelle. Diese Kapelle, auch Marienkapelle genannt, zählt zu den bedeutendsten spät gotischen Baudenkmälern des östlichen Unterfrankens. Die beiden Münchner sind froh, bald am Ziel zu sein. Kurz vor einer Kreuzung fahren sie an einer Polizeiwache vorbei, was Georg Debrotesch zu einer Bemerkung veranlasste. „Na, Ferdi, wenn die wüssten?“ Ferdi Leuschner musste gerade gähnen. Er sagte nur: „Mach zu, dass wir endlich nach Wetzhausen kommen.“ Nach einigen Kilometern sieht man links die Lichter von „Königsberg in Franken“. Ferdi meint, dass es da bestimmt Gaststätten gibt, die bayerischen Bier ausschenken. Georg Debrotesch hat jetzt keinen Sinn dafür, sich mit derartigen Äußerungen zu beschäftigen. Er versucht sich zu erinnern, wo das Anwesen seines Onkels in Wetzhausen ist. Schließlich war er in seinem bisherigen Leben nur fünfmal da. Nach dem Ortsschild fährt er nach links. Diese Abzweigung endet beim alten Schloss und dem Gutshof. Er wendet das Auto in der Einfahrt des Hofes und fährt wieder auf die Hauptstraße. Er fährt in das Dorf hinein und hält an einem freien Platz. Seine Blicke gehen nach links, nach rechts. Links geht

es nach Stadtlauringen. Rechts nach Schloss Anaheim. Er schlägt die Richtung Anaheim ein und fährt langsam die Straße ab. Dann hält er an. Rechts ist eine Gasse. Judengasse. Er fährt in die Gasse hinein und kommt an deren Ende vor einem kleinen Anwesen stehen. Das ist es, denkt er beim Aussteigen. Auch Ferdi Leuschner ist ausgestiegen. Ein Blick auf das Namensschild der Türglocke. Sie sind richtig. Das Anwesen steht allein am Ende der Gasse. Die Gebäude in der Nachbarschaft sind Scheunen und Hallen. Eine kleine Scheuer, die zum Anwesen des Onkels gehört, ist von der Gasse her befahrbar. Ideal denkt Ferdi Leuschner. „Jetzt sind wir zwar da, aber kommen nicht rein“, sagt Georg. Ferdi geht zum Tor der Scheuer. „Die ist offen“, sagt er. Im Lichte der Autoscheinwerfer „knackt“ Ferdi das Tor zum Hof und macht es auf. Durch das Öffnen des Tores erfassen die Scheinwerfer auch die Haustür. Ferdi macht sich ans Werk. Auch diese Tür ist offen. Ferdi öffnet die Haustür und macht das Licht an. Georg Debrotesch geht nicht ins Haus. Er wechselt die Kennzeichen. Nummern des Landkreises Haßfurt werden an den Lieferwagen montiert. Dann macht er langsam das Scheunentor auf. Die Scheune ist leer. Es bereitet Georg Debrotesch einige Schwierigkeiten, den Lieferwagen in die Scheune zu fahren. Er verschließt die Autotüren und macht das Tor zu. Morgen wird er in Haßfurt ein Vorhängeschloss kaufen. Die Vorrichtung dafür ist am Tor angeschraubt. Ferdi hat sich mittlerweile im Wohnzimmer niedergelassen. Georg kommt hinzu und setzt sich auf einen Sessel.

„Es ist vielleicht besser, wenn wir nicht so viele Lichter anlassen“, sagt er zu Ferdi. „Und außerdem suchen wir uns jetzt eine Schlafstelle“. Die beiden stehen auf und gehen in den Flur. „Wir können ja im Heu schlafen“, meint Ferdi. „Na klar, Du bist der Richtige im Heu schlafen“, antwortet Georg. Sie öffnen vom Flur her fast alle Türen, um zu schauen, welche Räumlichkeiten sich dahinter befinden. Dann kommen sie bei der letzten Tür in Schlafzimmer. Es ist sehr modern eingerichtet, was Georg Debrotesch sehr erstaunt. Sie überlegen sich, ob sie sich wirklich in dieses Bett legen sollen. Georg geht zum Schlafzimmerschrank und wühlt in den Regalen. Er findet zwei Woldecken. Sie legen die Decken über die Betten. Sie sind groß genug, um sich auch noch zu decken zu können. Ferdi geht in den Flur, um das Licht aus zu machen. Als er wieder in das Schlafzimmer kommt, sieht er Georg auf einem der zwei Betten liegen. Er schläft und schnarcht.

Polizei

Die wachhabenden Beamten der Polizeidirektion drei der Münchener Polizei haben volle Hände tun. Betrunkene Randalierer, minderjährige Straßenschreier und aufgekratzte Prostituierte werden vernommen und wenn nötig in Arrest gebracht. Touristen, die etwas zu viel getrunken haben, fragen nach dem Weg zu Ihrem Hotel. Polizeiobermeister Spielbauer, der mit zwei Kollegen den Innendienst abwickelt, ist froh, dass es immer ruhiger wird, je näher der Morgen naht. Obwohl das Oktoberfest erst begonnen hat, sehnt er dessen Ende herbei. Er hasst diese Nächte und würde gerne einmal Tagdienst machen. Doch der Personalstand lässt dies nicht zu, trotz der Kollegen aus den Regierungsbezirken. Es fehlt auf dem Soll – Stand noch immer zwanzig Prozent. Er glaubt nicht daran, dass sich an diesem Zustand etwas ändert. Spielbauer schiebt die Computermaus nach oben. Der Bildschirmschoner verschwindet und ein Menü erscheint. Er muss über einen Mann recherchieren, der heute in der Nacht in Arrest genommen wurde. Sein Name ist Eduard Limmer. Spielbauer steht auf und geht auf den Flur hinaus. In der Ecke steht eine Kaffeemaschine. Er wirft fünfzig Cent durch den Schlitz. Der Kaffee läuft in einen Kunststoffbecher. Wieder zurück im Büro, schaut er auf die Bahnhofsuhr, die im Flur an der Wand hängt. Sechs Uhr. Normalerweise haben er und seine Kollegen jetzt Dienstschluss. Doch durch die Wiesn wurde der Dienstplan geändert. Er will gerade durch die Tür, als diese geöffnet wird. „Herr Amtsrat, Sie schon da“? Amtsrat Schmitt sagt den erstaunten Beamten, dass er den Vormittag über im Büro mithelfen will. Spielbauer geht zum Zellenblock zu Herrn Limmer. Er holt ihn und führt diesen in die Wache. In der Ecke des Büros stehen ein kleiner Tisch und zwei Sitzgelegenheiten. Limmer wird ein Stuhl zugewiesen. Spielbauer setzt sich gegenüber. Er fragt Limmer nach seinen Personalien und ob und als was er arbeitet. Limmer antwortet, dass er sofort freigelassen werden will. Er hat wahrscheinlich nur etwas zu viel getrunken. Ihn deshalb in Arrest zu stecken, war überflüssig. Polizeiobermeister Spielbauer wollte eben antworten, als plötzlich Alarm ertönt. Seine Kollegen und der Amtsrat stehen vor der Alarmtafel und schauen nach, wo der Alarm ausgelöst wurde. Es ist die „Alte Pinakothek“. „Zwei Streifenwagen sofort dorthin und sagen Sie der Abteilung Diebstahl Bescheid“, sagt Amtsrat Schmitt. Die

Kollegen gehen an die Mikrofone. Spielbauer geht zurück zum Arrestanten Limmer. Der ist über dem Alarm, den er mithören konnte, sehr erschrocken. Haben Sie die Kunstgegenstände geraubt, auf die Herr Boccacia Anspruch erhebt. Er muss sofort wissen, was da los ist. Gott sei Dank entlässt ihn der Polizeiobermeister. „Erster Polizeihauptkommissar Swen Gruber“ ist auch eingetroffen. Er hat seinen Mantel noch nicht ausgezogen. Gruber fragt Amtsrat Schmitt, ob er ihn ablösen soll. Der Amtsrat sagt „Nein, und er, Gruber soll sich doch mal beim Tatort umsehen“. „„Erster Hauptkommissar““ Swen Gruber macht sich auf dem Weg.

„Erster Hauptkommissar“ Swen Gruber hat in seiner Laufbahn nach so manchen Raub die Ermittlungen durchgeführt. Der Raub von allen Gegenständen, Schriften und Schmuckstücken aus einer ganzen Sektion eines Museums ist ihm noch nicht untergekommen. Die Spurensicherung ist gerade dabei, von der Tresortür Abdrücke zu nehmen. Swen Gruber fragt den Hauptkommissar der Abteilung Raub, wie weit die Ermittlungen gediegen sind. Der sagt ihm, er hat den Chef der Sicherungsfirma und den Leiter des Museums herbestellt. Noch bevor diese beiden Herren ankommen, ist der Tathergang eigentlich klar. In einer Besprechung wurde der Tathergang besprochen. Die Täter müssen sich nach Ablauf der Öffnungszeiten noch im Museum aufgehalten haben. Sie haben dann mit Holzklötzen die Sicherungslichtschranken unterhalb oder oberhalb der Figuren überbrückt. Das Gleiche bei den Schmuckschalen, Büchern usw. Durch einen Unterbrechungsmechanismus am Stromkreis der Gebäudesicherung wurde die Objektsicherung (Figuren etc.) aktiviert. Die Tresortür konnte ohne Auslösung des Alarms aufgebohrt und geöffnet werden. Die Täter haben nach Kenntnis der Spuren im Flur hinter dem hinteren Nebeneingang gewartet, bis das Museum geschlossen hat. Die Tür, die auch als Fluchttür dient, war offen. Sie haben die Tür so präpariert, dass auch nach Museumsschluss kein Alarm ausgelöst werden wird. Über diese Tür wurde das Diebesgut nach außen gebracht. Sie müssen dazu Rollwägelchen benutzt haben. Die Täter hatten natürlich gehofft, dass der Raub erst nach Öffnung des Museums entdeckt wird. Der Alarm wurde dadurch ausgelöst, weil sich ein Stück des Metallklebebandes, das signalisieren und gewährleisten sollte, dass der beschädigte Tresor geschlossen ist, gelöst hat. Es wurden Handschuhe getragen. Das Einzige, was Rätsel aufgibt, sind die Bewegungsmelder. Kein einziger hat sich aktiviert. Sie können vom

Museumsleiter nach Ansage beim Sicherheitsdienst ausgeschaltet werden. Das ist an diesem Sonntag aber nicht passiert.

Friedhelm Altmoser war gerade aufgestanden, als das Telefon klingelte. Sein Chef forderte ihn auf, sofort zu seiner Dienststelle zu kommen. Im Museum ist eingebrochen worden. Altmoser überlegt sich, was er der Polizei sagen soll. An dem Raub hat bis jetzt noch nichts verdient und er zweifelt, ob er jemals etwas bekommen wird. Er braucht auch nichts mehr. Sein Lottogewinn vom letzten Samstag hat ihn von allen Schulden befreit. Nicht nur das. Er hat nun auch Geldmittel übrig. Er wird seine Frau und die Kinder fragen, ob alle mit ihm nach Prag umziehen. Dort wird er sich bewerben. Zwanzig Minuten später sitzt er in seinem Büro. Mit am Tisch sein Chef und der Leiter des Sicherheitsdienstes sowie zwei Polizeibeamte. Wie erwartet wird er gefragt, was er am Tag des Festzuges gemacht. Er schildert den Dienstablauf im Museum und das an diesen Tag sich nichts geändert hat. Nachdem er das Museum verschlossen hat, ist er zum Stachus und dann zur Isar gelaufen. Danach zu seiner Wohnung. Auf die Frage, ob er auch einen Rundgang durch das Museum gemacht hat, sagt er: "Wie jeden Tag. „Auch der Mensch vom Sicherheitsdienst kann von keinerlei Abweichung von den täglichen sicherheitstechnischen Normen feststellen. Der Chef stellt sich hinter Altmoser und gibt diesem bis auf Weiteres frei. Als die Museumsangestellten weg sind, sagt „„Erster Hauptkommissar““ Swen Gruber" zum Leiter des Dezernats Raub: "Ich glaube, dass wir heute nicht weiterkommen werden." Wahrscheinlich werden wir warten müssen, bis irgendwann ein Beutestück auftaucht. Die Täter waren vorsichtig und kannten sich aus. Sie werden Schwierigkeiten haben, die heiße Ware loszuwerden. Die gesamte Beute sowieso nicht. Unabhängig davon sollten wir einen Blick nach Franken werfen. Es gibt da Gruppen, die die Kulturgüter wiederhaben wollen.

Der Raub war das Thema in München. Auch die Staatsregierung musste sich damit beschäftigen. Der Innenminister wurde von einigen Radio- und Fernsehanstalten befragt. Er konnte natürlich auch nichts zu dem Hergang des Raubes sagen. Wie üblich konnten die Journalisten nur hören, dass alles getan wird, um die Kunstgegenstände wieder an den Plätzen im Museum zu bringen. Und während in ganz Bayern über den Raub geredet wird, sitzt Friedhelm Altmoser zu Hause in seinem

Wohnzimmer. Er überlegt, wie er seine Gläubiger auszahlt. Wen er zuerst bedient und wen er noch etwas „zappeln“ lässt. Er freut sich schon, seiner Frau den Gewinn mitteilen zu können. Ein Schreiben mit dem Gewinnanspruch hat er der Lotteriegesellschaft gleich nach dem Öffnen der Post zukommen lassen. Wichtig ist für ihn auch, dass er ein Schreiben bekommt, in dem bestätigt wird, dass er das Geld gewonnen hat. Denn eines ist klar, wenn er als Verdächtiger plötzlich mit viel Geld herumwirft, kommt so mancher Kommissar auf „dumme“ Gedanken. Einen Stadtteil weiter, im Büro einer Pizzeria ist man auch mit dem Raub beschäftigt. Manuel Boccacia, italienischer Geschäftsmann, brüllt und tobt derartig, dass die Bilder an der Wand das Wackeln anfangen. Da nützen auch die schönen Motive nichts. Rom, Venedig oder Neapel muss glauben, dass das Jüngste Gericht kurz bevorsteht. Vier Männer haben sich in einer Reihe vor der Tür aufgestellt. Vor dem Schreibtisch sitzt die rechte Hand Boccacia Eduard Limmer. Er rutscht in seinem Stuhl immer mehr nach unten. "Sie hätten diesen Menschen spätestens nach der Übergabe des Vorschusses überwachen lassen müssen", schreit Boccacia. Und dann setzt er sich plötzlich zurück in seinem Sessel. Ein paar Minuten ist es ruhig im Raum. So als will Boccacia Luft holen, um dann erneut seinem Ärger den Anwesenden spüren zu lassen. Schließlich zum Erstaunen der vier Männer spricht Herr Boccacia im ruhigen Ton. Er will auf diese Kunstgegenstände nicht verzichten. Er hat den eventuellen Käufer heute früh angerufen. Sein Angebot hält er noch ein halbes Jahr offen. Manuel Boccacia verspricht seinen Männern die doppelte Abfindung als wie ausgemacht. Sie brauchen keine Kosten zu scheuen, um die Kunstgegenstände in ihren Besitz zu bekommen. Dann steht Herr Boccacia auf und geht ohne weitere Worte aus dem Zimmer. Kaum war der Chef aus dem Raum, steht Eduard Limmer auf und setzt sich auf den Chefessel. Seine Helfer holen sich Stühle und setzen vor den Schreibtisch. Eduard Limmer meint, dass man erst herausfinden muss, wohin die Gegenstände gebracht worden sind. Ein PKW ist auf jeden Fall zu klein. Er denke da an einen Kleintransporter mit Hochdach. Die erste Aufgabe wird sein, alle Betriebe, die Autos verleihen, aufzusuchen. Und zwar nicht nur die großen bekannten Firmen, sondern auch die Kleinen. Wichtig sind natürlich auch kleine Autowerkstätten. Wir geben uns als Versicherungsdetektive aus. Die Ausweise können in den nächsten Tagen beschafft werden. Eduard Limmer schickt die drei Männer fort. Er denkt nicht an einen Erfolg.

Wenn er den Raub ausgeführt hätte, würde er die Beute erst einmal für ein halbes Jahr verschwinden lassen. Einer seiner Kegelbrüder arbeitet im Polizeipräsidium. Er ist ihm noch etwas schuldig. Von ihm erhofft er zu erfahren, wie der Stand der Ermittlungen ist. Vielleicht ergeben sich über diesen Kanal Erkenntnisse über den Verbleib des Fahrzeuges. Eduard Limmer geht durch eine Verbindungstür in die Pizzeria. Der Wirt, ein Mann so an die vierzig Jahre, stößt ihn an und zeigt zu einem freien Tisch. Limmer setzt sich. Der Wirt setzt sich ihm gegenüber. „Herr Boccacia hat ihnen eine Pizza ausgegeben“. „Dann soll ich Ihnen ausrichten“, sagt der Wirt und weiter, „dass Herr Boccacia drei Wochen nicht zu sprechen ist.“ Limmer denkt, erst werde ich beschimpft und dann bekomme ich ein Essen. Ist das der Lohn dafür, dass ich für die Dauer der Zeit wo Herr Boccacia nicht da ist, auch seine anderen Geschäfte führen soll. Boccacia hat hier in München in vielen Geschäftsfeldern Einfluss. Vor fünf Jahren allerdings ist für ihn Prostitution und der Rauschgifthandel nicht mehr interessant. Seitdem ein Schwiegersohn von ihm im Stadtrat ist, mischt er auch nicht mehr im Glücksspielgeschäft mit. Durch seinen Schwiegersohn erhält er sehr nützliche Informationen aus dem Stadtrat. So konnte sich Boccacia bei Grundstücksangelegenheit gegenüber seinen Mitbewerbern Vorteile erschleichen. Eduard Limmer hat gegessen und verlässt das Lokal. Mit schnellem Schritt überquert er die Straße. Zwei Häuserblock weiter klingelt er. Es dauert nicht lange, da wird ihm aufgemacht. Er springt drei Treppen hoch. In einem Türrahmen steht ein junger Mann.

Kommissar Habicht vom Raubdezernat ist noch einmal zum Tatort gefahren. Er steht vor der Tür, die in die Sektion Franken führt. Er denkt laut: Die Räuber warten, bis das Museum von außen verschlossen wurde. Jetzt werden die Bewegungsmelder aktiviert. Wie sind die Täter hierher, wo er geradesteht, gekommen. Er ruft die Sicherungsfirma an und fragt, ob ein Mitarbeiter kommen kann. Man sagt es ihm zu. Kurze Zeit später erscheint eine Frau. Sie stellt sich als Frau Zipp vor. Er fragt sie, ob alle in Ihrer Firma Bescheid wüssten, dass jetzt und hier Tests gemacht würden. Nicht, dass wieder Alarm ausgelöst wird? Frau Zipp antwortete, dass alles in Ordnung sei. Die Anlage ist auf Test geschaltet. Die Bewegungsmelder wurden angeschaltet. Dem Kommissar interessiert allein die Sicherung des Ganges und stellt erst einmal fest, dass hier nur Lichtschranken

eingesetzt sind. Frau Zipp erklärt, dass eine Lichtschranke einen Sender und einen Empfänger hat. Hier an den breiten Gängen hat man Sender und Empfänger circa einen Meter fünfzig hoch vom Boden herangebracht. Man wollte verhindert, dass Beschädigungen beim Transportieren von Gegenständen auftreten. Schließlich kostet so eine Lichtschranke einen fast vierstelligen Betrag. Hauptkommissar Habicht stellt sich vor eine Lichtschranke hin. Dann kniet er sich auf den Boden und geht auf den Knien durch die Lichtschranke durch. „Und hat der Lichtstrahl meinen Rücken berührt“, fragt er die Frau Zipp. „Nur ganz knapp“, antwortet sie. Dann geht er in die Abteilung Franken. Er nimmt die Holzklötze, die er mitgebracht hat, und stellt sie auf die Standplätze, wo die Figuren oder Schalen gestanden waren. Wieder an einer Lichtschranke angelangt, sieht er, dass diese aus ist. Für ihn ist klar. Die Diebe sind unter der Lichtschranke durchgekrochen. Dann haben die so wie jetzt Holzklötze auf die Plätze der Figuren gestellt. Somit waren die Lichtschranken nicht unterbrochen. Mittlerweile ist es Abend geworden. Hauptkommissar Habicht und Frau Zipp verlassen das Museum. Ein frischer Herbstwind weht Ihnen ins Gesicht. Habicht fragt sie beim Verschließen der Museumstür, ob wohl Schnee kommt. Frau Zipp verneint. Das ist wohl doch noch zu früh im Jahr. Sie fragt den Hauptkommissar, ob er mit ihr noch ein Bier trinken würde. Hauptkommissar Habicht ist nicht abgeneigt. Sie gehen zusammen den kurzen Weg in die Stadt. Es ist auf den Straßen nicht viel los. Es werden sich die meisten Besucher der Stadt in einem der Festzelte auf dem Oktoberfest aufhalten.

Polizeipräsidium. Das Oktoberfest, gut, wenn es wieder vorüber ist, hat ihn die halbe Nacht nicht schlafen lassen. Um dreiundzwanzig Uhr wurde er angerufen. Der verantwortliche Beamte vom Nachtdienst auf der Wiesen war am Telefon. Man teilte ihm mit, er soll sofort kommen. Der Staatssekretär vom Kultusministerium mit Namen Grenzer sei in eine Schlägerei verwickelt. Gruber mag diesen Mann nicht. Er hat sich nicht unter Kontrolle. Der junge Lackaffe meint er, muss unter das Volk gehen, anstatt zu seinesgleichen. Die Politiker haben in den Zelten einen besonderen Aufenthaltsbereich. Sie sitzen an einen reservierten Tisch. Tatsächlich, die Rauferei war noch im vollen Gang, als er das Zelt betritt. Davor hat er noch den zehn Polizisten die Anweisung erteilt, nicht einzugreifen, bevor er es befiehlt. Die Raufenden haben ihn nicht bemerkt. Da sieht er, wie der

Staatssekretär zwei kleine Päckchen verliert. Sie waren ihm durch die Hosenbeine nach unten gerutscht. Swen Gruber dachte sofort an Rauschgift. Er winkte seine Leute herein. Die Polizisten hatten wenig Mühe, die Schläger festzunehmen. Er sagte zu den Beamten, sie sollen sie mit auf die Wache nehmen und dort ihre Personalien feststellen. Den Herrn Staatssekretär beorderte er zu einem der Tische. „Ein Glück, das Sie gekommen sind, Herr Gruber“, freute sich der Herr Grenzer. „„Erster Hauptkommissar““ Swen Gruber sagte gar nichts. Nach einer Weile holt Gruber die zwei Päckchen hervor und legt sie vor Herrn Grenzer auf dem Tisch. „Was soll das?“, sagte dieser. „Diese zwei kleinen Beutel sind Ihnen bei der Rauferei aus dem linken Hosenbein gerutscht. Schlecht gelaunt betritt „Erster Kommissar“ Gruber am Dienstag nach dem Raub das Dienstzimmer. „Was wohl darin verpackt ist?“ „„Erster Hauptkommissar““ Swen Gruber lässt den Herrn Staatssekretär nicht zu Wort kommen. „Und sagen Sie ja nicht, ich hätte mich getäuscht.“ „Es gibt noch einen Zeugen. „Ich habe keine Ahnung, wie ich zu dem Stoff gekommen bin“, wirft Grenzer schnell ein. „Woher wissen Sie, dass in den Päckchen Stoff befindet?“ Dann holt der Polizeibeamte ein kleines Bandgerät aus der Brusttasche und legt es vor sich hin. „Ich habe unser Gespräch aufgezeichnet.“ "Sie können jetzt gehen, der Staatsanwalt wird sich bei Ihnen melden“. Als der Herr Staatssekretär die Schutzvorrichtung verlassen hatte, steckt „Erster Hauptkommissar“ Swen Gruber das Bandgerät wieder ein. Erst jetzt bemerkt er, dass keine Gäste mehr im Zelt sind. Die Damen reinigen die Tische und Bänke. Er wollte gerade aufstehen, als er von der Seite her angesprochen wird. „Na Herr Huber, einer muss wohl der Letzte sein.“ Huber drehte sich nach links und sieht eine Frau im mittleren Alter. Sie hat wie üblich auf dem Oktoberfest ein Dirndl mit einem riesigen Ausschnitt an. Er erkennt Maria. Eine Nachbarin aus dem zweiten Stock. Sie fragte ihn, ob er noch was trinken will. Huber schaut auf seine Uhr. „Eine Mass ist mir zu viel“, sagt er. „Eine halbe Mass Bier würde ich schon zu dieser Uhrzeit trinken.“ Die Nachbarin geht, um das Bier zu holen. Als sie das gut eingeschenkte Glas Bier auf den Tisch gestellt hat, setzt sie sich Huber gegenüber. Im Grunde ist er froh, dass sich seine Nachbarin mit ihm unterhält. Wird er doch für ein paar Minuten von seinem Dienst abgelenkt. So manche Ereignisse, die in seinem Wohnumfeld passiert sind, erfährt er. Er merkt und stellte mit Erschrecken fest, dass seine Wohnung wie eine Eiland ist. Er verlässt diese Insel nur, um zum Dienst zu gehen. Von allem, was um

ihn herum geschieht, nimmt er kaum Notiz. Aber vielleicht kommt das davon, dass er keine Familie hat. Freundinnen hatte er in seiner Jugendzeit und als junger Erwachsener genug. Doch keine passte zu seinen Vorstellungen. Und als er dann nach München gekommen ist, war es schwierig, Kontakte zu knüpfen. Viele Kollegen haben Polizistinnen geheiratet. Er konnte und kann es sich nicht vorstellen, dass eine Ehe in die beiden Partner Polizisten ist, gut geht. Unterschiedliche Dienstzeiten, Dienstgespräche nach dem Dienst in der Wohnung. Und die psychische Belastung, die ihren Ausgleich sucht in Gereiztheit, Wut und eine permanente Unzufriedenheit. Er bedankt sich bei seiner Nachbarin für die nette Unterhaltung und verabredet sich mit Frau Hansen. Dann verlässt er das Festzelt. „Erster Hauptkommissar“ Swen Gruber geht zum Präsidium zurück. Eine Kollegin, die ihn gesehen hat, kommt aus ihrem Büro. Sie erreicht ihn noch, bevor er in sein Büro gehen kann. „Ein Herr Alois Weigner aus Würzburg hat angerufen“, spricht sie ihn an. „Und?“, fragt er. „Er ruft in einer viertel Stunde noch einmal zurück“, sagt die Büroangestellte. „Erster Hauptkommissar“ Swen Gruber setzt sich an seinen Schreibtisch und stellt fest, dass ein neuer Bürostuhl fällig wäre. Überhaupt passt ihm die Büroeinrichtung nicht. Wie in einem Bürohaus aus den Zwanzigerjahren. Viele der hier tätigen Menschen benutzen das Wort „Verschlag“.

Vor zwölf Jahren wurde hier im ersten Stockwerk einer ehemaligen Gastwirtschaft noch das Tanzbein geschwungen. Zwei Jahre ist dann der Saal nicht mehr gebraucht worden. Das Innenministerium brauchte Platz für die „Obere polizeiliche Verwaltung“ und mietete die ehemalige Gaststätte an. Außerdem sind noch das Kommissariat Diebstahl und Raub, Datenmissbrauch, die Kommissariate Leib und Leben, Mord eins und zwei untergebracht. Zuerst wollte man den ganzen Saal zu einem Großraumbüro gestalten. Doch die Leute, die hier arbeiten, lehnten es ab. So hat man den Saal in einzelne Räume eingeteilt. Man verwendete für die Sauna abtrennende Holz. Zwei Meter hoch versehen mit Fenster und Türen. Der Saal ist fast zwei Meter fünfzig hoch. Die Wände schließen nicht mit der Decke ab. Im Erdgeschoss hat man die Wache, sechs Zellentakte und einen Schulungsraum eingerichtet. „Erster Hauptkommissar“ Gruber setzt sich wieder hin. Er hat sich vom Kaffeeautomaten eine Tasse Kaffee geholt. Seit der Installation des Automaten verwendet er für das Getränk Porzellantassen. Er mag diese Kunststoffbecher nicht. Dann klingelt das Telefon. Eine Dame meldet Alois Weigner an.

Hauptkommissar a. D. Weigner kommt gleich zur Sache. Er erzählt, dass er am Oktoberfestsonntag am hinteren Museumseingang einen Transporter gesehen hat. Die Farbe des Aufbaues war beige. Mit „Oktoberfest und Kultur“ war der Transporter beschriftet. Dann sagt er auch noch das Kennzeichen: M- AK 356. „Mensch Weigner, warum kommst Du damit erst jetzt“, meint Gruber. Weigner erwiderte, dass er erst vor einer drei viertel Stunde von dem Raub aus der Zeitung erfahren hat. „Vielleicht komme ich in den nächsten Tagen mal hoch nach Franken.“ „Außerdem müssen wir noch ein Protokoll schreiben“, sagt Huber. Damit ist das Gespräch zu Ende. „Erster Hauptkommissar“ Gruber steht auf und geht zur Abteilung Raub. Als sich nach wiederholtem Anklopfen niemand meldet, betritt er das Zimmer. Das Büro ist leer. Keiner der Kollegen ist anwesend. Er geht zu Schreibtisch des leitenden Kommissars, setzt sich auf dessen Stuhl und macht sich daran, am Computer die Datei "Einsatz“ zu öffnen. Nachdem er in Erfahrung gebracht hat, wo sich Hauptkommissar Habicht aufhält, nimmt er sein Handy aus der Tasche. Er erreicht den Hauptkommissar und schildert ihm die Aussagen des Alois Weigner. Endlich mal ein Hinweis bei dem Fall Museum, denkt Hauptkommissar Habicht. Nicht viel, aber immerhin. Verdammt zum Nichtstun und Warten. Der Fall hat höchste Priorität, hat es aus dem Innenministerium geheißen. Was heißt höchste Priorität, wenn keine Anhaltspunkte für eine Vorzugsbehandlung da sind. Hauptkommissar Habicht hat seinen Vorgesetzten, den Ersten Hauptkommissar Swen Gruber gebeten, den Benutzer des Kennzeichens herauszubekommen. Der steht schon wieder in seinem Büro und hält den Telefonhörer in der Hand. Nach dem Gespräch setzt er sich. Schade, denkt er. Die Dame in der Zulassungsstelle konnte ihm nur mitteilen, dass das Kfz abgemeldet ist und die Schilder eingezogen worden sind. Und die Farbe des Lieferautos? Es gibt in München bestimmt Hunderte Transporter mit dieser Farbe. Soll man vielleicht alle Werkstätten aufsuchen, in denen die Möglichkeit besteht, ein Auto zu lackieren? Es gibt viele Kleinstbetriebe, die in Garagen, Hallen oder auch nur auf Stellplätzen Autos reparieren. Auch über den Kreis der Täter muss noch nachgedacht werden. Gewinnstreben oder Patriotismus? Niemand stiehlt solche Gegenstände, der keinen Hehler hat. Und ein Kunstliebhaber? „Erster Hauptkommissar“ Swen Gruber ruft im Innenministerium an. Er will sich die Namen aller führenden fränkischen Aktivisten geben lassen. Nach einer halben Stunde hört er

das Faxgerät. Er geht hin und nimmt das Fax in die Hand. Zehn Namen stehen darauf. An erster Stelle liest er einen Namen. Günter Pfannes. Den und die anderen werde ich mir mal vornehmen, denkt er.

Friedhelm Altmoser war, bevor er in das Museum gegangen ist, in der Lotto- Annahmestelle. Er hat seinen Gewinn geltend gemacht. Gestern Abend informierte er seine Frau. Diese wirkte erleichtert und froh. Dann holte sie die Kinder an das Telefon. Sobald er den Scheck und seine Gläubiger befriedigt hat, wird er kündigen. Sie werden das Haus verkaufen und wegziehen. Hier hält ihm niemand mehr auf. Im Museum erwarten ihm Polizeibeamte. Der Kommissar ist auch dabei. Sie rekonstruieren den Tatablauf noch einmal. „Sie müssen die Täter bei Ihrem abschließenden Durchgang gesehen haben“, meint der Kommissar. „Haben Sie den hinteren kleinen Flur, in dem die Täter gewartet haben, kontrolliert?“ Altmoser erklärt, dass die Tür vom Flur in das Museum geschlossen war. Er hatte keine Veranlassung anzunehmen, dass sich jemand im Flur aufhält. Auch die Funktion der Lichtschranken wurde noch einmal untersucht. Schließlich packen die Beamten die Geräte zusammen und fahren mit den gleichen Erkenntnissen wie ihre Kollegen ab.

Manuel Boccacia kann es immer noch nicht begreifen, dass er die Kunstgegenstände nicht bekommen kann. Da hat er drei Interessenten, die bereit waren, eine nicht unerhebliche Summe an Euros auszugeben. Jetzt musste er diesen Kunstliebhabern sagen, dass das Geschäft im Moment nicht zum Tragen kommen kann. Natürlich haben diese superreichen Leute, obwohl nicht in Deutschland ansässig sind, von dem Raub aus der Presse erfahren. Sie haben gedacht, dass er hinter der Sache stehe. Ein halbes Jahr wurde ihm Zeit gegeben, um im Geschäft bleiben zu können. Auch das Wissen, dass auch die Polizei im Dunkeln fischt, kann ihn nicht beruhigen. Zur gleichen Zeit sitzt Eduard Limmer auf der Bank vor dem Museum und wartet darauf, dass Friedhelm Altmoser Feierabend hat. Er schaut auf seine Armbanduhr. Noch fünf Minuten. Doch Friedhelm Altmoser kommt nicht. Eine Frau kommt heraus und schließt die Tür ab. Sie trägt eine Stofftasche, in der sich ein schwerer Gegenstand befinden muss. Limmer folgt der Frau und achtet darauf, dass sie ihn nicht sieht. Nach einer schon etwas längeren Wegstrecke bleibt die Frau vor einem Haus stehen, das einer Villa ähnelt. Sie geht ein paar Stufen hoch und betätigt die Hausglocke. Ah, hier wohnt er, der Herr Altmoser. Dieser

erscheint im Türrahmen. Die beiden wechseln ein paar Worte miteinander. Dann gibt die Frau Altmoser die Stofftasche, verabschiedet und entfernt sich. Limmer wartet noch zehn Minuten. Dann geht auch er zur Haustür und läutet. Friedhelm Altmoser öffnet und mustert Eduard Limmer von unten bis oben. „Was wünschen Sie“, fragt er Limmer. Eduard Limmer stellt sich als Agent einer Versicherung vor. Eine Minute später sitzt er im Wohnzimmer des Hauses Altmoser. „Unabhängig von den Polizeiberichten wurde er beauftragt, Nachforschungen über den Raub zu erstellen“, spricht Eduard Limmer seinem Gegenüber an. „Man ist der Meinung“, fährt es fort, dass dieser Raub nur mithilfe eines Insiders so ohne Probleme geschehen konnte. Altmoser, der sein Unwohlsein nur schwerlich verbergen kann, erklärte seinem nicht gerade erwünschten Gast, dass er zweimal seine Aussage vor der Polizei gemacht habe. „Herr Limmer, das Museum wurde zu dem vergebenen Zeitpunkt ordnungsgemäß verschlossen.“ „Davor habe ich den vorgeschriebenen „letzten“ Rundgang durchgeführt.“ Doch Eduard Limmer fragt nach dem Lieferwagen, der am Hintereingang gestanden haben soll. Altmoser verneint den Lieferwagen. Er hat keinen gesehen. Vom Innern des Museums aus jedenfalls. Eduard Limmer steht abrupt auf. Mit den Worten, ich „glaube Ihnen nicht“ und „ich komme wieder“, lässt er den verdutzten Altmoser sitzen und eilt zur Haustür. Der Schlüssel zu dem Ganzen ist der Herr Friedhelm Altmoser, denkt er. Davon ist er felsenfest überzeugt. Der Mann muss weichgekocht werden. Aber wie? Er muss sich in den nächsten Tagen das Umfeld des Museumsleiters kümmern. Im Wohnzimmer hat er Fotografien mit Frau und Kinder gesehen. Auch ein Bild von einem Spielcasino stand auf einem Sideboard. Währenddessen sitzt Friedhelm Altmoser immer noch auf seinem Sofa. Er sinniert vor sich hin. Was soll er tun? Dieser Mensch wird keine Ruhe geben. Er ist froh, dass er bald zu seiner Familie auf das Land fahren kann. Er wird in der Tschechei untertauchen. Übernächste Woche kommt der Scheck. Das Haus ist zum Verkauf ausgeschrieben. Er hat dies dem Gerichtsvollzieher mitgeteilt. Sollen Sie doch das Haus pfänden. Der Erlös aus einem Verkauf wird er seine Schulden abdecken.

Eduard Limmer beeilt sich. Er muss unbedingt schnell noch ins Polizeipräsidium gehen. Er hat dort einen Kontaktmann. Einen Kommissar Sprengel. Dieser Kommissar ist zwar im Innendienst, aber

in der Abteilung Raub. Limmer hat von ihm schon so manche Information bekommen. Sie waren für Herrn Boccacia sehr wertvoll. Etwa zweihundert Meter vom Präsidium entfernt, sieht er, wie Sprengel das Gebäude verlässt. Limmer nimmt einen schnelleren Schritt auf. Ihm kommt zugute, dass sein Informant ein älterer Herr ist, der sich gemächlich auf den Weg zu seiner Wohnung gemacht hat. Als er ihn erreicht hat und neben ihn läuft, begrüßt er ihn. Sprengel sagt zu ihm: "Ich habe mir doch gedacht, dass Sie in den nächsten Tagen auftauchen werden." „Haben Sie mit dem Raub im Museum etwas zu tun?“ Limmer geht auf seine Worte nicht ein. Er fragt den Kommissar nach dem Stand der Ermittlungen. Diese berichtet, dass man auf der Stelle tritt und darauf wartet, dass eines oder mehrere Exponate schon verkauft sind und zu sehen sind. Mehr könne er auch nicht erzählen. Eduard Limmer fragt Sprengel nach Friedhelm Altmoser. Der Kommissar meint, man kann Herrn Altmoser eine Mitwirkung bei der Tat nicht nachweisen. Eduard Limmer hatte sich schon etwas mehr erhofft. Er drückt seinen Informanten fünfzig Euro in die Hand und geht zum Hauptbahnhof. Ich komme einfach nicht weiter, denkt er. Dieser Raub muss ein Profi ausgeführt haben. Er glaubt kaum, dass es die gleichen Leute waren, mit denen er vor dem Raub in Verbindung gestanden ist. Ihm ärgert auch, dass er den Vorschuss geleistet hat. Für nichts und wieder nichts. Auch wenn die Polizei Herrn Altmoser nichts nachweisen kann, er wird sich des Mannes annehmen. Und außerdem stehen die Befragungen der Automobilwerkstätten noch an. Sowie die Autovorleihfirmen. Manuel Boccacia, sein Chef, erkundigt sich bei Kunstliebhaber und Hehler, ob irgendwelche Käufe, Verkäufe oder Versteigerungen anstehen. Hoffentlich nicht. Denn dann ist die Sache gelaufen. Und er wäre seinen Job los. Zumindest seine Stellung in der Organisation in München. Im Klubraum des Hauptbahnhofes wird Eduard Limmer schon erwartet. Drei Herren und zwei Damen, so an die vierzig Jahre modern gekleidet, nehmen gerade einen Schluck aus ihren Cocktailgläsern, als Limmer den Raum betritt.

Hauptwachtmeister Silka und Kommissar Leirer machen ihre Runde durchs Revier. Sie sind spät in der Zeit, denn sie haben vom Raubdezernat einen besonderen Auftrag bekommen. Er lautet: Überprüfung aller Automobilwerkstätten. Diese Art von Auftrag ist schon etwas ungewöhnlich. Im Normalfall ist das die Aufgabe der Kollegen in Zivil. In dem Stadtviertel, in dem sie nun schon vier Jahre

Streife laufen, kennen sie sich aus. Man nennt es vom Städtebaulichen her Mischgebiet. Mietshäuser mit bis zu fünfzehn Wohnungen, Einfamilienhäuser, ein paar Supermärkte und kleinere Werkstätten. Die Mehrzahl davon sind Gewerbebetriebe, die Fahrzeuge reparieren. Und genau diese Betriebe müssen sie aufsuchen und fragen, ob in den letzten vier Wochen Transporter um lackiert wurden. Bisher haben wurden Mitarbeiter von zwei Werkstätten aufgelistet. Die nächste Werkstatt ist in Sichtweite, als von dem in der Nähe liegenden Supermarkt lautes Geschrei zu hören ist. „Schauen wir mal nach, was da los ist“, sagt Kommissar Leirer. Sie laufen zum Markt. Etwas fünfzig Meter von der Eingangstür des Marktes entfernt am Straßenrand diskutieren lautstark ein elegant gekleideter Mann so um die dreißig Jahre und ein Bettler. Der junge Mann, offensichtlich Marktleiter des Supermarktes, verlangt vom Bettler, dass er das Grundstück verlassen soll. Der Bettler beharrt darauf, hier sitzen bleiben zu können. Sein Argument ist, dass er nicht auf dem Parkplatz, sondern auf den Randstreifen neben der Straße, also einem öffentlichen Gelände sitzt. Die beiden Streifenpolizisten kommen gerade rechtzeitig. Der Marktleiter wollte den Bettler ein paar Meter weiter zur Straße zerren. Hauptwachtmeister Silka schiebt den Marktleiter auf die Seite. Dann macht er den Bettler klar, dass er im Unrecht ist. „Herr Wohler mach hier keinen Aufstand und gehen Sie freiwillig an ihren angestammten Platz“, sagt Silka zu dem Mann. Er kennt diesen Mann. Auch seine Geschichte. Es dauert noch einige Minuten, dann steht Herr Wohler auf, nimmt seine Decke und verlässt das Grundstück. Der Marktleiter springt ihm nach. Als er ihn erreicht, steckt er dem Bettler zehn Euro in die Tasche seines alten Mantels. „Wieder etwas geklärt“, sagt Kommissar Leirer. Die Beamten der Bürgerpolizei nehmen Ihre alte Route wieder auf und betreten das Gelände einer Werkstatt. Auf der linken Seite sind Autos abgestellt, die für die Schrottpresse reserviert sind. Hauptwachtmeister Silka deutet auf eine Stelle am Boden, wo Öl aus einem Fahrzeug ausgelaufen sein muss. Der Inhaber der Werkstatt muss die beiden Polizisten bemerkt haben. Aus einem Gebäude, das gerade noch den dem Zweiten Weltkrieg überstanden haben muss, kommt ein dicker Mann heraus. Er hat einen Arbeitsoverall an. „Schon wieder Polizei, doch diesmal in Uniform“, spricht er die Beamten ohne eine Begrüßung an. Die Polizisten schauen sich an. „Gestern waren zwei Herren hier und haben sich als Beamte ausgegeben“, sagt er weiter. „Sie haben mich gefragt, ob in den letzten zwei Wochen bei mir in der Werkstatt ein

Transporter in Beige um lackiert wurde“. Herr Bömmer erzählt nun den beiden Polizisten die gleiche Antwort, die er den Herren von gestern gegeben hat: Sein Betrieb hatte in den letzten zwei Wochen geschlossen. Urlaub war angesagt. Kommissar Leirer fragt Herrn Bömmer, ob er und sein Kollege trotzdem die Werkstatt erkunden können. Herr Bömmer hat nichts dagegen und geht voran. Sie laufen an dem Gebäude, in dem sich das Büro und wahrscheinlich das Ersatzteillager befindet, rechts vorbei. Vor einer alten Scheune, der man das Spitzdach entfernt und mit einem Flachdach versehen hat, bleiben sie stehen. Herr Bömmer schiebt das Tor auf. Die beiden Polizisten durchsuchen die Werkstatt. Sie suchen nach Hinweisen, dass hier in letzter Zeit Lackierarbeiten getätigt wurden. Vergebens. Es ist nichts zu finden. Hauptwachtmeister Silka will sich gerade umdrehen, um nach draußen zu gehen, da sieht eine Tür, die zu einem Gebäudeteil, das außerhalb der Werkstatt sein muss, gehört. Er fragt Herrn Bömmer, was sich in dem Raum hinter der Tür befindet. Dieser antwortet, dass in dem Raum früher eine Lackiererei eingerichtet war. Leider kann er keine Lackierarbeiten mehr ausführen, da die gesetzlichen Vorschriften es nicht erlauben. Das sind nun vier Monate her. Die Polizeibeamten gehen durch die Werkstatt zur Tür hin und machen diese auf. Spritzpistolen ein Kompressor, Material zu abkleben und Lösungsmittel – alles, was man für das Umlackieren eines Fahrzeuges braucht. Schließlich entdeckt Kommissar Leirer hinter einer Plane drei Eimer Lack. Farbe beige. Herr Bömmer, der sich in der Werkstatt aufhält, wird herbeigerufen und um eine Erklärung gebeten. Er kann sich das nur so vorstellen, dass einer seiner Angestellten nach Arbeitsschluss einen Wagen um gespritzt hat. Das muss aber weit vor den Betriebsferien gewesen sein. Außerdem ist mir bekannt, so Bömmer weiter, dass meine Leute alle im Urlaub weit weggefahren sind. Er kann alle Arbeiten, die in seiner Werkstatt für seine Kunden gemacht worden sind, belegen. Kommissar Leirer holt sein Handy hervor. Er ruft im Präsidium an und bestellt die Spurensicherung. Während die Beamten warten, geht Herr Bömmer mit deren Erlaubnis in sein Büro. Bömmer denkt, ob nicht vielleicht Georg Debrotesch einen Wagen ungespritzt hat? Er hat die Möglichkeit, in den Raum zu kommen. Herr Bömmer verwirft seinen Verdacht. Georg Debrotesch ist ja für acht Wochen nach Mallorca geflogen. Dann ruft er seine Frau an und bittet sie zu kommen. Währenddessen ist die Spurensicherung eingetroffen. Dessen Chef, Kommissar Hofmann, macht den beiden wartenden Polizisten

nicht viel Hoffnung, dass etwas gefunden wird. Und so war es auch. Keine Spuren, nichts gar nicht. Als die Kollegen wieder weggefahren sind, machen sich Kommissar Leirer und Hauptwachtmeister Silka auf den Heimweg. Es ärgert sie doch ein wenig, dass in dieser Werkstatt nicht nichts zu finden war. Kommissar Leirer, der immer eine bestimmte Ahnung hat, wenn etwas nicht stimmt, nimmt sich vor, die Werkstatt nicht aus den Augen zu lassen. Friedhelm Altmoser sitzt nun schon gut eine halbe Stunde im Dezernat Eigentumsdelikte. Schon drei Mal hat er seine frühere Aussage wiederholt. Doch Kommissar Habicht lässt nicht ab, ihn eine Mitschuld an dem Raub vorzuwerfen. Das ganze Verhör dreht sich um die Lichtschranken. Der Hauptkommissar behauptet, dass er Altmoser, die Lichtschranke vor dem Raub ausgeschaltet und nach dem Raub wieder eingeschaltet hat. Die Lichtschranken haben einen eigenen Stromkreis und sind nicht mit der anderen Sicherungstechnik verbunden. Man muss die Lichtschranken extra schalten. Dann, nach über einer Stunde Verhör, holt Hauptkommissar Habicht einen Trumpf hervor.

„Zwei Millionen einhundertfünfzigtausend Euro haben Sie, Herr Altmoser bei der Kreditbank eingezahlt“, spricht er Altmoser an. Friedhelm Altmoser erwidert nichts. Stattdessen langt er in seine rechte Jackeninnentasche und holt zwei Blatt Papier heraus. Diese legt er dem Hauptkommissar auf dem Schreibtisch. „Sie können die Bestätigung für meinen Lottogewinn ruhig nachprüfen“, sind seine Worte. „Das werde ich gewiss“, verlautet der Hauptkommissar nimmt die Papiere und steht auf. Er geht in einen Nebenraum und gibt seiner Mitarbeiterin den Auftrag. Im Flur holt er sich aus dem Kaffeeautomaten einen Kaffee. Dort trifft er den ersten Hauptkommissar Swen Gruber. „Und wie geht es voran“, fragt dieser. Hauptkommissar Habicht zuckt die Schulter. Er erzählt seinem Vorgesetzten den Ablauf der Vernehmung: Herr Altmoser bleibt bei seinen früheren Aussagen. Wir als Ermittlungsbehörde können ihn nicht nachweisen, dass er die Lichtschranken aus und wieder angeschaltet hat. Er wird wohl als Verdächtiger wegfallen. Da kommt ein junger Polizeianwärter auf die beiden Dienstältesten Polizisten zu gelaufen. Er hat zwei Papiere in der Hand, die er übergibt. Hauptkommissar Habicht, der die Papiere entgegengenommen hat, liest das erste Schreiben schnell durch. Es ist die Antwort der Lottogesellschaft. Diese bestätigt den Gewinn des Herrn Altmoser. Das zweite Schreiben ist für ihn interessanter. Aus ihm geht hervor, dass in der Nähe der

Ausfahrt Holledau Farbreste gefunden wurden, die man für das Lackieren von Kraftfahrzeugen verwendet. Die Farbe stimmt mit den Angaben des Würzburger Hauptkommissars a. D. Alois Weigner überein. Also sind die Diebe auf der BAB 9 Richtung Nürnberg gefahren, sagt Hauptkommissar Habicht. „Zumindest ist es eine Spur“, meint der erste Hauptkommissar Gruber und sieht auf seine Armbanduhr. Er gibt seinen Freund und Kollegen die Hand, um sich zu entfernen. Wieder im Büro sieht er Herrn Altmoser unruhig vor seinen Schreibtisch sitzen. Er spricht den Gewinner mit „Herzlichen Glückwunsch“ an und eröffnet ihm, dass er gehen kann. Er, Altmoser, wird nicht mehr im engeren Kreis der Verdächtigen gesehen. Trotzdem soll sich Altmoser, wenn er München verlässt, an seinem Zielort bei der dortigen Polizeidienststelle melden. Friedhelm Altmoser steht auf. Mit schnellem Schritt dem Polizisten ein kurzes „Auf Wiedersehen“ hinsagend verlässt er das Büro. Der Hauptkommissar, nun allein im Raum geht zum Fenster, von dem man den Haupteingang des Gebäudes einsehen kann. Ungewöhnlich viele Leute verlassen das Präsidium. Meistens Zivilisten. Er blickt nach rechts zur Wand, hoch zu einer „Bahnhofsuhr“. Eine viertel Stunde nach zwölf Uhr stellt er fest. Mittagszeit. Dann nimmt er seinen Mantel vom Kleiderständer und zieht ihn an. Auf den Flur trifft er den jungen Anwärter wieder, der ihm die Papiere gegeben hatte. „Machen Sie kein Mittag“, spricht er ihn an. Der junge Mann, ganz verdutzt sagt: "Nein. „Dann ziehen sie sich etwas über und kommen mit mir“, entgegnet der Hauptkommissar. Als die beiden Polizisten das Gebäude verlassen, sind Sie froh, ihre Mäntel angezogen zu haben. Der Wind bläst kräftig durch die Straße. Ein feiner Regen hat viele Passanten veranlasst, Ihre Regenschirme aufzuspannen. Die Beamten, die zu einer Gaststätte eilen, die etwa dreihundert Meter vom Präsidium entfernt ist, haben Glück. Nur noch ein Tisch ist frei. Ein Tisch, an dem sechs Personen Platz haben. Hauptkommissar Habicht bestellt sich ein Weißbier. Der Kommissar nimmt das gleiche Getränk. Da beide ja nicht ewig hier sitzen bleiben können, haben sie eine kleine Mahlzeit sofort mit bestellt. „Wie ist denn Ihr Name?“, fragt der Hauptkommissar. Sein junger Kollege antwortet sofort: "Schmidtbauer." Schmidtbauer wollte gerade noch einen Satz anhängen, als die Getränke gebracht werden. Habicht fragt den jungen Mann nun regelrecht aus. Kindheit, Schule, Polizeiausbildung und was er im Präsidium im Moment macht. Schmidtbauer antwortet bescheiden und brav. Zum Schluss seiner Ausführungen

bekräftigt der junge Anwärter, dass er bewusst diesen Beruf erwählt hat und dass er innerhalb der Laufbahn schon etwas werden will. Nach dem Essen fragt Hauptkommissar Habicht Schmidtbauer, ob dieser in den nächsten Tagen oder auch Wochen privat etwas vorhat. Der Kommissar verneint dies. „Wenn das so ist, Herr Schmidtbauer, werden Sie mit mir nach Franken fahren“, sagt Hauptkommissar Habicht. Er bemerkt, wie sich sein Gegenüber freut. Nachdem die beiden Ihre Zeche gezahlt haben, gehen sie ins Präsidium zurück. Ein jeder in sein Büro. Habicht hängt seinen Mantel an den Hacken des Kleiderständers und setzt sich an den Schreibtisch. Dann lässt er sich mit dem Polizeipräsidium in Nürnberg verbinden. Doch leider kann er keinen erwünschten Kollegen erreichen. Alle sind außer Haus. Er hat kaum den Hörer aufgelegt, als das Telefon klingelt. Ein Banküberfall mit Geiselnahme wird gemeldet. Er zieht den Mantel auf, verlässt das Büro. Da kein anderer Kollege seiner Abteilung anwesend ist, nimmt er den Anwärter Schmidtbauer mit. Der ist froh, dass er für einige Stunden dem Innendienst enttrinnen kann.

5

Prag

Friedhelm Altmoser sitzt nun im Zug nach Bayrisch Eisenstein. Die letzten drei Tage waren für ihn der reine Terror. Er hat das Haus verkauft. Ein Italiener hat sich für das Haus interessiert und bei der Besichtigung gleich den Vertrag unterschrieben. Der Mann hieß Manuel Boccacia. Kurz vor seiner Abfahrt war noch der Termin bei einem Notar. Die Schulden sind bezahlt. Müllabfuhr, Strom wurden abgestellt und die Zeitungsabonnements hat er gekündigt. Er freut sich jetzt noch, wenn er sich an das Gesicht des Hauptkommissars erinnert. Die Bestätigung seines Gewinnes hat dem Kommissar die Sprache verschlagen. Das Einzige, was Altmoser machen muss, ist sich in Bayrisch Eisenstein einmal in einem Vierteljahr bei der Polizei melden. Der Zug erreicht Plattling. Altmoser steht auf und holt sein Handgepäck von der Ablage, nimmt seinen Koffer und geht aus dem Zug. Am Gleis gegenüber wartet der Anschlusszug nach Bayrisch Eisenstein. Noch eineinhalb Stunden Fahrtzeit, dann kann er endlich wieder seine Familie sehen. Der Zug fährt leicht bergauf. Ein Zeichen dafür, dass die Anhöhen des Bayerischen Waldes erreicht sind. Auf den Feldern liegt selbst noch zu dieser Tageszeit Raureif. Der Winterzeit steht kurz bevor. Friedhelm Altmoser sieht das Ortsschild neben dem Gleis. Er nimmt voller Ungeduld sein Gepäck auf und geht zu den Zugausgängen. Er sieht seine Familie auf dem Bahnsteig stehen. Seine Frau Milena. Die Kinder Nicole und Philip. Es muss draußen ziemlich kalt sein. Milena hat einen Übergangsmantel an. Die Kinder Anoraks. Der Zug rollt noch aus. Die Kinder, die Ihren Vater, der einen Türgriff schon in der Hand hält, gesehen haben, springen dem Zug nach. Als der Zug gehalten hat und Altmoser mit seinem Gepäck herauskommt, ist auch Frau Altmoser nachgekommen. Die Kinder umarmen stürmisch Ihren Vater, der in die Hocke gegangen ist. Er wird umarmt, gedrückt, geküsst. Fast außer Atem steht er auf. Seine Frau, die geduldig darauf gewartet hat, dass die Kinder Ihren Vater loslassen, geht auf ihren Mann zu, der sie mit offenen Augen empfängt. Sie umarmen und drücken sich fest aneinander. Nach einem lang andauernden Kuss, bei dem Frau Altmoser ein paar Tränen über die Wange rollen, nimmt Friedhelm Altmoser sein Gepäck auf. Die Familie geht zu einem vor dem Bahnhof stehenden Van. Altmoser öffnet die Heckklappe und legt die Gepäckstücke hinein. Die Kinder sitzen schon auf den Rücksitzen und

haben sich angeschnallt. Frau Altmoser, die sich hinter das Steuer gesetzt hat, wartet. Erst als Ihr Mann neben Ihr sitzt, schnallt auch sie sich mit dem Sicherheitsgurt an. Sie erklärt Ihren Mann, dass sie zuerst in die Zweitwohnung hier in Bayrisch Eisenstein fährt. Danach geht es dann nach Celena Buda, wo das neu erworbene Haus steht. Es dauert nicht lange, als das Auto vor einem Mietshaus steht. Das Ehepaar Altmoser und die Kinder laufen die Treppe hoch in den vierten Stock. Die Wohnung hat ein Zimmer, Küche und Bad und ist voll möbliert. "Zweihundert Euro und die Nebenkosten müssen wir dafür bezahlen", sagt sie. Friedhelm Altmoser geht durch die Räume. Als er wieder zu seiner Frau, die stehen geblieben ist, zurückkommt, fragt er Sie, ob die Wohnung untervermietet werden kann. Frau Altmoser ist sich nicht sicher. Außerdem muss er doch für die Polizei eine Adresse angeben. Altmoser ärgert sich schon, dass er für eine nicht nutzbare Wohnung zahlen soll. Bevor Sie sich auf den Weg in die Tschechische Republik aufbricht, hält Frau Altmoser vor der Polizeistation. Friedhelm Altmoser steht kurz darauf in einem Raum, der vielleicht fünfundzwanzig Quadratmeter groß ist. Hinter dem Tresen steht ein mittelgroßer, schon etwas älterer bayerischer Polizist. Er ist damit beschäftigt, einen Text in das Schreibprogramm des Computers einzutippen. Er tut sich mit seinen dicken Fingern Zeigefingern sehr schwer damit. Jedes Mal, wenn ein Finger einen Buchstaben berührt, bewegt sich die Tastatur. Er bemerkt Friedhelm Altmoser nicht. Erst als dieser sich mit starkem Klopfen auf den Tresen bemerkbar macht, dreht sich der Kopf des Beamten. Der Körper behält noch die alte Stellung nach schräg hinten. Endlich froh, von seiner Büroarbeit ablassen zu können, erhebt sich der Beamte. Könnten Gegenstände Regung oder Gefühle zeigen, würde wohl auch der Stuhl aufatmen. Die Körperfülle und das Gewicht des sich erhebenden Staatsdieners wäre der Grund. Altmoser stellt sich vor. Dem Beamten scheint es die Sprache verschlagen zu haben. Mehr als ein „Aha“ entweicht nicht seinen Lippen. Er geht zum einen Wandschrank, dessen Rollladen nach unten geschoben ist, und holt ein Blatt heraus. Er legt es vor Altmoser hin. Dieser greift nach einem Kugelschreiber, der am Tresen mit einer kleinen Kette befestigt ist. Meldebogen steht in dicken, schwarzen Lettern über einem Text und Eingabezeilen. Nachdem der Bogen ausgefüllt ist, schiebt Altmoser ihn dem Beamten hin. Er hat seine Zweitwohnung hier in Bayrisch Eisenstein angegeben. Außerdem, dass er des Öfteren in Tschechien unterwegs ist. Der Beamte klärt ihn auf, dass dieser

Meldebogen im Original nach München geschickt wird. Eine Kopie bleibt hier in Bayrisch Eisenstein. Und Friedhelm Altmoser muss sich in vier Wochen wieder melden. Altmoser verlässt die Polizeistation. Wieder im Wagen neben seiner Frau erzählt er dieser den Ablauf bei der Polizei. Irgendwie erleichtert kommt sich Altmoser vor, als der Van mit der Familie Altmoser die Grenze passiert hat. Drei Kilometer noch bis Celena Buda. Er ist gespannt auf das Haus, in dem er und seine Familie in der Zukunft leben werden. Als sie über die Hauptstraße durch den Ort fahren, sieht er noch überwiegend Häuser mit bröckelnden Fassaden. Grau und schmutzig. Anders der Ortskern, den man wohl mit Mitteln der Europäischen Union renoviert hat. Frau Altmoser hält vor einem kleinen Supermarkt, um noch eine kleine Menge an Lebensmittel oder Haushaltsmittel zu besorgen. Der Markt ist gut besucht. Sie wird mit einem kurzen Gruß oder mit einem Kopfnicken begrüßt. Die Leute kennen sich mittlerweile. Die ersten Male wurde sie misstrauisch begutachtet. Erst als herumgesprochen hatte, dass Frau Altmoser Tschechin ist, hellten sich die Blicke der Leute auf. Nach dem Zwischenstopp am Markt geht die Fahrt weiter. Familie Altmoser erreicht nun ein Siedlungsgebiet. Nach dem Durchfahren einiger Straßen hält Frau Altmoser. „Da sind wir zu Hause“, sagt sie zu Ihrem Mann. Friedhelm Altmoser sieht ein Einfamilienhaus, das mit einem weißen Anstrich versehen ist. Vor dem Haus ein kleiner Vorgarten. Die Kinder laufen schon zu der braun angestrichenen Haustür. Auch Frau Altmoser hat den Van verlassen. Altmoser holt sein Gepäck. Wenige Minuten später ist er im Haus verschwunden.

Einige Tage später verlässt Friedhelm Altmoser die Apotheke in Bayerisch Eisenstein. Seine Tochter hat sich dermaßen erkältet, dass eine Behandlung mit Medikamenten notwendig ist. Sicher hätte er die Arzneimittel auch in Celena Buda bekommen. Doch wären da nicht die Warmwasserboiler mit fünf Liter Wasser einer bestimmten Firma in Deutschland. So hat er erst den Boiler gekauft und ist dann in die Apotheke gegangen. Seinen Van hat er auf der anderen Straßenseite geparkt. Genau vor einem kleinen Kaffee. Er überlegt, ob er sich eine Tasse Kaffee leisten soll. Er verwirft diesen Gedanken gleich wieder. Seine Tochter Nicole braucht erstens Ihre Medikamente und zweitens will die Familie heute für drei Tage nach Prag fahren. Noch sind solche Ausflüge möglich. Im nächsten Jahr wird Nicole eingeschult. Sie wird dann von ihm oder seiner Frau in die Schule nach Bayrisch Eisenstein gefahren und auch wieder abgeholt. Zwischen den

beiden Ortschaften besteht zwar eine Busverbindung, aber in den ersten Monaten wird das Kind mit dem eigenen Auto befördert. Friedhelm Altmoser geht über die Straße. In der deren Mitte angelangt, entdeckt er einen silbernen Mercedes, der in derselben Reihe parkt wie sein Fahrzeug. Er ändert seine Richtung und geht auf den Mercedes zu und schaut ihn von allen Seiten an. Wenn seine Frau nichts dagegen gehabt hätte, würden sie auch einen Mercedes fahren. Aber der Van musste gekauft werden. Nach einem Blick auf ein Nummernschild stellt er fest, dass der Fahrer des Fahrzeuges ein Münchener sein muss. Nach einem längeren Rangieren bringt er den Van aus der Parkreihe. Das vor und das hinter ihm parkende Auto steht so nah an seinem Wagen, dass Friedhelm Altmoser bei der Ausfahrt Schwierigkeiten hat, ohne Probleme wegzufahren.

Eduard Limmer sitzt im Kaffee und trinkt eine Tasse Cappuccino. Hier in diesem Nest soll also der frühere Museumsleiter sein. Sein Chef Manuel Boccacia hat alle Hebel in Bewegung gesetzt. Seine Beziehungen auch zu Leuten im Einwohnermeldeamt der Stadt München haben sich gelohnt. Friedhelm Altmoser hat sich, nachdem er gekündigt hat, nach Bayrisch Eisenstein abgemeldet. Seine neue Adresse konnte allerdings nicht ermittelt werden. So ist er heute schon um sechs Uhr von München weggefahren. Er könnte sich noch einige Tage nach dem Raub die Finger abhacken. Wie konnte er so nachlässig sein und seine „Komplizen“ nicht beobachten lassen. Gestern hat ihn sein Chef noch informiert, dass die Polizei eine Spur verfolgt, die nach Norden führt. Sie nehmen an nach Franken. Aber er soll erst einmal diesen Museumsmenschen finden. Limmer winkt die Bedienung herbei. Er zahlt und geht aus dem Lokal. In einer Reihe renovierter Bürgerhäuser aus dem achtzehnten Jahrhundert sieht er etwas abgesetzt ein Gebäude, an dem der Schriftzug "Polizeistation" in weißer Farbe leuchtet. Limmer geht über die Straße auf das Gebäude zu. Die schwere Eingangstür aus Holz lässt sich nach dem Drücken des Türhebels leicht öffnen. Von einem kleinen Flur aus kommt man in die Wachstube. Der Beamte, ein dicker, fast unbeweglicher Mann, muss auch erst vor kurzer Zeit seinen heutigen Dienst angetreten haben. Er hängt seinen Mantel an den Kleiderhaken. Nach einem fast unverständlichen "Grüß Gott" wird Limmer nach seinem Anliegen gefragt. Limmer will eine Auskunft über einen Herrn Friedhelm

Altmoser wissen. Als der Beamte den Namen hört, zuckt, zieht sich das linke Auge des Beamten zusammen. „Ich kann Ihnen keine Auskunft über eine Person geben“, sagt der Polizist. Limmer versucht zu erklären, dass er eine wichtige Botschaft für Herrn Altmoser hat. Dieser ist so überstürzt aus München abgereist, sodass er ihn hier finden muss. „Zeigen Sie mir bitte erst einmal ihren Personalausweis“, wird Limmer gebeten. In diesem Moment klingelt das Telefon. „Guten Morgen, Herr Hauptkommissar“, spricht der Beamte in das Telefon. „Ja, vorgestern“. „Das passt gerade, dass Sie anrufen. Ein Herr hat nach ihnen gefragt.“ „Einen Moment bitte“ Der Polizist legt den Hörer beiseite auf den Tisch und dreht sich um und sieht, dass der Mann verschwunden ist. „Der Mann ist weg“, nimmt er das Gespräch wieder auf. „Ich habe nach seinem Personalausweis verlangt, kurz bevor Sie angerufen haben.“ Nach ein paar Sekunden ist das Gespräch beendet. Der Beamte setzt sich an den Schreibtisch und holt die Akte Altmoser heraus. Er hat genaue Anweisung, wie im Fall Altmoser verfahren werden soll: keine Auskunft über die Anschrift. Keine Telefonnummern. Meldung, wenn nach ihm gefragt wird. Der Polizist setzt sich an den Polizeicomputer und ruft ein Programm auf. Dann das Formular „kleine Meldung“. Datum, Uhrzeit, Schilderung der Begebenheit. Dann ab. Das Formular ist auf dem Weg nach München. Der Beamte zieht seinen Mantel an und die Mütze auf. Er verlässt das Haus, um in den Hof zu gehen. Dort steht der Dienstwagen. Wenig später fährt er zur Wohnung der Altmoser. Doch er hat kein Glück. Weder die Altmosers noch Nachbarn kann er sprechen. Im ganzen Mietshaus ist niemand anzutreffen. Wieder im Polizeiauto wartet der Polizist noch eine halbe Stunde. Nach dieser Zeit wendet er und fährt zurück zur. Polizeistation.

Es ist kein ein schöner Tag. Auch nicht für einen Ausflug nach Prag. Trotzdem macht sich die Familie Altmoser auf, um die Weihnachtsfeiertage in der „Goldenen Stadt“ zu verbringen. Hätte ein Nachbar oder ein anderer Außenstehender die Beladung des Fahrzeuges beobachtet, wäre ihm Zweifel gekommen, ob er wirklich nur für einen Ausflug oder Kurzurlaub gepackt worden ist. Fünfzig Kilometer ist die Familie, seit Celena Buda hinter Ihnen liegt, gefahren. Das trostlose Wetter, Nebel, Nieselregen und ein starker Wind sind nicht gerade Stimmungsaufheller. Seit Beginn der Fahrt um sechs Uhr schlafen die Kinder auf der Rückbank. Auch Milena Altmoser hat mit sich zu kämpfen, dass Ihre die Augen nicht zufallen. Sie hat Großes vor.

Einen Neubeginn in der Tschechischen Republik. Einige Vorbereitungen hat sie schon getroffen.

Altmoser sitzt locker in dem Lenkrad. Er ist froh, in Prag die Vergangenheit vergessen zu können. Noch ahnt er nicht, dass er zukünftig nicht mehr Deutschland wohnen wird. Den Böhmerwald hinter sich lassend, fährt er nun Richtung Rokycany. Kurz vor Baron kommt ein Parkplatz. Die Kinder sind aufgewacht und toben auf der Rückbank herum. Altmoser steigt aus und geht zur Hecktür des Wagens. Er holt einen Ball heraus und wirft ihn Philip, der ebenso wie seine Schwester Nicole aus dem Auto gestiegen ist, zu. Frau Altmoser ist dabei auf einem Holztisch, der mit zwei Bänken auf dem Parkplatz installiert worden ist, ein Frühstück zuzubereiten. Die Kinder bekommen Tee, während die Erwachsenen Kaffee trinken. Dazu gibt es belegte Brötchen und für die Kinder zusätzlich Quarktaschen. In ihrer Unterhaltung, bei der es um das künftige Wetter und um die Unternehmungen in Prag geht, erklärt Frau Altmoser, dass nach den Feiertagen ein ausgiebiges Gespräch stattfinden wird. Bei diesem Gespräch soll es um die Zukunft der Familie gehen. Friedhelm Altmoser, der auch um eine grundsätzliche Aussprache bemüht ist, hat nichts dagegen. Er ist froh, dass seine Frau den Anstoß für die Aussprache gegeben hat. Und meint, jetzt feiern wir erst einmal Weihnachten. Danach setzen wir uns zusammen. Nach dieser guten halben Stunde Pause sitzt die Familie Altmoser wieder im Auto. Die Straßen werden immer dichter befahren. Ein Zeichen, dass die Hauptstadt Prag nicht mehr weit sein kann. Es dauert auch nicht mehr lang, als die Prager Burg zu sehen ist. Frau Altmoser nimmt den Stadtplan aus der Schublade, um Ihren Mann durch die Stadt zu leiten. Vorbei an einigen historischen Gebäuden kommen sie vor dem Eingangsportal des Hotels „Böhmischer Kaiser“ zum Stehen. Der „Böhmischer Kaiser“ ist ein fünf Sterne Hotel. Das Hotelpersonal übernimmt das Gepäck. Am Empfang müssen noch die Anmeldeformulare ausgefüllt werden. Mit dem Aufzug geht es hoch in den vierten Stock – der Page voran. Nachdem der Page das Gepäck in der Hotelsuite abgestellt hatte, schauen sich die Altmosers um. Sehr modern ausgestattet. Alles in einem blassgrünen Farbton gehalten. Drei Zimmer und ein luxuriöses Bad. Frau Altmoser ist zufrieden. Hier lässt es sich aushalten. Da Sie schon für den ersten Tag Mittagessen gebucht hat, müssen die Kinder zum Händewaschen ins Bad.

Friedhelm Altmoser schaut auf seine Armbanduhr. Er ruft: "Beeilt Euch. " Heute, einen Tag vor dem „Heiligen Abend“ sind noch nicht viele Gäste in dem Hotel. Zumindest sehen die Altmosers als den Speisesaal betreten nur wenige Mittagsgäste, da von den mindestens fünfundzwanzig Tischen nur drei Tische belegt sind. Frau Altmoser hat bestimmt, dass heute Fischtag ist. Da hilft auch das Murren der zwei Kinder nichts. Während des Essens wird besprochen, wie man den „Heiligen Abend“ und den Weihnachtstag gestalten will.

Friedhelm sitzt in einem kleinen Nebenzimmer des Hotels, um sich mit seiner Frau in Ruhe unterhalten zu können. Sie bringt die Kinder ins Bett. Das Hotel war doch über Weihnachten ausgebucht. Heute, einen Tag nach dem Fest, sind einige der Gäste schon wieder abgereist. Viele bleiben bis nach Neujahr hier. Das Hotel ist bekannt für die Festlichkeiten an Silvester, die hier schon seit zehn Jahren stattfinden. Auch er und seine Familie werden das Angebot des Hotels nutzen. Die Bedienung hat ihm gerade ein Pils auf den Tisch gestellt, als seine Frau erscheint. Herr Altmoser ruft der Bedienung nach, sie solle doch bitte gleich für seine Frau das Getränk aufnehmen. Frau Altmoser bestellt sich ein Glas Wein. Sie nimmt gegenüber Ihrem Mann Platz. Als der Wein auf dem Tisch steht, fängt sie an zu reden. Sie macht Ihrem Mann klar, dass dies seine letzte Chance sei, mit ihr und den Kindern für die Zukunft zusammen sein zu können. Die jahrelang anhaltende Spielsucht und die damit verbundenen Schulden. Es hat nicht viel mehr gefehlt, dann wäre das Haus in der Stadt verloren gewesen. Und in der letzten Zeit das nicht mehr kontrollierte Trinken. Ohne Scheu teilt sie ihm mit, dass es, wenn der Gewinn nicht gewesen wäre, zu diesem Abend nicht gekommen wäre. Weihnachten hätte sie allein mit den Kindern in Celena Buda verbracht und gefeiert. Sie hätten sich in einem kleinen Dorf bei Prag niedergelassen und die tschechische Staatsbürgerschaft angenommen. An diese Vorhaben denkt sie noch heute. Was hält uns in Deutschland, Bayern oder München? Sie hat sich auch um die beruflichen Möglichkeiten informiert. Sie kann Deutschunterricht geben und Herr Mann findet in der Bibliothek der deutschen Fakultät der Prager Universität eine Anstellung. Friedhelm Altmoser hörte sich das alles an, wie ein dreizehnjähriger Schuljunge. Er ist sich klar, dass er keine Wahl hat. Entweder er ist mit der weiteren Lebensplanung, die seine Frau vorgeschlagen hat, einverstanden oder verliert auch seine Kinder. Auch auf die vielen sogenannten

„Freunde“, die er in München kennt, kann er verzichten. Weit über die Hälfte, man kann sagen Zweidrittel davon haben von sich nichts hören lassen. Er braucht also auch aus dieser Sicht keine Rücksicht zu nehmen. Bevor seine Frau weitersprechen konnte, offeriert er Ihr, dass auch er Ihrer Meinung sei. Allerdings besteht er darauf, dass Kinder in Prag die „Deutsche Schule“ besuchen können. Oder man schickt sie wie bisher in Bayrisch Eisenstein zur Schule und lässt sie die Woche über in Celena Buda wohnen. Frau Altmoser Schwester ist in Celena Buda verheiratet und hat genug Platz für die beiden Kinder. Sie ist auch die Taufpatin von Nicole. Auch Philip versteht sich mit seiner Tante gut. Und so wäre es auch bestimmt aus Sicht der Kinder nicht schlecht, die der Grundschule in Deutschland weiterhin zu besuchen. Für Frau Altmoser war für sich eigentlich klar, dass die Kinder in Prag zur Schule gehen sollten. Sie kann sich mit den Vorschlägen Ihres Mannes nicht bzw. noch nicht anfreunden. Außerdem hat das Schuljahr in Bayern erst vor einem Vierteljahr neu begonnen. Nach einigem Hin und Her, und nachdem Milena Altmoser ein Gedächtnisprotokoll über die Gespräche angefertigt hat, wird eine Flasche Rotwein bestellt, um auf das künftige Leben anzustoßen. Friedhelm Altmoser öffnet die Flasche und schenkt seiner Frau und sich ein. Bevor er die Flasche auf den Tisch stellt, fällt sein Blick auf das Weinetikett. Er liest: fränkisches Herzogsschwert, Spätburgunder, Jahrgang 2005. Sofort erinnert sich Friedhelm Altmoser wieder an den Kunstraub. Seine Frau bemerkte an seinen Gesichtszügen, dass ihn etwas aufregt. Sie fragt, was denn los so sei. Er wiegelt ab und meint, das Etikett auf der Flasche passt nicht zum Inhalt. Im Laufe des Abends wird noch das Programm für die nächsten fünf Tage besprochen. Morgen am Dienstag steht die Prager Burg auf dem Programm. Die Besichtigung des Rathauses, der Veits Dom auf dem Hradschin: Südturm und Goldene Pforte und die Karlsbrücke sind weitere Schwerpunkte im Programm. Freitag am Morgen werden die Kinder abgeholt und verbringen den Rest der Ferienzeit bei den jeweiligen Paten. Am Freitagabend ist ein Besuch des Klubs: Studio 54 vorgesehen. Milena Altmoser hofft, in diesem Klub Freunde aus Ihrer Studienzeit anzutreffen. Diese Kontakte will sie für den Neuanfang Ihrer Familie in Tschechien nutzen.

Herr Limmer war über die Weihnachtsfeiertage bei seinen Angehörigen in München. Nun steht er vor dem Haus der Altmoser in Celena Buda. Wie er es vermutet hat, ist niemand da. Er hat sich

zu dem Haus durchgefragt. Dies war gar nicht so einfach, beherrscht er das Tschechische nicht einmal ansatzweise. Eine ältere Frau gab ihm die Auskunft, dass die Familie kurz vor Weihnachten weggefahren ist. Vermutlich nach Prag. Mehr wüsste sie auch nicht. Dimmer hat noch in Erfahrung bringen können, dass eine Schwester von Frau Altmoser hier im Ort verheiratet ist. Obwohl er überzeugt war, dass diese Schwester bestimmt Auskunft geben konnte, wo die Altmoser sind, hat er sich nicht erkundigt. Seine Überlegung ging dahin, dass die Schwester sofort bei Ihrer Schwester anrufen würde. Altmoser wüssten Bescheid und würden Vorkehrungen treffen und ihren Aufenthaltsort wechseln. Er hofft auf neue Anweisungen seines Chefs, des Herrn Boccacia. Er hat ihm per SMS den Stand seiner Erkundigungen kundgetan. Er, Dimmer glaubt nicht, dass die Kunstschatze noch in Süddeutschland sind. Er ist sich auch nicht sicher, ob Herr Altmoser Bescheid weiß, wo das Diebesgut nach dem Raub hingebracht wurde. Vielmehr haben die Diebe Altmoser nur so weit in den Plan eingeweiht, was den unmittelbaren Raub im Museum angeht. Da macht sie sein Handy bemerkbar. Es ist Herr Boccacia. Er trägt Dimmer auf, zurück nach München zu kommen, um eine andere Aufgabe zu übernehmen.

Es ist geschafft. Eine schwere Woche liegt hinter Milena und Friedhelm Altmoser. Der Besuch der Museen und Baudenkmäler hätte man am besten ohne Kinder unternommen. Ihre beiden Kinder waren sehr anstrengend. Jetzt sind die beiden auf dem Weg zurück nach Celena Buda zur Schwester von Frau Altmoser. Dort liegen immerhin schon vierzig Zentimeter Schnee. Ein Spaß nicht nur für die Kinder. In Beinpaar Tagen ist Silvester und Neujahr. Für diese Zeit, zwei Übernachtungen, hat Milena ein Zimmer in Karlsbad gebucht. Auf den Straßen Prags ist wenig Verkehr. Kurz vor zweiundzwanzig Uhr hatte Friedhelm Altmoser eigentlich mehr Autos erwartet. Auf dem Parkplatz des Klub 54 stehen nur wenige Fahrzeuge. Zwei, drei Autos. Verwunderlich, denn heute Abend spielt eine über den Grenzen Tschechiens hinaus bekannte Jazzband. Die Altmoser haben diese Band schon einmal in München spielen sehen und freuen sich deshalb auf den heutigen Abend. Mit den Worten: "Es werden schon noch andere Gäste kommen" drückt Friedhelm Altmoser auf die Türklinke und öffnet die Tür nach innen. Im Vorraum oder auch Empfang wird das Ehepaar Altmoser von einer Frau im mittleren Alter freundlich begrüßt.

Sie hat ein gelbes Kostüm an, auf dem große Blumenblüten gedruckt oder gestickt sind. Frau Altmoser, die sich schon als modebewusste Frau sieht, kann das Kleid in keine Modeepoche einordnen. Der Raum dient als Kassenraum und Garderobe. Friedhelm Altmoser fragt dem Mann an der Kasse, ob seine Reservierung noch gilt. Der Kassier, dessen Hautfarbe nicht der eines typischen Mitteleuropäers entspricht, sagt in gebrochenem Tschechisch, dass sich die Herrschaften bitte auf die Plätze setzen sollen, deren Nummern auf den Eintrittskarten stehen. Um sich ungestört unterhalten zu können, hat Friedhelm Altmoser Plätze im hinteren Teil des Klubs reserviert. Es sind sogenannte Nischenplätze. Sitzt man an auf diesen Plätzen, ist nicht nur die Musik gedämpft zu hören. Man kann auch die Musikgruppe nicht sehen. Auch wenn sich das Lokal jetzt schlagartig füllt, zu Friedhelm und Milena gesellt sich niemand. Nach sehr anregenden Gesprächen und zwölf Jazzstücken fragt Friedhelm seine Frau, ob es nicht besser wäre, sich Plätze in der Mitte des Raumes mit noch freien Stühlen zu suchen. Friedhelm steht auf und wendet sich einer Bedienung zu. Er fragt, ob etwas dagegenspräche, für ihn und seine Frau andere Plätze zu bekommen. Der Mann, seinem Äußeren und Alter nach könnte er studieren, geht zur Theke und spricht mit seinem Kollegen. Dieser Kollege drückte dem Kellner ein Blatt Papier in die Hand. Der junge Mann winkt den Altmoser zu. Als diese bei ihm sind, weist er Ihnen zwei Plätze mit Sicht nach vorne zur Bühne hinzu. Es fast 01:20Uhr. Friedhelm Altmoser steht, nachdem er seiner Frau Bescheid gesagt hat, auf. Er geht durch den Kassenraum und den Raum der Garderobe durch die Tür ins Freie. Er will gerade die zwei Stufen, die die Tür mit dem Parkplatz verbinden, hinunter, als er innehält. So ungefähr dreißig Meter entfernt steigen zwei Herren aus einem Oberklassewagen. An und für sich nichts Ungewöhnliches, wenn Friedhelm Altmoser die beiden Herren nicht gekannt hätte. Es sind Manuel Boccacia, Unternehmer, Mäzen und Unterweltboss sowie der Direktor des Staatlichen Museums und Schlösserverwaltung, Prof. Manfred Bolder. Friedhelm Altmoser verschwindet um eine Hausecke und beobachtet, was die Herren unternehmen. Eigentlich ist er froh, so weit weg von den Geschehnissen in Deutschland zu sein. Und nun tauchen wie aus dem Nichts Bilder und Boccacia auf. Er sieht um die Ecke und stellt fest, dass Boccacia und Bilder wieder in das Auto gestiegen sind. Da die Autotüren nicht vollständig geschlossen sind, vermutet Altmoser, dass die beiden noch etwas zu besprechen haben. Er schleicht sich,

obwohl er sich eigentlich aus allem heraushalten wollte, hinter den Wagen der Münchener.

Zehn Minuten später sitzt Altmoser neben seiner Frau und versucht sich auf das Programm der bekannten Jazzband einzustimmen. Neben alten, bekannten Stücken, bei denen die Gäste mit klatschten, sich von den Plätzen erheben, und/oder auch pfeifen, werden auch neue Kompositionen vorgestellt. Friedhelm Altmoser dreht sich langsam nach links in der Hoffnung, keinen der zwei Herren zu sehen. Doch der Professor Bolder ist noch da. Da er ihn an seinem jetzigen Platz leicht von der Seite her erkennen kann, bittet er seine Frau Milana, die Plätze tauschen zu können. Milana, die sich in Ihrer Hingabe des gerade gespielten Jazzstückes nicht stören lassen will, wechselt den Platz wortlos. Um drei Uhr früh verlässt das Ehepaar Altmoser den Klub. Nach einem kurzen Schlaf im Hotel fahren Sie im Auto nach Karlsbad. Jetzt im Winter lassen sich nur wenige Kurgäste vom Personal verwöhnen. Die Preise für den Aufenthalt im Winter, speziell über die Feiertage, liegen weit unter fünfzig Prozent des regulären Preises. Nachdem das Gepäck auf dem Zimmer und die Kleidungsstücke in den Schränken verstaut sind, gehen Frau und Herr Altmoser hinunter in die große Halle. Sie setzen sich im Kaffee auf Stühle, die aus der Barockzeit stammen oder aus dieser Zeit nach gefertigt wurden. Nach Ihrem ersten Schluck aus der Kaffeetasse fragt Milana Friedhelm, warum sie im Klub gestern den Platz wechseln sollte. Friedhelm hatte gehofft, dass seine Frau diese Begebenheit so schnell wie möglich vergisst. Er muss jetzt wohl oder übel erzählen, über was sich die Herren Boccacia und Bilder im Auto unterhalten haben. Er meint, dass in München wohl einige „Köpfe rollen werden“. Der Herr Prof. Bolder ist der große Hintermann, der die Idee mit dem Raub in die Tat umsetzen wollte. Er hatte natürlich schon Käufer an der Hand. Käufer aus dem ganzen europäischen Raum. Und diesen Käufern musste er nun absagen. Herr Boccacia war für den operativen Teil zuständig. Gegenseitig machen Sie sich Vorwürfe. Sie konnten ja nicht ahnen, dass ihre Helfershelfer die Initiative ergreifen und die Kunstgegenstände für sich wegschaffen. Kannst Du Dir vorstellen, was die Franken gesagt hätten, wenn Ihr Kunstschatze in Privathäusern oder Museen in ganz Europa verstreut zu finden wären, sagt Friedhelm zu Milana. Und weiter: Sie könnte die Rückführung vergessen. Dann langt er in seine Tasche und holt ein Diktiergerät heraus. „Und das wird den Herren Ihren Job kosten.“

"Das ist der Mitschnitt des Gesprächs im Auto." Milana ist gar nicht begeistert von dem Ansinnen Ihres Mannes, dieses Band den Behörden in München zu schicken. Aber sie versteht ihn auch, der allzu oft gedemütigt wurde. Erst als er Ihr erzählt, dass das Band erst in einem Jahr nach der Abmeldung aus Deutschland anonym übergeben wird, stimmt sie zu. Friedhelm zahlt und nach wenigen Minuten stehen sie an der Straße. Friedhelm winkt ein Taxi herbei und fragt den Fahrer, ob der Aussichtsturm Diane noch bestiegen werden kann. Der Fahrer, meint, er glaube schon, ist sich ab nicht ganz sicher. Eine halbe Stunde später blickt das Ehepaar Altmoser über das Karlsbader Lichtermeer. Jeder wusste, dass Sie sich wiedergefunden haben.

6

Haßfurt

Verlässt man die ehemalige Freie Reichsstadt Schweinfurt mit dem bekannten Rathaus und fährt links des Mains Richtung Haßfurt, vorbei an der Burg Hainberg, so kommt man nach Schonungen. Hier in Schonungen hat sich seit Jahrzehnten eine Gruppe der Naturfreunde etabliert. Oberhalb des Ortes, noch im Ortsbereich, hat sich diese Gruppe ein Vereinsheim gebaut. Die Räumlichkeit wird nicht nur von den Mitgliedern genutzt. Auch andere Vereine und Gruppen nutzen gegen ein kleines Entgelt die Räume. Der Hausmeister hat um acht Uhr die Heizung angestellt. Eine Versammlung ist für den Vormittag angesagt. Recht ungewöhnlich für diese Jahreszeit und eigentlich auch nicht üblich. Dem ganzen Winter über steht das Heim als Versammlungsort laut Satzung nicht zu Verfügung. Aber heute werden die fränkischen Aktivisten aus gegebenem Anlass in den Räumlichkeiten tagen. Der Vorsitzende der Naturfreunde ist bei den fränkischen Aktivisten Mitglied. Er hat sich von der Vorstandschaft die Genehmigung geholt.

Ein Mann läuft in Richtung des Vereinsheimes. Er kommt von einer Gastwirtschaft, die sich in Nähe der Bundesstraße befindet. Günter Pfanne, Vorsitzender der Fränkischen Aktivisten (FA) hat sich mit dem ehemaligen Polizeihauptkommissar Alois Weigner aus Würzburg in aller Frühe getroffen. Grund des Treffens ist der Raub der Kulturgüter und das Verschwinden. Günter Pfannes wurde seit dem Raub schon zweimal von der Polizei aufgesucht. Beim zweiten Mal wurde seine Wohnung durchsucht, obwohl er nachweisen konnte, dass er am betreffenden Oktoberfestsonntag in Straßburg war. Herr Weigner, meinte, er und die Gruppe sollten Ruhe bewahren. Auch wenn vielleicht jetzt gegen Mitglieder der fränkischen Aktivisten ermittelt wird. Er kennt in Bamberg einen Rechtsanwalt, der durchaus die fränkische Sache vertritt. Die Bitte von Pfannes, er möge doch mit auf die Versammlung kommen, lehnte Weigner ab. Ich kann Ihnen besser helfen, wenn ich anonym bleibe, meint er. Dann gibt er Günter Pfannes mit den Worten: "Ich bleibe dran" die Visitenkarte des Anwalts. Als Pfandes zum Vereinsheim kommt, sieht er, dass die Gartentür offensteht. Nicht ohne Grund wurden Schonungen und das Heim ausgesucht. Man will unter sich sein. Fremde oder gar die Polizei sind unerwünscht. Er schaut auf seine Uhr und stellt fest, dass es noch knapp zwei Stunden bis zu Beginn der Veranstaltung sind. Gott sei Dank meint

es der Wettergott gut mit dem Aktivisten. Außer in den fränkischen Mittelgebirgen und der Rhön hat es bis auf zwei Tage nicht geschneit. Dieser Schnee ist schon lange weg. So können die Mitglieder ohne Wetterprobleme zur Veranstaltung kommen. Auch die Tatsache, dass die Veranstaltung an einem Samstag um zehn Uhr stattfindet, kommt den Mitgliedern entgegen. Günter Pfandes geht ins Heim und trifft seinen Freund Frieder, wie er die letzten Stühle an die Plätze stellt. Er klopft ihm auf die Schulter und meint: "Stell nicht so viele Stühle auf." "Es kommen doch nicht so viel Leute." Frieder sagt: "Abwarten." Günter Pfandes setzt an einem der Tische und holt sein Redemanuskript aus der Jackentasche und liest es durch. So vergeht eine Stunde, bis die Tür aufgeht und die ersten Mitglieder erscheinen. Kurz vor zehn Uhr sind alle Stühle im Raum belegt. Günter Pfannes, der mit diesem Ansturm nicht gerechnet hat, muss nun befürchten, dass die Sitzmöglichkeiten nicht ausreichen. Frieder, der mit der Mitgliederliste die Eingangskontrolle durchgeführt hat, macht den letzten Hacken auf dem Papier. Er geht zu Pfannes und berichtet, dass alle da sind. Fünfundachtzig Personen haben sich eingetragen. Pfandes ist zufrieden. Die Versammlung kann beginnen. Günter Pfandes begrüßt die Anwesenden und bedankt sich für Ihr Kommen. Er schildert die Ereignisse seit dem betreffenden Oktoberfestsonntag. Vieles, was er erzählt, hat er von Herrn Weigner erfahren. Die Spur führt nach Oberfranken, sagt er den Mitgliedern. Der Raub wurde vom bayerischen Ministerpräsidenten zur Chefsache erklärt. Es kann sein, dass Sie alle von der Polizei besucht werden. Bei mir waren sie schon, fährt er fort. Rufen Sie mich in jedem Fall an. Dann gibt er die Aussprache frei. Neben vielen Fragen zu seinen Ausführungen sorgten sich einige um die polizeilichen Ermittlungen. Natürlich haben sie Bedenken um ihr Ansehen und "was wohl die Nachbarn sagen", wenn ein Polizeiaufgebot ans Haus und in den Hof fährt. Pfannes beruhigte die besorgten Leute und sagt Ihnen, dass sie noch heute, bevor sie wegfahren, die Telefonnummer eines Anwalts bekommen. Er wollte gerade die Versammlung schließen, als von den hinteren Stuhlreihen ein ausgestreckter Arm zu sehen. Als Lore Reichelt aus Obertheres meldet sich die Frau. Sie spricht davon, dass diese erst vor sechs Wochen zu den FA gekommen ist. Dann schlägt sie vor, dass sich die Mitglieder nicht daheim hinsetzen sollen, um auf die Polizei zu warten. Vielmehr wäre es doch angebracht, sich aufzumachen, um nach den Kunstschatzen zu suchen. Denn fährt sie fort, es besteht doch die Gefahr, dass die

Kulturgüter in Einzelstücke über die ganze Welt verteilt werden könnten. Natürlich wurde dieser Vorschlag von der Mehrheit wegen Nichtdurchführbarkeit abgelehnt. So verlassen die Mitglieder schon um zwölf Uhr dreißig das Heim der Naturfreunde, um mit Ihren Autos heimzufahren. Nur Lore Reichelt ist geblieben. Sie wartet auf Günter Pfandes. Dieser stellt die Bestuhlung beiseite. Lore fragt Günter, ob er mit Ihr essen geht. Günter ist nicht abgeneigt und fragt, ob Sie eine gute Gastwirtschaft kennt. Natürlich kennt Lore eine. Wenige Minuten später fahren die beiden im eigenen Auto Richtung Haßfurt bis Untertheres. Gegenüber dem Schloss, am rechten Straßenrand und auf einen schmalen Wiesenstreifen halten sie. Lore steigt aus und geht zu dem noch im Auto sitzenden Günter zu. Dieser lässt die Fenster hinunter. Lore erklärt ihm, dass sie es sich anders überlegt hat. Wenn er nichts dagegen hat, kocht sie ein Mittagessen zu Hause im Schloss. Günter, der schon immer einmal das Leben in einem bewohnten Schloss erleben wollte, willigte ein. Aber nicht nur deshalb. Auch sein Interesse an seiner Gastgeberin steigt zunehmend. Die sonst stark befahrene Bundesstraße ist an diesem Sonntag leicht zu überqueren. Günter Pfandes läuft Lore über die Straße hinweg hinterher. Am Tor treffen sie sich wieder. Durch den nicht gerade nach englischem Vorbild angelegten Park gelangt man über einen Kiesweg zum Eingang des Schlosses. Die zweiflügelige Tür ist nur spärlich verziert. Die Überreste eines Wappens sind noch zu erkennen. Lore fasst Günter, der noch träumend vor der Tür steht, zu einer Treppe hin. Ein leichter Geruch von Holzlack liegt in der Luft. Man sieht, dass die Treppe renoviert wurde. Einige Stufen wurden erneuert. Lore geht voran und bleibt oben stehen. Günter, der nun neben Ihr steht, fragt: "Und wie viele der Zimmer bewohnen Sie?" Lore stellt sich auf diese Frage hin erst einmal vor. Lore von Truchhold. Aber sag weiterhin nur Lore, so wie ich zu Dir Günter sage. Günter ist mit einverstanden. Sie nehmen den Weg nach rechts bis zur hinteren Tür. Günter, der sich bisher in seinen Vorstellungen über das Innenleben eines Schlosses nicht getäuscht sah, traut seinen Augen nicht, als er das Zimmer betritt. Er sieht sich in einer modern eingerichteten Küche. Eine technisch hochwertige Küchenzeile nebst Anrichte. Von der Küche durch einen Raumteiler getrennt, eine Essecke. Stühle und Tisch, stabil aus Buchenholz. Auf dem Tisch eine Darmastdecke. Lore, die aus einem Seitenschrank eine Küchenschürze geholt hat, fragt Günter, ob er Ihr

beim Kochen helfen will. Günter doch etwas überrascht von dieser Aufforderung, beeilt sich ja zu sagen. Dann schiebt sie Günter einen Topf mit vier rohen Kartoffeln samt Messer hin. Günter fängt an, die Kartoffeln zu schälen. Das hat er sich nicht träumen lassen, dass er eines Tages mal Kartoffel schälen wird. Lore hat in der Zwischenzeit Salat aus der Vorratskammer geholt und fängt an, den Kopfsalat zu putzen. Günter hat die Kartoffeln geschält und jede einzelne gevierteilt und in ein Sieb gelegt, das Bestandteil eines Topfes ist. Dieser Topf steht auf dem Herd. Lore hat ihn zur Hälfte mit Wasser gefüllt. Sie nimmt das Sieb mit den Kartoffeln und stellt es auf dem Topf. Dann nimmt sie den Deckel, der auf der Herdplatte liegt, und schliesst den Topf bzw. das Sieb damit. Der Salat in der Salatschüssel ist auch schon angemacht. Lore winkt Günter in den Essbereich der Küche. Sie meint, bis die Kartoffeln durch sind, können Sie sich unterhalten.

Im Polizeipräsidium Region Franken – Zentrale- geht es hoch her. Vor zehn Minuten haben sich die Mitglieder der Sonderkommission „Kulturraum“ wieder in Ihre Büros begeben. Hauptkommissar Habicht ist sauer. Wütend schlägt er die Tür seines Büros zu. Er wollte diese Aufgabe hier nicht übernehmen. Doch seine Vorgesetzten in München haben darauf bestanden. Überhaupt war es ein Drama, als die Polizeidirektionen neu geordnet wurden. Kein Kollege aus Franken wollte mehr nach München. Sie behaupteten, dass die Polizei in Franken selbstständig sei, und begründeten dies mit der weitgehenden Selbstständigkeit der Regierungsbezirke in Franken. Dabei hat man den Franken nur einen „Senat“ genehmigt, der koordinierend wirken soll. Erst als die Gewerkschaft der Polizei vermittelt hat, haben sich die Gemüter beruhigt. Er setzt sich an seinen Schreibtisch und holt eine Flasche Selterswasser und einen Trinkbecher aus dem Schrankteil. Während er das Wasser in das Glas füllt, kommt ihn der Gedanke, in München anzurufen. Er wollte sich weitere Befugnisse gegenüber den Beamten hier geben lassen. Als er das Glas wieder abgesetzt hat, verwirft er dieses Ansinnen. Da klopft es. Herein kommt Oberkommissar Schmitt. Dieser nimmt, ohne ein Wort zu reden, einen Stuhl und setzt sich an den Schreibtisch. Herr Schmitt entschuldigt sich für die Art und Weise, wie die Nürnberger Kollegen sich bei der Besprechung verhalten haben. Natürlich werden die Kollegen seine Weisungsbefugnis nicht nur akzeptieren, sondern auch gemäß den Dienstvorschriften in Franken ermitteln. Hauptkommissar

Habicht ist erleichtert und setzt für den morgigen Tag eine Dienstbesprechung an. Er verlässt das Präsidium um vierzehn Uhr und geht in die Nürnberger Innenstadt. Vor einem Schaufenster einer Buchhandlung bleibt er stehen. Er sieht unter anderen ausgestellten Büchern auch ein Buch mit dem Titel: „Franken seit Pippin den Großen bis in die Gegenwart“. Er geht hinein und kauft das Buch. Immerhin sechzig Euro muss er dafür bezahlen. Am nächsten Tag, auf dem Weg zur Arbeit, glaubt er die Einstellung und Meinung so mancher Kollegen zu verstehen. Das ist schon so ein Volk. Um acht Uhr sitzt er an seinem Schreibtisch und macht sich Notizen für die Besprechung. Diese beginnt um neun Uhr.

Der Raum ist voll. Alle sind anwesend. Habicht beginnt nach der Begrüßung mit der Verkündigung, dass natürlich auch außerhalb Frankens und Bayern nach den Kunstwerken und den Dieben gesucht wird. Er schlägt den Beamten vor, zuerst einmal alle Antiquitätenhändler aufzusuchen. Er glaubt zwar nicht, bei diesen Leuten die Beute oder Teile davon zu finden. Aber vielleicht einen Hinweis, wo die Kunstgegenstände sein könnten. Die Händler sind gewarnt und melden sich, wenn ihnen Angebote gemacht werden. Etwas aufwendiger wird es werden, wenn leer stehende Scheunen oder Doppelgaragen durchsucht werden sollen. Eine Genehmigung durch die Staatsanwaltschaft wird es kaum geben. Am besten man fragt die Besitzer der Gebäude. Jenen, die keine Erlaubnis für die Durchsuchung geben, wird man mit der Staatsanwaltschaft drohen. Fruchtet dies auch nicht, muss wohl der Staatsanwalt unterschreiben. Habicht wird sich vor der Aktion mit dem Innenministerium in Verbindung setzen. Nach den Ausführungen des Kommissars reden die Beamten untereinander. Habicht lässt das geschehen. Nach zehn Minuten, als sich die Menge wieder beruhigt hat, nimmt er seine Rede wieder auf. „Ich glaube, dass wir die Maßnahmen gegen die fränkischen Aktivisten beenden können“, sagt er. Er meint, dass diese Leute kein Interesse haben, mit dem Gesetz in Verbindung zu kommen. Die Fahrzeugkontrollen allerdings sollte man weiterführen. Als die Leute den Raum verlassen haben, lädt Hauptkommissar Habicht Oberkommissar Schmitt zu einer Tasse Kaffee ein. Sie bleiben dazu nicht im Präsidium, sondern gehen zum Nürnberger Hauptmarkt. Habicht meint zu Schmitt, dass die ganzen Bemühungen um das Finden der Täter und der Schätze eigentlich nur noch eine

Scheintätigkeit ist. Seiner Erfahrung nach hat man bei Kunstschätzen nur eine Chance, wenn Teile des Diebesgutes auf den Markt kommen. Schmitt, der bisher schweigsam und geduldig zu gehört hat, meint, dass man wohl das Pferd nicht von hinten aufzäumen soll. Er glaube, die wirklichen Hintermänner sind in München zu suchen. Auch wenn den Dienststellen bekannt ist, dass vielleicht zwei kleine Diebe die Räuber sind. Man hat ja schon in Erfahrung gebracht, dass einer der Diebe verwandtschaftliche Verbindungen nach Unterfranken hat. Nur in welchen Ort diese Verwandtschaft lebt, ist noch nicht bekannt. Es wird wohl einige Zeit verstreichen, bis die Einwohnermeldeämter und Pfarrhäuser befragt worden sind. Auch wenn man sich bei den Nachforschungen zunächst auf Oberfranken konzentriert. Die folgenden Gespräche der beiden Beamten wechseln ins Private ab. Nach zwei Stunden sitzt Hauptkommissar Habicht in seiner Pension. Er schaltet den Fernseher an. Den Bayerischen Rundfunk.

Blauer Himmel über Wetzhausen. Ein paar Wolken können die Sonnenstrahlen nicht hindern, auch das kleine Anwesen am Ende einer Sackgasse zu erreichen. Den letzten Schnee hat ein Tauwetter in den letzten Tagen dahin schmelzen lassen. Die Kinder des kleinen Ortes und sicher auch ein paar Erwachsene haben leider keine Möglichkeit mehr. Sie können nicht mehr mit Schlittschuhen oder zu Fuß die noch vor Tagen zugefrorenen kleinen Seen und Weiher zu nutzen. Eingepackt in Thermoanzügen, Wollmützen und Winterstiefeln vom Parkplatz gehen zwei Personen auf das Schloss zu. Auch in dem Anwesen am Ende der Judengasse ist die Nacht vorüber. Georg Debrotesch und Ferdi Leuschner sitzen beim Frühstück. Es schon einige Zeit her, als beide mitten in der Nacht in Wetzhausen eingetroffen waren. Ferdi hat vor einer halben Stunde bei einem Discounter vier Brötchen besorgt. Den Kaffee, den Georg während der Abwesenheit von Ferdi „gebraut“ hat, könnte stärker nicht sein. Georg unterbricht die schon eine ganze Zeit lang dauernde Stille. Er spricht halblaut vor sich hin. Als Ferdi ihn darauf anspricht, wird Georg lauter. Er meint, dass es ein Fehler war, die Beute hierher nach Wetzhausen zu bringen. Ja, ob es überhaupt sinnvoll war, die Kunststücke zu stehlen. „Nun“, sagt Ferdi, „wir könnten die „Ware“ an den Herrn Limmer verkaufen.“ Georg grinst. „Ja, könnten wir.“ Er sagt seinem Kollegen, dass er ja noch die Nummer eines Kunstliebhabers

habe. Aber ob dieser die ganze Beute oder auch nur Teile davon abnimmt, ist fraglich. Während wir hier die Zeit totschlagen, hat die Polizei bestimmt alle infrage kommenden Händler aufgesucht. Und auf einen Lieferwagen wie der unsere sind die Bullen besonders scharf. Stille. Aber es stimmt, sagt sich Georg. Wir müssen raus aus diesem Loch. Er wendet sich Ferdi zu, der aufgestanden war, um die Kaffeekanne vom Herd zu holen. „Wir fahren heute nach Haßfurt ins Krankenhaus“, sagt er. „Wir besuchen meinen Onkel.“ Ich weiß zwar nicht, auf welcher Station erliegt. „Aber das bekommen wir heraus.“ „Gesagt, getan. Eine Stunde später fährt nach mühevoller Ausschere aus der Scheune, der Lieferwagen Richtung Königsberg i. Franken. „Mit wird ganz unwohl, wenn ich daran denke, was passiert, wenn uns eine Polizeistreife anhält“, sagt Ferdi zu Georg. Georg gibt auf die Besorgnis seines Beifahrers gar nichts. Er deutet mit der linken Hand auf Königsberg. „Wir könnten uns die Stadt ja einmal ansehen“, meint Ferdi. Georg tritt auf die Bremse, da die Abzweigung zur Stadt gleich erreicht sein wird. Auf einem Parkplatz, der vor dem Stadttor angelegt worden ist, stehen nur fünf Fahrzeuge. Eines davon ist ein Sattelschlepper. Georg stellt seinen Lieferwagen zwischen diesen Lkw und einem größeren Pkw. Er parkt rückwärts ein in der Hoffnung, dass sein Auto nicht zu sehr auffällt. Die beiden Männer machen sich auf den Weg. Als Sie das Stadttor durchschritten haben, sehen sie ein wunderschönes Fachwerkpanorama. „Da brauchen wir gar nicht weitergehen“, sagt Georg, „Das war ich schon.“ „Ein Bier könnte aber trotzdem nicht schaden“, erwidert Ferdi. „Es ist ganz schön kalt und Dein Onkel läuft uns nicht davon.“ Also gehen Sie in eine Gaststätte, die schräg gegenüberliegt. Wie zu erwarten, sind nur wenige Besucher da. Arbeiter oder Monteure. Sie setzen sich an einem der Tische. Der Wirt kommt, um die Bestellung aufzunehmen. Es mag wohl eine halbe Stunde vergangen sein, Ferdi trinkt gerade aus seinem Bierglas, als die Tür aufgeht. Ihm stockt der Atem und fast wäre ihm vor Schreck das Glas aus den Händen gerutscht, als er sieht, wer da hereinkommt. Das einzige Wort, das er hervorbringt, ist „Dimmer“. Georg, gerade in sich versunken, blickt hoch. Ein Glück, dass sie nicht im vollen Blickfeld zur Tür sitzen. Sie beobachten Dimmer in der Hoffnung, dass er das Lokal bald wieder verlässt. Und das ist auch so. Dimmer geht durch die Tür nach draußen. „Als Erstes müssen wir uns ein anderes Fahrzeug beschaffen“, sagt Georg zu Ferdi. Oder sehen, dass wir die Ware irgendwo deponieren. „Am besten in einer Garage.“ Dann ruft er den

Wirt herbei. Nachdem sie gezahlt haben, verlassen sie das Gasthaus. Vorsichtig schauen sie sich beim Betreten der Straße um. Von Herrn Dimmer keine Spur. Eiligen Schrittes durchlaufen sie das Tor, um zu ihrem Auto zu kommen. Auch hier auf dem Parkplatz, ist von Herrn Dimmer nichts zu sehen. Georg fährt auf die Hauptstraße, um gleich vor der nächsten Ausfahrt den Blinker zu setzen. "Ferdie bemerkt." "Was soll denn das?" Georg hat einen Autohändler entdeckt, dessen Betrieb vor den Toren der Stadt liegt. „Der hat bestimmt auch einen "Sprinter",“, sagt er zu seinem Freund. Tatsächlich, es stehen zwei Lieferwagen auf dem Platz. Ein älterer Mann mit Vollbart begrüßt die beiden. Er führt sie zu den gewünschten Fahrzeugen und lässt sie stehen, um die Schlüssel zu holen. Georg und Ferdie haben bald ein Fahrzeug ausgesucht. Es ist neueren Datums. So vier Jahre alt. Auch als sie im Fahrzeug sitzen, sind sie zufrieden. Für das Alter des Lieferwagens und die gefahrenen Kilometer ist der Kaufpreis sehr günstig. „Sie können dieses Fahrzeug auch mieten“, sagt der Händler.

„Eigentlich wollte er den Wagen nicht verkaufen“ Georg überlegt nicht lange. Wenn der Lieferwagen gekauft wird, muss er auch angemeldet werden. Und das wäre in der jetzigen Situation nicht von Vorteil. So schließt er mit dem Händler einen Leasingvertrag. Zu der Anzahlung legt er noch dreihundert Euro hinzu. Der Händler geht zum Schrank und holt eine Flasche Obstler heraus. Im Laufe des folgenden Gesprächs kommt auch die Sprache auf eine Unterstellmöglichkeit für das Fahrzeug. Der Händler meint, er habe da eine große Garage, in der auch das gemietete Fahrzeug passt. Allerdings steht diese Garage nicht in Königsberg, sondern am Ortsrand von Wetzhausen. Georg und Ferdie sehen sich an. Auch hier wurden sie mit dem Händler einig. Mit dem Garagenschlüssel in der Tasche fahren geht es weiter nach Haßfurt. Das Krankenhaus ist leicht zu finden. Nachdem der Lieferwagen abgestellt worden ist, gehen sie zum Eingang. Die Frau in der Information fragt sie nach Ihren Wünschen. Georg antwortet, dass Sie einen Onkel besuchen wollen, und sagt dessen Namen. „Sie haben Glück“, sagt die Frau. „Ihr Onkel ist vor zwei Tagen von der Intensivstation auf die Pflegestation verlegt worden.“ Dann erfahren die Freunde die Etage und die Zimmernummer. Vor der Tür angekommen sehen sie an anhand der Anzahl der Namensschilder, dass sie vor einem Zweibettzimmer stehen. Allerdings ist nur ein Schild beschriftet. Der Onkel liegt also allein im Zimmer. Georg klopft an. Von innen hört man ein Schwaches herein. Sie machen die Tür auf und

gehen hinein. Das Zimmer macht einen hellen, freundlichen Eindruck. Die Wände haben einen hellen Anstrich. In Abständen wurden Bilder mit Motiven aus der Umgebung angebracht. Das große Fenster lässt einen Blick auf Haßfurt zu. Georgs Onkel liegt im Bett mit einer leichten Decke bedeckt. Sein Gesicht ist aschfahl. Seine Backenknochen stehen hervor. Er ist abgemagert. Ganz langsam bewegt der Onkel seinen linken Arm aus der Decke heraus und streckt ihn Georg entgegen. Der drückt ganz sanft die Hand. Dann erzählt er von München, seinen Eltern und von allem, was in seinem Umfeld passiert ist. Der Onkel, sichtlich schwach, spricht, dass seine Tage gezählt sind. Sein Krebsleiden wird ihm keine zwei Monate mehr leben lassen. Dann redet er vom Anwesen in Wetzhausen und dass auch alles andere geregelt sei. Nach diesen Ausführungen fällt er zurück in das Bett, von dem er sich während seiner Rede leicht erhoben hat. Als auch noch sein Kopf auf Seite fällt, drückt Georg die Alarmglocke. Kurze Zeit später erscheint eine Schwester. Sie geht ans Bett und fühlt den Puls des Patienten. Dann bittet sie die zwei Besucher zu gehen. Georg und Ferdi verlassen das Krankenhaus. Ferdi blickt auf dem Weg zum Parkplatz auf seine Uhr. Zwölf Uhr dreißig. Georg, der noch ganz mitgenommen und nachdenklich den Weg zum Auto hin sinniert, kommt erst wieder zu sich, als Ferdi ihn zum Einsteigen auffordert. Nach zehn Minuten fahren Sie in die Stadt und stellen den Transporter auf einen Parkplatz am Main ab. Zu Fuß begeben Sie sich in die Innenstadt. Ein kalter Ostwind lässt sie Ihre Jackenkrägen hochschlagen. Über die lange Straße, die vom Westtor zum Osttor verläuft, staut sich der Verkehr. Im Schritttempo fahren die Autos Richtung Osttor. Auf dem Gehsteig sind wenig Passanten zu sehen. Auf der Straßenseite gegenüber steht das Rathaus. „Da drüben ist eine Gaststätte“, sagt Ferdi. „Dort essen wir zu Mittag.“ Georg sagt gar nichts und folgt Ferdi willenlos. Die Gaststätte ist ein Fachwerkhaus. Mit Erstaunen stellen die Freunde auf den ersten Blick fest, dass alle Plätze besetzt sind. Doch da entdeckt Ferdi, der bis zur Theke

vorgegangen ist, noch zwei freie Plätze. Ein Paar, noch jung an Jahren, unterhält sich. Sie sitzen am Fenster. Georg, der mittlerweile Ferdi gefolgt ist, fragt seinen Kumpel, ob sie nicht eine andere Gaststätte suchen sollen. Doch Ferdi war schon unterwegs zum Tisch, wo das Pärchen sitzt. Nach „Entschuldigung“ fragt er die beiden, ob er und sein Freund mit am Tisch Platz nehmen können. Die Frau sagt „Ja, natürlich.“ Ferdi winkt Georg herbei. Nach einem kurzen „Hallo“ sie die Sitzplätze eingenommen. Der junge Mann bietet die Speisekarten an. Georg und Ferdi vertiefen sich in die Karte. Georg meint: „Wenn wir schon in Franken sind, essen wir heute mal ein fränkisches Gericht.“ Sie einigen sich auf „Schäufele“. Die Bedienung kommt herbei und entschuldigt sich, dass heute mit allem etwas dauert. Sie sagt, dass wir nicht mit so einem Ansturm an Gästen gerechnet haben. Es kommt noch hinzu, dass sich eine Kollegin krankgemeldet hat und auf die „Schnelle“ kein Ersatz aufzutreiben war. Als die Bedienung die Bestellungen aufgenommen hat, eilt diese zur Theke. Da erhebt sich der junge Mann und reicht Georg die Hand. „Pfandes“, sagt er und, „Frau von Truchhold.“ „Angenehm, ich bin der Georg und das ist mein Freund Ferdi“, sagt Georg schnell. Die Frau will wissen, woher die beiden kommen. Ferdi beantwortet die Fragen: „Wir kommen alle zwei aus Fürstenfeldbruck und besuchen unseren Onkel, der hier im Krankenhaus liegt“. „Fürstenfeldbruck, das liegt doch bei München“, nimmt Herr Pfannes das Gespräch auf. „Da wurde doch im Museum eingebrochen und wertvolle Gegenstände gestohlen.“ „Sehr kostbare Kunstwerke“, sagt Herr Pfannes weiter. Georg, dem nicht ganz wohl bei der Sache ist, wiegelt ab und sagt nur: „Ja, wir haben davon gehört.“ Dann ist Ruhe. Die jungen Leute befassen sich wieder mit sich. Georg und Ferdi halten sich an Ihren Gläsern fest. Ferdi trinkt ein Bier. Georg hat sich eine Apfelsaftschorle bestellt. Seine Augen werden immer größer, als der Teller mit dem „Schäufele“ vor ihm auf dem Tisch steht. Dazu noch Knödel und Soße. Auch Ferdi stammelt, dass das kaum zu schaffen sei. „Das packen Sie schon“, meint Herr Pfannes, der sich ein paar Bratwürste mit Kraut bestellt. Frau von Truchhold hat eine Salatschüssel vor sich stehen. Nachdem eine Allgemeines „Guten Appetit“ die Runde passiert hat, wird es ruhig am Tisch. Georg, der die Tür im Blickfeld hat, schaut ab und zu vom Teller auf. Wenn ein Herr Limmer plötzlich von der Theke aus in den Gastraum schauen würde, gäbe es für die zwei Freunde kein Entrinnen.

Doch der Herr Limmer ist gerade mit anderen Dingen beschäftigt. Er hat sich in einem Kaffee eine Tasse des braunen Getränks bestellt. Den Gehsteig beobachtend hofft er wohl, diesen Georg Debrotesch zu finden. Die Chancen dafür sind ebenso gering, wie sie es die letzten Wochen waren. Er könnte sich grün und blau ärgern, hat ihn dieser kleine Gauner um ein kleines Vermögen gebracht. Sein Chef, der ehrenwerte Manuel Boccacia, wollte ihn am liebsten erschießen. Doch er versprach ihm hoch und heilig, die Kunstgegenstände zu finden und im vorbereiteten Versteck zu deponieren. Die erste Spur hat sich als total falsch erwiesen. Dieser Herr Altmoser ist in der Tschechischen Republik untergetaucht. Das letzte Mal war er ihn nach Bayrisch Eisenstein gefolgt. In Prag und in Karlsbad war er nah an ihm dran. Er wollte schon aufgeben, da steckte in jemand, dass Franken das Ziel der Diebe sei. Außerdem hat er vom ehemaligen Chef des Debrotesch erfahren, das Debrotesch einmal von Haßfurt geredet hat. Trotzdem. Nun sitzt er hier fest und weiß nicht aus und nicht ein. Seine Fragen nach zwei jüngeren Männern mit einem Lieferwagen, vielleicht noch mit Münchener Kennzeichen, sind im Nichts verlaufen. Er trinkt den letzten Schluck aus der Tasse. Als die Bedienung ihn fragt, ob er noch einen Wunsch habe, bestellt er einen Spezi und noch ein belegtes Brötchen. Während er gerade in das Brötchen gebissen hat und zu kauen anfangen will, verschluckt er sich beinahe. Das sind doch die zwei Münchener gewesen? Er steht auf und geht vor die Tür des Lokals. Niemand ist zu sehen. Er ist sich zu hundertprozentig sicher, dass es seine gesuchten Personen waren. Also denkt er sich, dass die zwei Diebe hier sind. Hier in Haßfurt. Er wird versuchen, im Einwohnermeldeamt an Informationen zu kommen. Auch die Gemeinden und Verwaltungsgemeinschaften im Umkreis besucht er. Schon etwas besser gelaunt als zwei Stunden vorher verlässt er, nachdem er bezahlt hat, das Lokal. Nach ein paar Schritten bleibt er gezwungenermaßen von zwei Frauen mit Kinderwagen am Weitergehen gehindert stehen. Auf der Bank sitzt eine Frau, eingehüllt in einen dicken Wintermantel. Eduard Limmer reagiert schnell. Er fragt die Frau, ob er sich setzen darf. Die Frau lässt Ihren Lesestoff in einer Tasche verschwinden und sagt: "Bitte." Eduard setzt sich. „Funkstille.“ Eduard denkt sich, dass die Frau wohl in seinem Alter sein wird. Aus Ihrer Pudelmütze sieht er ein paar Strähnen schwarzen Haares. Es mögen wohl acht Minuten vergangen sein, als die Frau Eduard anspricht. Dieser ist überrascht. Hat er doch gerade überlegt, wie er an

diese „Amtsperson“ rankommt. Die Dame stellt sich vor. Sie heißt Annemarie Sößler und arbeitet in der Stadtverwaltung. „Aber jetzt muss ich wieder ins Amt“, sagt sie weiter. Zur Freude von Eduard fragt sie ihn, ob sie sich einmal wieder treffen können? Eduard Limmer schlägt vor, sich morgen im Kaffee zu treffen. Um 19.00 Uhr. Frau Sößler ist einverstanden. Eduard Limmer überlegt, nachdem die Frau zur Arbeit gegangen war, wie er den Nachmittag und Abend verbringen soll. Er beschließt, nach Schweinfurt zu fahren.

„Was machen wir heute noch“, fragt Ferdi. „Du bist gut“, antwortet Georg. Wir fahren zurück nach Wetzhausen. Zuvor ab machen wir einen Abstecher nach Mellrichstadt. Ich kenne da von meiner Bundeswehrzeit einen früheren Kameraden. Den können wir einmal besuchen. Danach, wenn es dunkel wird, werden wir die Ware in die Garage, die ich von dem Autohändler gemietet habe, einlagern. Sie verlassen Haßfurt in nördlicher Richtung, um über Stadtlauringen nach Mellrichstadt zu kommen. Als Georg in einem Dorf die Abzweigung nach Wetzhausen sieht, biegt er in diese ein. Ferdi fragt: „Was ist jetzt? Hast Du es, die anders überlegt?“ Georg, der sich auf die Straße wegen einer Schar Kinder konzentrierte, gibt keine Antwort. Erst als das kleine Dorf hinter ihnen liegt, erklärt er Ferdi, dass er umdisponiert hat. Es wird sowieso bald dunkel und außerdem können wir den Transporter gleich zum Händler fahren. Das erworbene Fahrzeug nehmen wir gleich mit. „Was macht der Händler mit unserem jetzigen Transporter“, fragt Ferdi. Georg erklärt daraufhin, dass der Händler das Auto ausschachtet und die einzelnen Teile weiterverkauft. Ferdi wollte noch fragen, ob der Händler das Auto abmeldet. Er lässt dies aber sein, weil Georg seit dem Krankenbesuch nicht gut zu sprechen ist. Außerdem kann es Ihnen egal sein, was mit dem Transporter geschieht. Es dauert nicht lange, da sehen sie Wetzhausen. Sie fahren ins Dorf hinein und halten sich Richtung Anaheim. Am Ortsende biegt Georg auf einen betonierten Weg ab. Hier am Ortsrand sind in viele Gärten angelegt worden. Alle umräumt. „So“, sagt Ferdi, „Nun finde mal die Garage von dem Mann aus Königsberg.“ „Das ist ganz einfach“, antwortet Georg. „Die Grünanlage des Händlers ist offen. Er hat schon lange nicht mehr in dem Garten gearbeitet.“ Tatsächlich auch Ferdi kann in etwas dreihundert Meter eine allein in der Flur stehende Garage entdecken. Sie halten. Georg geht zur Tür und schließt auf. Sie kommen in einen kleinen schmalen Raum. Ein Büroschrank,

ein Tisch und zwei Stühle. Alles ist voller Staub. „Hier drinnen ist es noch kälter als draußen“, sagt Ferdi. Dieser sieht einen Bleistift auf dem Tisch liegen. Georg ist mittlerweile in die Garage gegangen. Es ist eine Doppelgarage. „Hier ist von zu nicht zu langer Zeit noch gearbeitet worden“, meint Georg. „Einige Utensilien, die hier herumliegen, deuten darauf hin.“ Georg klappt einen Lichtschalter runter. Die Deckenlampe, die in der Mitte der Garagendecke angeschraubt wurde, leuchtet auf. In einer Ecke, verdeckt durch eine Plane, steht ein Gasheizgebläse. Georg zieht die Plane weg. Er ist zufrieden. „Willst Du etwa dieses Gebläse anmachen“, fragt er seinen Kumpel. Georg, dem die ewige Fragerie allmählich zu viel wird, sagt: "Wenn Du Dein Hirn mal anschalten würdest, brauchtest Du nicht immer zu fragen.“ "Es war für die Kunstwerke schon nicht von Vorteil, als wir diese im Transporter in der Scheune haben stehen lassen." Hier draußen ist es nicht nur nachts noch kälter. Ich kann an diesen Lüfter mittels einer Schaltuhr den Beginn und das Ende einer Betriebszeit einstellen. Außerdem lässt sich die Temperatur regeln. Ich wundere mich nur, warum dieses Gerät nicht in der Werkstatt des Händlers in Königsberg steht. Was soll es, wir öffnen die Garage, fahren den Transporter rückwärts herein. "Dann laden wir die Ware aus.“ Ferdi öffnet das Garagentor. Georg steigt in den Transporter und fährt ihn zwei Meter in die Garage. Dann holen sie vier alte Paletten, die an der Wand stehen. Zwei Wolldecken, die im Transporter sind, werden herausgeholt und auf die Paletten gelegt. Das Ausladen der fränkischen Kunstgegenstände beginnt. Nach einer guten drei viertel Stunde sind sie fertig. Sie haben auf der Beute Decken gelegt und dann noch zwei Planen darüber. Georg fährt den Transporter hinaus. Wieder in der Garage schiebt er das Gasheizgebläse ein Stück aus der Ecke. Er holt eine fast volle Gasflasche herbei und schließt die Flasche an das Gasheizgebläse an. Dann sucht er eine Steckdose und hofft, dass diese nicht zu weit vom Standort des Gebläses der Gasheizung entfernt ist. Er hat Glück. Die Leitung vom Gasheizgebläse reicht zu einer Steckdose, die er gefunden hat. Der Stecker ist gleich in der Dose. Am Gebläse leuchtet ein kleines Lämpchen rot auf. Dann wird die Uhr eingestellt. Georg stellt ein: achtzehn Uhr bis zweiundzwanzig Uhr als erste Betriebszeit. Dann als zweiten Zeitabschnitt null Uhr bis sechs Uhr. Zum Schluss wird die mittlere Heizstufe noch eingestellt. „Wir werden heute Abend noch einmal hierherkommen“, sagt er. „Hoffentlich funktioniert alles. „Wenn nötig, brauchen wir noch

Gasflaschen.“ Mit diesen Worten schließt Georg zuerst das Tor und dann den Nebeneingang. „Es ist schon achtzehn Uhr vorbei, meint Ferdi“. „Meinst Du, der Händler ist noch in seinem Betrieb?“ Georg antwortet, „wir werden sehen.“ Sie fahren nach Königsberg. Der Meister ist noch da: Das Tor ist offen und in der Werkstatt ist noch Licht. Georg parkt den Transporter in einer Reihe von anderen Fahrzeugen. Da kommt auch schon der Händler mit einem Grinsen im Gesicht aus seiner Werkstatt. „Sie hätten das Fahrzeug gar nicht einparken brauchen“, sagt er. „Ich will es morgen gleich auseinandernehmen.“ Dann bekommen die beiden Freunde erzählt, dass mehrere Kurierfahrer da waren und nach Ersatzteilen gefragt haben. In dieser Jahreszeit kommt es oft vor, dass diese Fahrer vermehrt in Autounfälle verwickelt sind. Sie sind meine meisten Kunden. Sogar von Schweinfurt kommen diese her. Mittlerweile sind sie durch die Werkstatt gelaufen und in ein kleines Büro gekommen. Als Sie am Tisch Platz genommen haben, schenkt ihnen der Händler ein Bier ein. „Es wurde noch nach weiteren Personen gefragt“, sagt der Meister. „Nach zwei jüngeren Herren mit einem Transporter.“ „Keine Bange“, fährt er fort. „Ich wusste von nichts und weiß auch nichts.“ Dann war das Thema erledigt. Georg vermutet, dass der Limmer unterwegs war. Nur gut. Die Beute in einem Versteck, das man schwer findet. In den folgenden Stunden wurde viel Belangloses geredet. Unter anderem erzählte der Händler nach einigen Glas Bier seine Lebensgeschichte. Er ist gebürtiger Schweinfurter und war in seiner Jugend in der Gewerkschaft und einer linken Partei sehr aktiv. Nach dem Abitur und einem Maschinenbaustudium war er bei einer Firma in Schonungen beschäftigt. Mit fünfunddreißig Jahren hat es ihn ins Ausland verschlagen. Die meiste Zeit verbrachte er in Afrika. Dann, mit 55 Jahren wieder in Deutschland, versuchte er eine Anstellung zu finden. Aber das war wohl nichts. So hat er sich diese Autowerkstatt gekauft. Wobei er Spezialaufträge, über die sich nicht näher äußern will, in der Garage in Wetzhausen erledigt hat. Vorbestraft ist er auch. Unter anderen wegen Urkundenfälschung. Jetzt arbeitet er so weiter, wie er gesundheitlich kann. Natürlich müssen auch die beiden Freunde erzählen, woher sie kommen. Was sie machen. Georg sagt, dass alle zwei gebürtigen Münchener sind. Sie betrieben ein kleines Antiquitätengeschäft und fahren zurzeit die Dörfer und Anwesen ab. Es ist schon dreiundzwanzig Uhr dreißig, als die Münchener aus dem Hof fahren. „Haben wir ein Glück, dass wir den Mann gefunden haben“, sagt Ferdi. Georg antwortet nichts darauf.

Eduard Limmer sitzt in seinem Hotelzimmer und macht den Fernseher aus. Wieder ein Tag ohne einen Anhaltspunkt für das Verbleiben der Kunstgegenstände und den beiden Dieben. Einen kleinen Hoffnungsschimmer überkam ihn, als er heute Nachmittag diese Werkstatt in Königsberg besucht hat. Zu gerne hätte er auch einen Blick in die Werkstatt geworfen. Aber der Händler ist nicht von der Stelle gewichen. Er hat ihn nach zwei jüngeren Männern mit Münchner Akzent gefragt. Außerdem, dass ein Transporter älteren Baujahrs in ihrem Besitz haben. Vor einer halben Stunde hat er mit Boccacia telefoniert. Er hat ihn erzählt, dass in München und Umgebung die Ermittlungen wegen des Raubes nur noch punktuell ausgeführt werden. Also werden sie sich im Speziellen auf die Antiquitätenhändler konzentrieren. Ihm soll es recht sein, zumal er den Eindruck hat, dass die Polizei hier in Franken nicht so intensiv bei der Sache ist. Ganz wohl war es ihm nicht, als er heute früh auf der Polizeiwache in Haßfurt war. Mitten auf der Straße hat ihn eine Streife angehalten und ihn auf die Wache gebeten. Warum und weshalb weiß er jetzt immer noch nicht. Die Fragen allerdings zielten darauf ab, herauszufinden, ob er mit dem Raub was zu tun habe und wo die Beute ist. Er hat ruhig und bestimmt klargemacht, dass er hier in Franken Urlaub macht. Nach einer halben Stunde war der Spuk vorbei. Ja, und da ist noch seine Bekanntschaft. Ist es ihm zuerst nur daran gelegen, die Frau dafür zu gewinnen, im Melderegister nach den zwei Dieben zu suchen, so muss er jetzt eine nicht ganz einfache Situation meistern. Nun ja, denkt er, vielleicht braucht er die Hilfe von Annemarie gar nicht. Morgen am Samstag werden Sie sich treffen und nach Bamberg fahren. Er hat schon von der Stadt gehört und dass es dort viele Antiquitätenläden gibt. Vielleicht findet sich dort eine Spur.

Ist man auf der Bundesstraße 19 von Würzburg aus Richtung Bad Neustadt/Saale, kommt man nach circa achtzig Kilometern nach Mellrichstadt. Das Städtchen in der Rhön, dass dank seiner Sehenswürdigkeiten und einer ausgezeichneten Gastronomie, kann in den warmen Monaten des Jahres eine große Anzahl von Touristen in seinen mittelalterlichen Mauern begrüßen. Jetzt im Winter sind es nur wenige Besucher, die die Straßen, Gasthöfe und Hotels bevölkern. Noch vor ein paar Wochen waren die Gewerbetreibende der Tourismusbranche froh auf Ski – und Schlittenfahrer oder auf die

Schneewanderer. Die Schneedecke war fünfzig Zentimeter hoch und jeder konnte seinem Sport ausgiebig nachgehen. Dann ist das Wetter umgeschlagen. Tauwetter setzte ein und hat viele veranlasst, ihre Koffer zu packen und heimzufahren.

Begibt man sich auf einem ausgewiesenen Weg, der den Namen Galgenturmstraße trägt und läuft oder fährt von der Stadtmitte aus in die Richtung Nordost, kommt man in ein Neubauviertel. Da sieht man an den Häusern und Villen, dass es sich um einen Stadtteil handelt, in dem Leute mit sehr guten oder hohen Einkommen leben. Am Ende der gut ausgebauten Straße rechter Hand erstreckt sich ein Grundstück von gut zweitausend Quadratmeter, das von einer Naturhecke umgeben ist. Der Umlauf der Hecke, deren Höhe man auf zwei Meter schätzen kann, wird unterbrochen von einem Tor aus Metallstäben, die reich verziert sind. Das Tor ist einen Spalt offen. Links vom Tor wurde eine Tür, ebenfalls aus Metallstäben gefertigt, montiert. An diesen Gitterstäben ist ein Schild mit einer goldenen Hintergrundfarbe und einem schwarzen Schriftzug befestigt. „Herbert Murk / Edelmetalle, Metalle, Autoschrott.“ Man muss schon nach Passieren des Tores zehn Meter weitergehen, um das Haus im Blick zu haben. Bevor der Besucher zum Haupteingang kommt, kann er links eine Doppelgarage sehen. Im Erdgeschoss befindet sich der hauswirtschaftliche Teil nebst Küche. Oben im ersten Stock angelangt, empfängt einem ein „Wartezimmer“. Helle Möbel: ein Bücherregal, zwei Schränke und eine Sitzecke. In der Mitte der hinteren Wand befindet sich eine Tür. Dahinter ist das Bad. Links sind die Schlafzimmer für Eltern und Kinder und ein Gästezimmer. Rechts ein großes Wohnzimmer und ein Büro. Das Büro ist mit hellen Möbeln ausgestattet und penibel aufgeräumt. Neben einem modernen Festnetztelefon steht ein Faxgerät. Ein Computer steht unter einem Arbeitstisch. Der Schreibtisch hebt sich von der Einrichtung im Zimmer ab. Ein sehr dunkles Braun verrät, dass er nicht in das Programm der Restmöbel passt. Auf dem Schreibtisch liegt eine Unterlage aus. Darauf eine Tastatur. Neben der Unterlage rechts ist die Computermouse. Rechts oben auf dem Schreibtisch wurden zwei Ablagen hingestellt. Ein Flachbildfernseher in einer Schrankwand ist an. Im Programm laufen Landschaftsaufnahmen aus den USA. Auf einem Bürostuhl aus Leder sitzt bzw. liegt ein Mann, der einen Meter achtzig groß sein könnte. Er hat Straßenbekleidung an. Auch seine Schuhe sind nicht für das Haus gedacht. Sein Blick richtet sich zur Decke. Starr und unbeweglich liegt er

da. Als ob er über etwas nachdenkt. Was ist mit ihm? Was hat den „Schrottkönig“ wie er in der ganzen Rhön genannt wird, so aus der „Bahn“ geworfen? Kann er sich doch rühmen, innerhalb kürzester Zeit den gesamten Schrotthandel im Raum Rhön an sich gerissen zu haben. Kann er doch stolz auf seine Familie und auf das Haus sein? Er hat die besten Verbindungen zur Politik und pflegt das Vereinsleben. Und außerdem ist er ein großer Gönner im sozialen Bereich.

Murkn

Herbert Murkn fährt von Berlin kommend in seinem Mercedes 500 in Richtung Frankfurt/Oder. Endlich in der Hauptstadt hat er seine Frau angerufen, dass es wohl oder übel noch ein paar Tage dauern wird, bis er zu Hause sein kann. Ja, es ist ungewöhnlich, dass Herbert Murk längere Zeit weg ist. Normalerweise schickt er seinen älteren Sohn auf die Tagungen oder Vorträge. Mit sechzig Jahren sollte man der Jugend den Vorrang lassen, ist seine Meinung. Aber diesmal musste er doch fahren. Zu wichtig ist ihm das Thema erschienen: „Rohstoffverknappung – Recycling. „Der Staatssekretär im Wirtschaftsministerium, Lehmann, zeigte auf, wie dramatisch die Situation auf den Rohstoffmarkt ist. Für Computer, Handys zum Beispiel gebraucht werden Metalle gebraucht, die nur an wenigen Orten auf der Welt vorkommen. In den meisten Förderländern sind politische Strukturen und Machtverhältnisse, die an eine faire wirtschaftliche Zusammenarbeit zweifeln lassen. Also kommt der Verwertung von Altmetallen eine noch größere Bedeutung zu. Die in Berlin anwesenden Firmenchefs haben ausgemacht, sich gleich nach der Veranstaltung in Berlin nach Frankfurt/Oder zu fahren. Herbert Murk wird aus seinen Gedanken gerissen, als eine große Lampe am Straßenrand blinkt. „Stau.“ Auch das noch. So kommt er eine halbe Stunde nur mit „Stopp und Go“ weiter. Nach diesem Stau kann er zügig weiterfahren und erreicht Frankfurt/Oder. Da das Hotel in einem Gewerbegebiet liegt, erspart er sich die Fahrt durch die Innenstadt und aufwendiges Suchen. Im Konferenzraum stellt er fest, dass er nicht der als letzte angekommene Teilnehmer der Veranstaltung ist. Zu seiner Überraschung stellt er fest, dass auf den Tischen Tagungsunterlagen liegen. Auch ein kleines Schild mit seinem Namen steht auf dem Tisch. Also ist diese Veranstaltung schon länger geplant. alsdann ertönt aus den Lautsprechern, die an der Decke des Saales angebracht wurden ein Gong. Danach fordert eine weibliche Stimme auf, sich auf die zugewiesenen Plätze zu setzen. Herbert Murk setzt sich hin. Auf dem Platz neben ihm sitzt eine jüngere Dame. Fünfzehn Jahre jünger als ich, denkt er. Die Frau würdigt ihm keinen Blick. Sie hat einen schwarzen Hosenanzug an. Eine weise Bluse schaut aus dem Oberteil hervor. Hochgestecktes blondes Haar. Er unterbricht seine Begutachtung und richtet seinen Blick nach vorne zur Bühne hin. Ein Mann so an die fünfundfünfzig Jahre mit einem Bauchansatz, den man durch das dunkle Jackett sehen

kann. Er bittet die Anwesenden zur Ruhe. Nachdem er sich bei den im Saal sitzenden Damen und Herren für ihr kurzfristiges Erscheinen bedankt hat, fängt der an, die Herren an seiner Seite mit Namen zu benennen. Einen hebt er besonders hervor. Es ist Herr Boccacia aus München, der von den Firmenchefs aus Bayern in die Vorstandsriege des Verbandes deutscher Schrott- und Edelmetallhändler gewählt wurde. Nach dieser zehnminütigen Begrüßung stellt sich ein junger, schlanker Mann, auch in schwarz gekleidet, vor dem Mikro. Er stellt sich als Sven Obernau vor. Dieser fährt mit den Ausführungen fort. Nach dem Vortrag müsste jedem klar sein, dass mehr als bisher die Verwertung von ausgedienten Produkten und entsorgten Schrott von großer Bedeutung ist. Rohstoffmangel – und Knappheit durch den enormen, fast schwindelerregenden Verbrauch. Dazu die Abhängigkeit Deutschlands von den Lieferländern verheißen uns für die Zukunft gute, ja sehr gute Geschäfte. Dies bedingt, um ausländische Konkurrenz fernzuhalten, eine Zusammenarbeit der deutschen Abfall- und Verwertungsbetriebe. Wir wollen deshalb einen Arbeitskreis gründen. Herr Obernau hält in seiner Ansprache inne, um einen Schluck Wasser aus dem Glas zu trinken, das neben dem Rednerpult auf dem Tisch steht. alsdann rückt er seine Krawatte zurecht. Dann bittet er um Wortmeldungen. Niemand aus dem Saal hat etwas zu sagen. Herr Obernau spricht weiter. "Da alle zufrieden sind, werden unsere Servicenames die Formulare verteilen. „Bitte schreiben Sie neben Ihren Firmendaten auch darauf, ob Sie in dem Arbeitskreis mitarbeiten wollen." "Ich danke Ihnen.“ Herr Murk hat auch ein Formular bekommen. Nur widerwillig macht er sich daran, das Formular auszufüllen. Eigentlich hat er keine Lust, sich in irgendeine Verbandsarbeit einbinden zu lassen. Ist bisher alleine zurechtgekommen. Soll doch dieser Münchener Boccacia in dieses Gremium. Immer da, wo man sich profilieren kann. Er kennt ihn von Sitzungen des Landesverbands Bayern. Die abgefragten Daten füllt er aus. Nur bei dem Arbeitskreis macht er nicht mit. Vielleicht wenn sein Sohn mit dabei wäre. Diesen könnte man dazu überreden. Er setzt sich in seinem Stuhl aufrecht. Seine Nachbarin hat sich erhoben und ist zu einem anderen Teilnehmer gegangen. Das Formular liegt für jeden einsehbar auf dem Tisch. Murk denkt, na klar, diese Schnepfe muss natürlich dem Arbeitskreis beitreten. Nach zwanzig Minuten werden die Zettel wieder eingesammelt. Ist er der einzige Teilnehmer aus Franken? Nun sieht er doch einige Kollegen aus der Heimat. Sie stehen

zusammen und unterhalten sich. Er stellt sich dazu. Die in der Gruppe zusammenstehenden Unternehmer scheinen von ihm keine Notiz zu nehmen. Die Gründe sind offensichtlich. Sein Geschäftsgebaren gegenüber seinen Kollegen war nicht fördernd. Auch mehrere Versuche, sich in das laufende Thema einzubringen, brachten nichts. Murkn bleibt die ungeliebte Person in Abfall – Unternehmerkreisen. Wenn man nun aber glaubt, dass diese Abweisung irgendeine Reaktion bei dem Unterfranken auslöst, hat sich getäuscht. Murkn lächelt und entfernt sich von seinen „Kollegen“. An einen runden Tisch, der oft auch Stammtisch genannt wird, sieht er neben einen unbekannten Herrn und einer Dame, den Münchner Boccacia sitzen. Nur schnell vorbei denkt er sich. Murkn verhält im Schritt. Er wartet, bis sich Boccacia den an seinen Tisch sitzenden Freunden zuwendet. Dann möchte er hinter Boccacia vorbei huschen. Doch er hat sich geirrt. Boccacia spricht ihn an, als er gerade hinter dessen Stuhl vorbei will. „Ah, der Herr Murk“, ruft er und steht auf. Er bietet dem Münnerstädter einen Stuhl an. „Es ist immer gut, wenn die Bayern zusammenhalten“, meint er weiter. Als sich Murkn gesetzt hat, wird er von den am Tisch Anwesenden gelobt. Sein „Entsorgungsimperium“ ist Gesprächsstoff. Nach einiger Zeit spricht ihn der Herr gegenüber an. Er fragt, ob er an einen weiteren Geschäftszweig interessiert sei? Murkn, der sich erst vor ein paar Wochen eine neue Sortieranlage und eine Autopresse geleistet hat, ist nicht abgeneigt und sagt Ja. Sein Gegenüber, man nennt ihn Heuer, klärt ihn sofort auf, was er zu machen hat. Zuvor weiht er ihn in das Geschäft ein: Wir kaufen seltene Metalle in den afrikanischen Förderländern sehr günstig ein. Seine Firma hat sich in diesen Ländern niedergelassen und schon einige Mitbewerber verdrängt. Die Förderung der Rohstoffe ist sehr preisgünstig. Und außerdem hat er gute Verbindungen zu Regierungen und Verwaltungsstellen in den entsprechenden Ländern. Die Metalle werden mit dem Schiff nach Hamburg gebracht. Murkn ist für den Weitertransport zu den Kunden verantwortlich. Frau Hahn ist für die Kunden zuständig und macht die Disposition. Murkn denkt eigentlich nicht schlecht, dieses Angebot. Bevor er etwas sagen kann, spricht Herr Heuer weiter: Natürlich, sagt er, entstehen durch diese Aktivitäten auch Kosten. Einhunderttausend Euro müsste Murkn beitragen, um mit in das Geschäft zu kommen. Aber auch das ist kein Problem. Die italienische Bank des Herrn Boccacia übernimmt die Finanzierung. Diese Bank finanziert die Geldeinlage. Die Rückzahlung dürfte für Sie kein Problem sein. Haben

sie doch die Einnahmen aus ihren laufenden Geschäften und natürlich die Einnahmen aus dem neuen Geschäft. Herr Murk geht zurück in den Saal. Er hat seinen „Freunden“ klargemacht, dass er sich die Sache noch einmal überlegen will. Er bleibt nicht mehr lange. Auf der Fahrt nach Hause wird ihm klar, dass er sich nicht an dem fragwürdigen Rohstoffhandel beteiligen wird. Er wird das, was er aufgebaut hat, nicht gefährden. Seine neue Schrottpresse, die er sich geleistet hat, kann er auch ohne zwielichtige Geschäfte bezahlen. Zu Hause angekommen fährt er seinen Wagen in die Garage. Dann geht er in sein Arbeitszimmer und stellt den Fernseher an. Nur noch die Rohstoffpreise erfahren, denkt er. Er stellt einen Nachrichtensender ein. Nachdem er den Sender eingestellt hat, setzt er sich auf seinen Bürosessel und kippt die Lehne nach hinten. Die Rohstoffpreise erfährt er nicht mehr. Er ist eingeschlafen.

Georg und Ferdi stehen ratlos im Büro des Herrn Murk. „Ist er tot?“, fragt Ferdi. Georg geht, ohne zu antworten, zum Bürosessel. Er ruft laut: „Herbert.“ Doch Herbert Murk rührt sich nicht. Dann beugt sich Georg über Murk und legt eine Hand auf dessen Brustkorb. Wieder in aufrechter Körperstellung sagt er zu Ferdi, dass sein früherer Kumpel tief schläft. Georg zieht Ferdi zur Tür. Sie gehen aus dem Büro. Dann klopft Georg sehr kräftig an der Tür und wartet. Nichts regt sich. Georg schaut sich um und entdeckt einen Gegenstand aus Metall. Es ist ein kurzes Eisenrohr, das wahrscheinlich nicht aufgeräumt wurde. Er nimmt das Rohr, geht zur Tür und klopft damit auf die Türbeschläge aus Metall. Nach dem zweiten Versuch etwas Zeit verzögert, hören sie eine Stimme, die herein sagt. Sie betreten das Büro zum zweiten Mal und sehen Herrn Murk nun aufgerichtet in seinen Sessel sitzen. Dieser staunt nicht schlecht, als er seinen früheren Kumpel sieht. Nicht gerade begeistert begrüßt Herbert Murk die Münchener. Trotzdem fordert er die beiden auf, sich zu setzen. Natürlich bekommen diese auch etwas zum Trinken. Selterswasser. Wie bei einem solchen Treffen üblich, werden Geschichten aus der Vergangenheit erzählt. Erkundigungen nach der Familie und berufliche Werdegänge ausgetauscht. Nach einem Blick auf die Uhr fragt Herbert Murk, was wohl der Grund des späten Besuches ist. Georg, der sich immer noch nicht sicher ist, ob er Herrn Murk wirklich mit dem Kunstraub konfrontieren soll, weicht erst einmal aus. Er erzählt, dass sie zurzeit in Wetzhausen wohnen, weil sein Onkel in Haßfurt im Krankenhaus ist. Es geht um

Erbangelegenheiten. Der Onkel liegt im Sterben. Sie haben sich verfahren. Deshalb wurde es so spät. Mellrichstadt hat sich dermaßen verändert, dass sie sein Anwesen fast nicht gefunden haben. Er erklärt, dass wie schon gesagt, er als Antiquitätenhändler tätig ist. Nun, er oder er und sein Partner haben einige sehr wertvolle Kunstgegenstände erworben. Diese Kunstgegenstände sind nicht gerade auf legale Weise in ihre Hände geraten. Zurzeit liegen diese in einer Garage in Wetzhausen. Das Problem ist, dass diese Garage kein sicherer Ort ist. Außerdem sollen die Kunstgegenstände so bald wie möglich verkauft werden. Georg hält mit seinen Ausführungen einen Moment inne. Er schaut Herrn Murk an. Dieser hat mittlerweile die Lehne seines Bürosessels in eine senkrechte Position gebracht. Sein Gesichtsausdruck ist angespannt und grimmig. Doch Georg beeindruckt das nicht. Er bittet seinen ehemaligen Freund, die Kunstgegenstände auf dem Gelände seiner Firma in einer Halle oder auch in einem Keller unterbringen zu dürfen. Des Weiteren bittet er um Hilfe bei dem Verkauf, wo er doch bestimmt viele vermögende Leute kennt, die sich für Kunst interessieren.

Herbert Murk ist fassungslos. Sein Gesicht blutrot angelaufen. Er kann sich nicht mehr halten. Er muss sich Luft machen. Er schreit: Da kommen diese Münchener. Im Gepäck geraubte Kunstgegenstände zu mir und wollen mich als Hehler anwerben. Und das kurz vor Mitternacht. Ich fasse es nicht. Mit den Worten, meine Frau bringt mich um, steht er auf und geht in den Flur. Nach einiger Zeit betritt er wieder das Büro. Er hat einen Sicherheitsschlüssel mit einem Namensschild in der Hand. Vor Georg bleibt er stehen. Er gibt ihm den Schlüssel und sagt zu ihm: „Ein Erdkeller“. An der Straße nach Bad Neustadt neben einer Kreuzmarter. "Mehr kann und will ich nicht tun.“ Dann zeigt er zur Tür. Georg und Ferdi verlassen das Anwesen und setzen sich in das Auto. „Einen schönen Freund hast Du“, sagt Ferdi zu Georg. Georg überhört die Bemerkung und sagt: "Den Erdkeller werden wir uns gleich einmal ansehen." Er lässt den Lieferwagen an und fährt Richtung Bad Neustadt. Nach einem halben Kilometer, gerechnet ab der letzten Wohnbebauung, sieht Ferdi linker Hand eine Kreuzmarter. Daneben sehen sie in einer hohen Böschung eingebaut eine Tür, die an einer Steinfassung festgemacht ist. Georg hält direkt vor dieser Tür. Dann gibt er Ferdi die Anweisung, die Motorhaube des Lieferwagens zu öffnen und das Warndreieck aufzustellen. Er soll

einen Motorschaden vortäuschen. Während Ferdi das Warndreieck aus dem Wagen holt und sich nach dem Aufstellen desselben an der Motorhaube zu schaffen macht, nimmt Georg die Taschenlampe und begibt sich zu Kellertür. Die ist im einwandfreien Zustand. Es sieht fast so aus, als ob die Tür erst vor Kurzem brandneu angebracht wurde. Auch die Türbeschläge sehen wie neu aus. Georg steckt der Schlüssel ins Schloss und macht die Tür auf. Er richtet den Strahl der Lampe vor sich nach unten und lässt den Lichtkegel Stufe für Stufe den Stufen folgend in den Keller gleiten. Während er dem Licht folgend Schritt für Schritt zum Kellerraum schreitet, bemerkt er, dass die Steinstufen zum Teil aufgebessert wurden. Einige Stufen sind neueren Datums. Es ist hier unten wärmer als oben auf der Straße, merkt er. Auf mindestens dreißig Quadratmeter schätzt er die Größe des Kellers ein. Bis auf die Höhe. Wenn einer einen Meter achtzig groß ist, muss er leicht gebeugt gehen. Beim Hinaufgehen steht für ihn fest, dass die Kulturgüter hierhergebracht werden. Ferdi, der um sich schauend an dem Fahrzeug mit der geöffneten Motorhaube steht, merkt nicht, wie Georg den Keller zu schließt. Georg dippt ihn von hinten auf die Schulter und sagt: „Wir fahren.“ Sie fahren schon eine gute Wegstrecke, als Ferdi das Schweigen bricht und fragt: „Und was ist nun mit dem Keller?“ Georg ganz kurz und bündig: "Wir werden die Ware umlagern.“ „Die Beschaffenheit und Größe stimmen und auch die Temperatur.“ „Wir brauchen auch keine Heizung.“ „Na wunderbar und wann?“, meint Ferdi. „Ich denke, wir verladen um zweiundzwanzig Uhr heute Abend auf den Lieferwagen.“ „Danach bringen wir alles in den Keller.“ Sie nähern sich Stadtlauringen. Als sie am Marktplatz vorbeifahren, stößt Ferdi Georg an. Er ruft aufgeregt: „Da vorn an der Gaststätte ein Auto mit Münchener Kennzeichen.“ Georg antwortet gelassen: „Es kann auch ein Vertreter sein, der hier für eine Firma aus dem Münchener Raum arbeitet.“ Als die nächtlichen Umrisse "von Wetzhausen" zu sehen sind, beschießt Georg an der Garage vorbeizuschauen. Dort angekommen läuft er zum Tor und außen herum. Erleichtert stellt er fest, dass die Schlösser unversehrt und auch niemand versucht hat, in die Garage zu kommen. Der Morgen kündigt schon an. Es wird schon hell, als die beiden Diebe den Lieferwagen in die Scheune am Haus stellen. Ferdi, der anscheinend noch keine Müdigkeit verspürt, fragt Georg, als sie das Haus betreten, was geschieht nun mit der Ware? Dieser hat keine Lust zu antworten. Wortlos geht er ins Bad und kommt im Schlafanzug wieder heraus.

Ferdi bleibt nichts anderes übrig, als sich ebenfalls hinzulegen.

Um die Mittagszeit des gleichen Tages sitzt Eduard Limmer an einem mit Geschirr und Besteck belegten Tisch in einer Gastwirtschaft in Stadlauringen. Sein Chef, der Herr Boccacia sitzt ihm im Nacken. Immerhin, so glaubt Limmer, ist er seinem Ziel, die Kunstgegenstände zu finden, nähergekommen. Er weiß schon seit Beinpaar Tagen, dass die Gegenstände in einer Garage in Wetzhausen liegen. Um dieses herauszubekommen, hat er einem Werkstattbesitzer, der in Königsberg Gewalt angedroht und schließlich eine ansehnliche Summe Geld gegeben. Sein Problem ist, in welcher Garage die Kunstgegenstände sind. So hält er sich am Tage in Wetzhausen an verschiedenen Stellen auf, um nach den beiden Männern und einem Lieferwagen Ausschau zu halten. Bis jetzt ohne Erfolg. Personen und Wagen scheinen wie vom Erdboden verschluckt. Limmer nimmt sich vor, heute einen Spaziergang um Wetzhausen zu machen. Bisher hat er sich nur um die Garagen im Ort gekümmert. Es sind bestimmt auch Garagen außerhalb gebaut worden. Die Wahrscheinlichkeit, endlich zu einem Erfolg zu kommen, schätzt er nun größer ein. Eine junge Dame kommt an seinem Tisch. „Der Chef lässt fragen, ob Sie einen längeren Aufenthalt geplant haben?“, spricht sie ihn an. „Zwei bis drei, eher zwei Nächte werden es schon noch werden.“ Entgegnet Limmer. Eine halbe Stunde später sieht man einen Mann, der aus einem Auto steigt. Die Autotür offen auf dem Fahrersitz sitzend, zieht er sich mittelhohe gefütterte Stiefel an. Da es sehr kalt ist, ist dies auch von Vorteil. Ein Wintermantel, gut wattiert und eine Pelzmütze auf den Kopf. So beginnt Eduard Limmer seinen Erkundungsgang. Geparkt hat er seinen Wagen auf einen Feldweg unweit der Straße. Er wird zuerst das Gelände nördlich von Wetzhausen begehen. Schon nach kurzer Zeit sieht er die Abgrenzungen einzelner Gartengrundstücke. Er stellt fest, dass die in den Gärten gebauten Gartenhäuser viel zu klein sind. Die Wände bestehen aus Holzbrettern. Die Dächer auch aus Holz mit Dachpappe beschlagen. Er vermutet, dass die Böden ebenfalls mit Holz belegt sind. Außerdem wurden die Häuser sehr weit in die Gärten hinein gebaut. Er hat schon die Hoffnung aufgegeben, ein Gartenhaus zu finden, in dem man mehrere Gegenstände lagern kann. Da entdeckt er ungefähr dreihundert Meter weiter ein Gebäude aus Stein. Es könnte eine Garage sein. Schnellen Schrittes läuft er zum betreffenden Grundstück. Es ist eine Garage. Die Tür, die in ein kleines

Nebengebäude führt, ist natürlich verschlossen. Nebst dem das Tor. Durch die Fenster kann er auch nicht schauen. Sie sind von innen verhängen. Außen wurden Gitter angebracht. Wenn überhaupt, denkt er, kann er nur durch das Tor hineinkommen. Er verlässt das Grundstück mit der Garage und geht mit schnellem Schritt zurück zu seinem Auto. Einige Minuten später hält er vor der Garage. Er geht zum Kofferraum und holt den Werkzeugkasten heraus und macht ihn auf. Dann wühlt er im Kasten herum in der Hoffnung, ein geeignetes Werkzeug finden. Zu guter Letzt stülpt er den Kasten um, sodass sämtliche Utensilien herausfallen. Seine Gesichtszüge hellen sich auf, als er unter den am Boden liegenden Werkzeugen ein Sägeblatt einer Eisensäge entdeckt. Er nimmt es und legt es beiseite. Die anderen Werkzeuge wirft er in den Kasten zurück und hebt diesen in sein Auto. Dann nimmt er das Sägeblatt auf und schaut sich um. Niemand auf weiter Flur denkt er. Am Tor setzt er das Sägeblatt am Schlossbügel an. Bei aller Kraftanstrengung kommt er keinen Millimeter voran. Einen Ritz kann man sehen. Mehr nicht. Dann bricht ihn auch noch das Sägeblatt. Er flucht und geht zur Tür des Nebengebäudes. Auch hier ist kein Fortkommen. Zurück zum Tor. Er schaut das Schloss von beiden Seiten an. „Toolbox“ steht hier. Nun ist alles klar. Bei diesem Stahl ist mit diesem Sägeblatt und anderen Sägen nichts zu erwarten. Nachdem er die beiden Hälften des Sägeblattes in den Kofferraum geworfen hat, setzt er sich ins Auto. Eine Flex mit den richtigen Trennscheiben ist notwendig, denkt er. Die wird er sich besorgen und mit einem Transporter wieder hierherkommen. Noch am gleichen Tag fährt Herr Limmer nach Schweinfurt, um sich in einem Fachgeschäft das Werkzeug zu besorgen. Leider kann er für heute Abend keinen Transporter bekommen. Bei drei Verleihfirmen hat er es versucht. Nichts zu machen. Erst morgen früh ab zehn Uhr kann er einen Transporter haben. Ein Treffen mit seiner neuen Bekannten steht heute auch noch an. Limmer ist gerade in seinem Zimmer in Stadtlauringen angekommen, da klingelt sein Handy. Es ist Herr Boccacia. Limmer, der bis zu diesem Anruf gut gelaunt war, muss erst einmal hinsetzen. Herr Boccacia hat ihn gewarnt und gebeten, sehr vorsichtig zu sein. Es interessiert sich noch eine Organisation für die Kunstgegenstände. Wie Herr Boccacia herausbekommen hat, ist der Verein „Fränkischer Aufbruch“ hinter den Gegenständen her. Auf jeden Fall hat Herr Boccacia Besuch von zwei Herren bekommen. Die zwei Herren sagten ihm klipp und klar, dass es bekannt ist, dass er

Boccacia in Franken nach den Kunstgegenständen suchen lässt. Sie haben ihm eine Zusammenarbeit angeboten. Es nicht Boccaccios Naturell, sich mit möglichen Partnern einzulassen, die er nicht kennt. Darum sagte er Nein zu dem Angebot, nachdem er von Herrn Limmer erfahren hat, dass die Kunstgegenstände bald in München sein werden. Nach einer nochmaligen Warnung ja vorsichtig zu sein, legt Herr Boccacia auf.

Zur gleichen Zeit betreten in Haßfurt zwei Personen ein Hotel. Ein Mann und eine Frau. Beide von schlanker Statur und schwarz gekleidet. Das gleichaltrige Paar ist schon fünf Tage in der Gegend. In München haben sie ein Detektivbüro. Sie wurden von einer Agentur beauftragt, in der Gegend um Haßfurt herum nach einem Herrn Limmer und noch zwei Personen zu suchen. Zumindest lautete der Auftrag bis vor zwei Tagen so. Zunächst schien der Auftrag wenig Aussicht auf Erfolg zu haben. Aber wie es der Zufall will, entdeckten sie die Zielperson in Stadtlauringen. Nach den Befragungen einiger Personen, wobei sie sich als Beamte des Bundesnachrichtendienstes erkennen gaben, standen sie vor ihrem Auto auf dem Marktplatz von Stadtlauringen. Die Befragungen mehrerer Personen hat nichts ergeben. Keine Hinweise auf die Gesuchten. Da erblickte die Frau, die sich rückwärts an Auto gelegt hatte, Herrn Limmer. Dieser hatte das Hotel gerade verlassen. Sie macht ihren Kollegen auf ihre Entdeckung aufmerksam. Sofort sind sie in den Wagen gestiegen, um Herrn Limmer zu verfolgen. Als sie festgestellt haben, dass Herr Limmer Richtung Schweinfurt fährt, beschließen sie, nach Stadtlauringen zurückzufahren.

Hubertus von Greifenklau ist sehr erfreut. Gerade hat er von seinem Büro in München erfahren, dass er guter Dinge sein kann, dass die fränkischen Kunstgegenstände bald in seinen Besitz sein werden. Erst vor einem halben Jahr ist er aus der Schweiz, nach Deutschland gekommen. Nach Franken in die Heimat seiner Eltern ist er umgesiedelt. Die Burg seiner Eltern in der fränkischen Schweiz ist einem

miserablen Zustand. Nicht nur große Flächen der Außenburgmauern bedürfen dringend einer Renovierung. Auch das Dach müsste neu eingedeckt und sechs Räume wohnlich gemacht werden. Das kostet Geld. Viel Geld. Schon mit acht Jahren wurde er von seinen Eltern in ein Schweizer Internat gebracht. Dort machte er sein Abitur. Anstatt wieder nach Deutschland zurückzukommen, machte er seinen Eltern klar, in der Schweiz leben zu wollen. Es war für ihn kein Problem. Er hat in Deutschland keine Freunde und seine Eltern akzeptierten seine Entscheidung. Emotionale Empfindungen oder Bindungen an Deutschland oder Franken hatte er nicht. So fing er an, Volks – und Betriebswirtschaftslehre zu studieren. Nach sechs Semesterblöcken warf er das Studium hin. Er nahm ein Studium mit den Fächern Kunst und Geschichte an. Russisch und Französisch dazu. Die englische Sprache beherrschte er sowieso. Nebenbei arbeitete er bei einem bekannten und erfolgreichen Antiquitätenhändler in Zürich. Der schon etwas ältere Herr fragt ihn nach einjähriger Tätigkeit bei ihm, ob er nicht Lust hätte, ins Geschäft einzusteigen. Hubertus sagte sofort zu. Sein Studium hatte er zu dieser Zeit mit Erfolg abgeschlossen. Unter Anleitung des „Alten“ wurde er sehr bald ein anerkannter Händler und talentierte Kunstkenner. Er lernte zahlreiche Kunstmäzene, Liebhaber und sehr vermögende Leute kennen. Auch Leute, die beim Kauf eines Kunstgegenstandes nicht danach fragten, woher die Ware kommt. Auf einer Vernissage lernte er seine Frau kennen. Sie ist die Tochter eines Vorstandssitzenden eines Züricher Bankhauses, der ihr zu ihrem achtundzwanzigsten Geburtstag ein Bild schenken wollte. Sie verliebten sich und haben nach einem Jahr geheiratet. Allerdings ohne die Zustimmung ihres Vaters. Der Herr hatte für sie den Sohn eines Vorstandskollegen ausgesucht. Sie suchten und fanden eine sehr komfortable Wohnung. Seine Frau ist noch in Zürich geblieben. Sie ist sich nicht sicher, ob sie überhaupt nach Deutschland kommen soll. Vor einem halben Jahr sind seine Eltern bei einem Verkehrsunfall gestorben. Gleich nach der Beerdigung hat er eine Bestandsaufnahme gemacht. Den Großteil der Ländereien und Waldbestandes haben die Eltern schon seit Jahren veräußert. Wahrscheinlich um seinen Aufenthalt in der Schweiz möglich zu machen. Geblieben sind kleinere Grundstücke in unmittelbarer Nähe der Burg. Und die Burg. Um die Burg zu erhalten, muss er investieren. Er ließ Kostenvoranschläge über verschiedene Bauabschnitte machen. Das Ergebnis ist für ihn sehr ernüchternd. Die Kosten sind so hoch, dass

er neben seinem Ersparten auch seine Wertpapiere verkaufen müsste. Die Kredite, die er hätte aufnehmen müssen, verschlingen so viel an Zins und Tilgung, dass er seinen bisherigen Lebensstil nicht halten konnte. Es wäre auch das Ende seiner Ehe. Für ihn stand es fest, das Vorhaben nicht durchzuziehen und zu versuchen, die Burg und die Ländereien zu verkaufen. Ja, bis vor ein paar Monaten. Da hat er das Münchener Kasino aufgesucht. Er ist kein Spieler in dem Sinn, was die Sucht angeht. Doch ab und zu reizt ihn nicht nur das Spielen. Auch die Atmosphäre und die Leute. Da er geschäftlich in München zu tun hatte und sein nächster Termin erst am Folgetag war, musste er sich den Abend vertreiben. So hat er sich die Krawatte umgebunden und hat um zweiundzwanzig Uhr das Kasino betreten. Es waren um diese Uhrzeit doch mehr Leute anwesend, als wie er sich das vorgestellt hat. Das Durchschnittsalter des Publikums schätzt er um die fünfundvierzig Jahre ein. Wobei der größte Teil der Anwesenden nicht an den Spieltischen gesessen oder gestanden war. Die Sessel und Sofas, auch die Stühle waren belegt. Die Leute hatten sich mit diversen Getränken zu Gesprächen gesetzt. Also blieb ihm nichts anderes übrig, sein Glück zu versuchen. Hubertus hatte nach neun Spielen kein Glück und schon zwanzigtausend Euro verloren. Seine Schmerzgrenze hat er für diesen Abend auf dreißigtausend festgesetzt. Er hat noch einmal zehntausend eingesetzt. Seine Hoffnung war, wenigstens sein verlorenes Kapital wieder zu gewinnen. Und siehe, er hatte wirklich Glück. Nach zwei Spielen konnte er einen Überschuss von fünftausend Euro verbuchen. Er hat sich vom Spieltisch entfernt, um zur Theke zu gehen. Dort angekommen setzte er sich auf den einzigen noch nicht belegten Barhocker. Auf den zwei Hockern links von ihm saß ein junges Pärchen. Rechts zwei Herren im mittleren Alter. Die beiden Herren haben sich sehr laut unterhalten. Wohl auch deshalb, weil sie die Musik übertönen müssen. Nachdem er von der Bardame einen Whisky mit Soda erhalten hatte, musste er zwangsläufig am Gespräch der beiden Herren rechts von ihm teilhaben. Und das war recht interessant. Sie unterhielten sich über einen Raub, der am Beginn des Oktoberfestes passiert ist. Zuerst hat man vermutet, dass eine angeblich mafiaähnliche Organisation den Raub organisiert hat. Man hatte auch Herrn Boccacia in Verdacht. Er, ein angesehener Bürger der Stadt, ließ das nicht ruhen. Er beauftragte einen Herrn Limmer, um die geraubten Kulturgüter zu suchen. Er soll diese dann wieder nach München bringen. Jetzt verdächtigt die Polizei zwei Diebe, die sich bisher mit kleineren

Straftaten hervorgetan haben. Die Spur führt nach Franken. Speziell nach Haßfurt. Es gibt es von der Beute keine Spur. Der Erzähler führte noch weiter aus, dass er gute Verbindungen ins Polizeipräsidium haben und er sich mit Herrn Limmer regelmäßig am Stammtisch trifft. Viele Besucher des Kasinos hatten sich kurz nach 01:00 Uhr wieder auf den Heimweg gemacht. Auch Hubertus ging durch das große Portal hinaus auf die Straße. Ein frischer Wind weht ihm entgegen. In seinem Hotel, das unweit des Kasinos liegt, angekommen, steuerte er auf die Rezeption zu. Dort waren Zeitungen ausgelegt. Hubertus weckte den Portier, der sich wohl in einem Raum hinter der Rezeption hingelegt hatte. Hubertus bekam seinen Zimmerschlüssel. Bevor er sich zum Aufzug begeben hat, kaufte er noch eine Zeitung. In seinem Zimmer angekommen, wirft er die Zeitung auf einen Schreibtisch. Er wollte sich der Dusche zuwenden, da liest er eine Artikelüberschrift: Oktoberkunstraub noch nicht aufgeklärt. Polizei kommt nicht weiter. Hubertus, der sich nach seinem Bett geseht hatte, nimmt die Zeitung in die Hand. Er hat die Zeitung wieder hingelegt, sich ausgezogen und geduscht. Früh um halb zehn frühstückt er im sehr modern eingerichteten Frühstücksraum. Die in der Nacht gekaufte Zeitung nahm mit zum Frühstück. Nachdem er ausgiebig gefrühstückt hatte, hat er die Zeitung in die Hand genommen. Sehr interessant findet er den Artikel über den Raub. Vor allem die Beschreibung sehr wertvoller einzelner Exponate. Zum Beispiel über die Bamberger Kaiserkrone. Da kam ihn eine Idee. Wenn die Kunstgegenstände noch nicht gefunden wurden, warum sollte er sie nicht finden. Leicht könnte er mit dem Erlös sein Bau – und Renovierungsvorhaben realisieren. Verbindung zu eventuellen Käufern hat er ja. Er will ja nicht den ganzen Raub. Einzelne wertvolle Exponate tun es auch. Er verrannte sich so in diese Vorstellungen, dass er sich vorgenommen hatte, gleich an die Umsetzung zu gehen. Hubertus ruft die Bedienung an, und um ein Telefonbuch zu bitten. Dieses wurde ihm in kürzester Zeit gebracht. Im Branchenteil sucht er nach einem Detektivbüro. Er ist nicht überrascht, dass es eine Unzahl von Leuten gibt, die sich als Detektive ausgeben. Auf gut Glück wählt er eine Nummer. Am anderen Ende der Leitung meldet sich eine Frau: „Büro Fuchs, Ermittlungen aller Art“, Hubertus vereinbart einen Termin um fünfzehn Uhr “ im Kaffee im „Deutschen Museum“. Dann hat er seine Frau angerufen und ihr erklärt, dass er erst um einundzwanzig Uhr zu Hause sein wird. Bis zur vereinbarten Zeit ist es noch eine Weile hin. Darum lässt er sich mit

einem Taxi zur Alten Pinakothek fahren. Aus der wurden die Kunstgegenstände geraubt. Nachdem er sein Eintrittsgeld bezahlt hat, begibt er sich zu der Stelle im Museum, wo einst die Gegenstände gestanden haben. Die Tische und die aufgebrochenen Vitrinen stehen noch da. Natürlich auch ein Hinweis auf dem Raub. Da entdeckt er auf einem der Tische einen Stoß DIN A 4 Seiten und nimmt das oberste Blatt. Auf dem Blatt sind all die Gegenstände und Auslagen aufgeführt, die ausgestellt waren. Mit fetter Schrift wurden die besonders wertvollen Stücke hervorgehoben. Hubertus steckte das Blatt ein und verlässt das Museum. Unweit des Museums entdeckte er einen Taxistand. Nachdem er an dem Stand angekommen war, setzte er sich auf den Rücksitz des ersten Wagens. Er hat den Fahrer sein Ziel angegeben. Weit vor der Zeit ist Hubertus am Deutschen Museum angekommen. Er setzt sich trotz des kalten Wetters auf eine Parkbank. Nun hat er Zeit, um über sein weiteres Vorgehen nachzudenken. Um vierzehn Uhr dreißig macht er sich auf, um in das Café zu gehen. Er bestellte sich ein Gedeck: Kaffee und ein Stück Käsekuchen. Kaum mit den Kuchen fertig, bemerkte er zwei Personen neben sich stehen. Eine Frau und einen Mann. Sie stellten sich als die Mitarbeiter der Detektei vor, die er angerufen hatte. Hubertus hat dann den beiden Detektiven die Plätze angeboten. Gleich am Anfang hat er den beiden klargemacht, dass der Auftrag sehr delikat ist. Er bewegt sich haarscharf an die Grenzen des Gesetzes und es kann schon vorkommen, dass die Legalität bei bestimmten Handlungen überschritten werden kann. Bevor er die Einzelheiten darlegen kann, müssen sie darüber im Klaren sein. Das Paar hat sich nach diesen Ausführungen von den Stühlen erhoben und ist nach draußen gegangen. Eine viertel Stunde hat Hubertus warten müssen. Als sich die Detektive wieder gesetzt hatten, fing der Mann zu reden an: "Wir sind grundsätzlich bereit, den Auftrag zu übernehmen." "Außer den Spesen und notwendigen außerordentlichen Aufwendungen, die extra abgerechnet werden, muss natürlich das Honorar stimmen." "Also fünfzehntausend." Hubertus hatte sofort zu gesagt. Dann hat er angefangen zu erklären: Sie müssen diesen Mann suchen. Mit diesen Worten überreichte er ein Bild. Er heißt Eduard Limmer und sucht für einen Herrn Boccacia die Kulturgüter, die am Oktoberfest geraubt worden sind. Dieser Boccacia verkehrt in den höchsten Kreisen in München. Es wird darüber geredet, dass er zur Mafia gehört. Der Herr Limmer hält sich in der Gegend um Haßfurt, die Stadt liegt in Unterfranken auf. Zwei weitere Zielobjekte sind zwei

junge Männer, von denen die Polizei ausgeht, dass sie den Raub begangen haben. Auch diese halten sich im Raum Haßfurt auf. Ihre Aufgabe ist es, den Herrn Limmer oder die zwei Männer zu finden, um an die Kunstgegenstände zu kommen. Halten Sie die Zielpersonen fest, wann sie wissen, wo die Ware ist. Sichern sie die Lagerstätte und organisieren sie den Abtransport. Die Ware wird dann an einen von mir noch zu bestimmenden Ort gebracht. Bestimmte Exponate werde ich auswählen. Der Rest wird samt Bus irgendwo abgestellt. Hubertus von Greifenklau hatte die zwei Agenten während seiner Ausführungen beobachtet und bemerkt, dass sie sich an bestimmten Stellen seiner Rede einen Blick zugeworfen haben. So hat es ihn auch nicht verwundert, als sie vor der Tür gegangen und sich besprochen haben. „Wir nehmen den Auftrag an“, sagte die Frau. „Aber nur, wenn Sie noch zehntausend hinzulegen.“ Hubertus schluckte. Noch zehntausend? Schließlich stimmte er zu. Nachdem Telefonnummern ausgetauscht worden sind, war die Besprechung zu Ende.

Polizeiwache Haßfurt. Zehn Uhr. Die Kommissare Hambichl und Schmitt betreten fast zeitgleich die Wache und treffen am Kaffeeautomaten zueinander. Mit einem gleichzeitig ausgesprochen „Guten Morgen“ gehen beide ihr Büro und setzen sich auf die Stühle. Hambichl nimmt einen Schluck aus seiner Tasse und fängt, bevor sich Schmitt hingesetzt hat, zu erzählen an: In München ist man sehr unzufrieden mit unserer Arbeit. Man hat sich Fortschritt bei den Ermittlungen gewünscht. Ein angesehener Bürger der Stadt wurde vernommen. Ein Herr Boccacia. Er bestreitet natürlich, mit dem Raub etwas zu tun zu haben. Aber lange kann er die Leugnung an dieser Beteiligung nicht mehr aufrechterhalten. Wir haben doch letzten Dienstag einen Wagen mit Münchener Kennzeichen fotografiert. Das Auto gehört einen Herrn Limmer. Und dieser Herr Limmer arbeitet für Herrn Boccacia. Wir wissen auch, dass sich Limmer in Stadtlauringen eingemietet hat. Ich habe unsere Kollegin Frau Hartmann auf den Herrn Limmer angesetzt. Sie gibt uns täglich einen Observierungsbericht. Der Kultusminister bekommt starken Druck vom Haus Wittelsbach. Die Rückkehr des Erbprinzen von Bayern wird sich wegen des Unfalls noch um Wochen verzögern. Bis dahin, so der Justizminister, sollten die Kunstgegenstände wieder an ihren Plätzen sein. Ja, und von den beiden Räufern haben wir noch keine Spur. Bis auf die fast erzwungene Aussage des Autohändlers in Königsberg.

Dieser konnte oder wollte uns auch nicht mehr sagen, dass er einen Transporter an zwei jüngere Herren verkauft habe. Hambichl steht auf und geht auch Schmitt zu. „Also mein lieber Herr Schmitt“, sagt er, „ich möchte mich von Ihnen verabschieden.“ Oberkommissar Schmitt schaut erstaunt. „Die Dienststelle in München ist der Meinung, dass Sie hier in Haßfurt die Ermittlungen alleine weiterführen können.“ Er wünscht Schmitt noch eine gute Zeit und viel Erfolg. Die Kommissare geben sich die Hände. Ein paar Sekunden später sitzt Oberkommissar Schmitt allein im Büro. Schmitt geht hinaus auf den Flur. Sein Ziel ist die Kaffee- Ecke. Er füllt seine Tasse voll und geht in die Kommunikationszentrale. Er will sich geradesetzen, als Polizeimeisterin Frau Hartmann hereinkommt. Frau Hartmann ist nach ihrer Ausbildung wie bei der bayerischen Polizei so üblich, nach München versetzt worden. Nach einem Vierteljahr konnte sie hier nach Haßfurt gehen. Von einigen Polizeikollegen wurde sie am Anfang ihrer Tätigkeit hier in Haßfurt nicht gerade wohlwollend beachtend. Doch sie hat Qualitäten und vor allem Dingen Qualifikationen. Sportlich ist sie ein Ass. Aber auch in den polizeispezifischen Fächern hat sie so manchen Mann hinter sich gelassen. So konnte sie auch den letzten Mann von sich überzeugen. Oberkommissar Schmitt bietet Frau Hartmann einen Stuhl an. Dann geht er hinaus, um Ihr einen Kaffee zu holen. Er glaubt, dass seine Polizeimeisterin einen starken Kaffee gebrauchen kann. Nachdem Frau Hartmann einen Schluck aus der Tasse genommen hat, berichtet sie ihren Vorgesetzten: Herr Limmer, den sie über Tage und Nächte beobachtet hat, plant eine Aktion. Er hat sich in Schweinfurt einen Transporter besorgt. Davor versuchte er, das Schloss einer Garage aufzubringen. Sie glaube, dass in der Garage die geraubten Gegenstände sind. Oberkommissar Schmitt freut sich. Endlich einmal etwas Konkretes, um der Lösung näherzukommen. Er ist wie sie auch der Meinung, dass Herr Limmer heute Nacht seine Aktion starten wird und er die Kunstgegenstände wieder nach München bringen will. Sie beschließen, heute einundzwanzig Uhr, die Aktion Garage zu starten. Die Vorbereitungen werden sofort getroffen. Schmitt schickt Frau Hartmann nach Hause, um Ihr die Gelegenheit zu geben, sich auszuruhen. Oberkommissar Schmitt fährt mit Polizeihauptwachtmeister Vogel nach Wetzhausen. Sie wollen für den abendlichen Einsatz die örtlichen Gegebenheiten erkunden.

Erdkeller

Peter Moserl, Chef und Oberbibliothekar in der "Alten Pinakothek", steigt die Treppe hinunter. Er schließt die Tür zum königlich – bayrischen Archiv auf, die sich im zweiten Kellergeschoss der „Alten Pinakothek“ befindet. Vor einer halben Stunde war er noch im Bürgerbräukeller. Er hat sich ein komplettes Menü geleistet. Eine Nudelsuppe, ein Jägerschnitzel und zum Nachtsch eine Schokocreme. Das Essen war sehr gut. Trotzdem konnte es seine Stimmung nicht aufhellen. Am Montag hätte ihn beinahe der Schlag getroffen. Er war keine fünf Minuten an seinem Schreibtisch, als die Polizei angerufen hat. Ruhig und sachlich, als ob es das Normalste von der Welt sei, wurde ihm mitgeteilt, dass oben aus dem Museum neben den anderen Kulturgütern auch die Exponate aus dem Wittelsbacher Ausgleichsfonds gestohlen wurden. Das fränkische Herzogsschwert und alle anderen dem Haus Wittelsbach wichtigen Gegenstände. Den Herrn des Hauses, den Erbprinzen von Bayern, konnte er den Raub nicht melden. Er befindet sich auf einer Reise quer durch China und kommt erst in vier Wochen wieder. Am Freitag vor der Eröffnung des Oktoberfestes ist er abgereist. Ihm Mosel bewegt dieser Diebstahl sehr. War er doch einer der Befürworter, der darauf gedrungen hat, dass Exponate aus der Stiftung in das öffentliche Museum überführt und ausgestellt werden. Nur weil er den Erbprinzen von der Notwendigkeit überzeugen konnte, stimmte dieser mit schweren Bedenken zu. Die Wittelsbacher hängen an den fränkischen Kunstschatzen, die ihnen 1923 nach dem Sturz der Monarchie mit dem Wittelsbacher Vertrag zugesprochen wurde. Die einzige Hoffnung, die Herrn Mosel bleibt, ist die, dass die Kunstgegenstände wieder aufgefunden werden, bevor der Erbprinz zurückkommt. Seinen Flug kann er stornieren. Er wollte mit seiner Familie auf die Malediven. Er wird zu Hause Urlaub machen und ab und zu im Archiv nach dem Rechten schauen. Seine Dienstvertretung, ein Archivar aus dem Fränkischen, wird auf jeden Fall die anfallende Arbeit übernehmen. Er geht zum Kaffeeautomaten und ist gerade dabei, das Wasser einzufüllen, als die Tür aufgeht. Rosemarie Angermeier kommt herein und schließt die Tür. „Ich habe eine sehr traurige Nachricht“, fängt sie ohne Begrüßung anzureden. Mosel sagt nur: „Noch eine Hiobsbotschaft?“ Anschließend schaltet er die Kaffeemaschine an und setzt sich an den

Schreibtisch und fordert Rosemarie auf zu berichten. Frau Angermeier rückt einen Stuhl zurecht. Sie geht, bevor sie sich hinsetzt, zwei Tassen Kaffee holen. Dann berichtet sie Herrn Peter Moserl davon, dass der Erbprinz in China sehr schwer verunglückt ist. Sie hat diese knappe Auskunft vom Rechtsanwalt Wihler gehört. Wenige Minuten später erreicht sie einen Anruf. Es war Paul Unister, ein Angestellter des Hofes, der das Vergnügen, den Prinzen begleiten zu dürfen. Paul sagte Ihr dann Einzelheiten. Der Erbprinz war mit seiner Reisegesellschaft auf der Chinesischen Mauer unterwegs. Inmitten einer Baustelle muss er sich an eine Absperrung gelehnt haben, um zu schauen, wie sich Bauhandwerker am Fundament zu schaffen machen. Diese Absperrung oder Sicherung waren nicht fest genug im Boden verankert. Auf jeden Fall stürzte der Erbprinz in die Tiefe. Er hat sich so schwer verletzt, dass der Transport in eine deutsche Klinik wegen der langen Reisezeit lebensgefährlich ist. Ein Rückflug nach Deutschland ist frühestens erst in acht Wochen möglich. „Ja, und wer hat nun hier das Sagen?“, fragt Peter Moserl. „Es ist doch die ganze Familie mit nach China geflogen.“

„Rosemarie Angermeier zuckt mit den Schultern und meint: "Der Paul hat das Vergnügen, mit dem Erbprinzen in China bleiben zu können." „All die anderen kommen übermorgen zurück.“ Sie steht auf und nimmt ihre Tasse. Dann macht sie Kaffeemaschine aus. Dann verabschiedet sie sich und verlässt das Archiv. Peter Moserl denkt sich, dass jetzt noch mehr Zeit ist, um die gestohlenen Kunstgegenstände zu erwarten. Er steht auf, geht zur Tür und verschließt diese. Dann geht er in den Keller des Archivs. Hier unten hält er sich besonders gern auf. Hier sind Verträge, Briefe und Bücher aus dem siebzehnten bis neunzehnten Jahrhundert aufbewahrt. Er geht in dem Archivbereich, das mit „achtzehntes / neunzehntes Jahrhundert“ bezeichnet ist. Uralte Flurkarten, Dokumente mit Eintragungen von Besitzübernahmen. Auch alte Gebetsbücher sind zu finden. Am Ende des Ganges schließt sich ein kleiner Raum an, der, so scheint es, verschlossen ist. Man hat ihm am Beginn seiner Tätigkeit darauf aufmerksam gemacht, dass diesen Raum nur der Erbprinz persönlich betreten darf. Peter Moserl hat schon ab dem ersten Tag gereizt, in diesem Raum zu gehen. Jetzt und heute, denkt er, wird er es wagen. Er geht zur Tür und schaut sich das Vorhängeschloss an. Dann nimmt er seinen Schlüsselbund aus der Hosentasche. Enttäuscht stellt er fest, dass keiner der Schlüssel in das Schloss passen wird. Er greift den Bügel des

Schlosses und zieht ihn nach oben. Voller Freude sieht er, dass der Bügel nicht eingerastet ist. Die Tür ist nicht verschlossen. Er kann die Tür aufmachen. Da klingelt das Telefon. Peter Moserl springt hinauf und hebt den Hörer ab. Rosemarie Angermeier fragt ihn, ob er nicht in die Gesindestube kommen kann. Das kommt Peter jetzt ungelegen. Trotzdem zieht er sein Jackett an und geht aus dem Archiv. Als er in die Stube kommt, sieht er das gesamte Personal an einem langen, ovalen Tisch sitzen. Er wird mit Klatschen begrüßt. Es ist nicht alltäglich, dass sich ein „Wissenschaftler“ zu den „normalen“ Angestellten gesellt. Es wurde Kaffee gekocht und sogar Kuchen aus einer Bäckerei besorgt. Rosemarie Angermeier sagt ihm, dass hier und heute über die jetzige Situation im Hause Wittelsbach gesprochen werden wird.

Georg Debrotesch steht im Hof des Anwesens seines Onkels. Obwohl es erst neun Uhr ist, hat er es im Bett nicht mehr ausgehalten. Ferdi schläft noch. Kein Wunder nach dieser langen Nacht. Er ist froh, dass er von seinem früheren Freund den Erdkeller für die Lagerung der Kunstgegenstände bekommen hat. Vor allen Dingen ist die Temperatur in diesem Keller keinen Schwankungen unterworfen. Gut für die Gegenstände. Er konnte, nachdem er sich in das Bett gelegt hatte, nicht einschlafen. So sind ihm einige Gedanken durch den Kopf gegangen. Warum, so fragt er sich, soll er sich weiterhin um die geraubten Güter sorgen. Wie ihm sein Onkel sagte, erbt er den ganzen Hof samt Felder. Da sein kranker Onkel ihm seine Bankkarte samt Geheimzahl gegeben hat, weiß er das einige Tausender auf dem Konto sind. Er ist also auf den Raub nicht angewiesen. Je mehr er darüber nachdenkt, desto mehr kommt er zu dem Entschluss, nach der Einlagerung der Ware mit Ferdi einen mehrmonatlichen Auslandsaufenthalt zu unternehmen. Er wird Ferdi beim Frühstück davon unterrichten. Eine Stunde später sitzen die Münchener am Frühstückstisch. Ferdi, der bemerkt hat, dass Georg etwas im Schilde führt, fragt seinen Freund, was los ist. Georg erzählt nun, was ihn bewegt und was er vorhat. Ferdi ist wirklich überrascht. Allerdings fragt er, warum dann der Raub und alles, was in der Folge abgelaufen ist. „Es hat sich halt alles so ergeben“, sagt er. „Und was soll es.“ „Wenn wir zurückkommen und die Kunstgegenstände sind nicht gefunden worden, können wir immer noch überlegen, was zu machen ist“. Sie besprechen die weitere Vorgehensweise. Trotz der eisigen Kälte gehen sie in die Scheune und suchen nach Plastikfolie. Sie finden genug Folie,

um die Gegenstände später einpacken zu können. Als die Folie im Transporter verstaut ist, fällt es Georg ein, sofort zur Garage zu fahren, um die Gegenstände einzuladen. Ferdi langt sich an den Kopf und sagt: "Am hellen Tag willst Du die Aktion starten?" „Bei dieser Kälte wird niemand da draußen sein und außerdem ist Mittagszeit.“ „Meinst Du, die Polizei oder der Boccacia mit seinem Limmer, haben noch nicht herausgefunden, dass wir und die Ware hier im Landkreis Haßfurt sind? “Mag schon sein“, entgegnet Georg. „Darum muss die Ware auf den schnellsten Weg weggeschafft werden.“ „Wir werden, wenn wir aus Mellrichstadt zurück sind, den Transporter wieder nach Königsberg in die Werkstatt fahren.“ „Danach gehe ich in Haßfurt auf die Bank und hole unser Reisegeld.“ „Bei einem Krankenbesuch werde ich mich nach dem gesundheitlichen Zustand meines Onkels erkundigen. „Dabei werde ich auch erfahren, wie lange er noch leben wird,"

„Und, dann setzen wir uns gemütlich den Zug und fahren weg.“ Ferdi hat dem alles nichts mehr zu zufügen. Er fragt nur, „wohin die Reise gehen soll". Georg weiß es nicht. Er hat darüber noch keinen Gedanken verschwendet. Sie packen ihre wenigen Habseligkeiten ins Auto und fahren einige Zeit später Richtung Garage. „Es ist wirklich niemand auf der Straße", fragt Ferdi, als sie Wetzhausen verlassen. „Sag ich doch", erwidert Georg. „Aber trotzdem mach die Augen auf und schau nach jedem und alles." Da holt Georg ein Fernglas aus der Ablage. „Wo hast Du denn das wieder her", bemerkt Ferdi. „Ich habe es in der Kommode im Flur im Haus des Onkels entdeckt", entgegnet Georg. Sie halten vor der Garage.

Georg nimmt das Fernglas, steigt aus dem Transporter und sucht intensiv die Gegend ab. Nach acht Minuten sagt er zu Ferdi: "Wir können anfangen." "Es ist niemand zu sehen." Georg geht zum Garagentor, während Ferdi die Türen des Transporters öffnet. "Da ruft Georg nach Ferdi?" Ferdi, der mittlerweile die Aufgabe des Beobachters übernommen hat, rennt zum Garagentor. Georg zeigt auf den Bügel des Schlosses. „Hier hat einer versucht, das Schloss aufzubrechen", sagt Georg. „Und der wird wiederkommen", meint Ferdi. Mit „Also los“ macht Georg das Schloss auf und öffnet das Tor. „Es ist noch alles da", ruft er Ferdi, nach dem inzwischen wieder Ausschau hält. Georg fängt an, die Kulturgüter auf den Transporter zu laden. Bei den schweren Gegenständen ruft er Ferdi zu Hilfe. Sicher

wäre die Beladung schneller vonstattengegangen. Aber wichtiger ist es, wenn sie bei der Aktion nicht gestört werden. Nach einiger Zeit hört Georg Ferdi rufen, wenn er endlich fertig ist. Georg hat schon alle Güter eingeladen und verschließt die Garage. „Und jetzt, was machen wir jetzt“, fragt Ferdi. „Wir fahren nun nach Mellrichstadt und werden in aller Ruhe am hellen Tag unser Raubgut in den Erdkeller verstauen.“ „Glaube mir, wir erregen am Tag nicht so viel Aufsehen als wie n der Nacht.“ Ferdi, der ja weiß, dass er sowieso nichts zu sagen hat, harrt der Dinge, die da kommen werden. Sie erreichen Mellrichstadt um fünfzehn Uhr dreißig, als in den ersten Betrieben Schichtwechsel oder Arbeitsschluss ist. Georg fährt durch die Innenstadt und dann Richtung Bad Neustadt/Saale. Nachdem die Stadt circa zwei Kilometer hinter ihnen liegt, biegt er nach rechts in einen Feldweg ein und hält vor dem Erdbunker. Ferdi springt aus dem Transporter und läuft zur Motorhaube und klappt diese nach oben. Georg, der inzwischen die Tür des Kellers geöffnet hat, nimmt seine Taschenlampe und leuchtet den Keller aus. Die Temperatur im Keller ist konstant, die gleiche wie bei der ersten Besichtigung. Hier kommen die Kunstgegenstände bestimmt nicht zu schaden. Er geht hoch und fängt das Entladen des Transporters an. Einige Mal ruft er Ferdi zu Hilfe, um schwere Gegenstände zu transportieren oder Gegenstände in die Folie zu stecken. Keine Stunde brauchen die zwei Freunde, um ihre Aktion zu beenden. Georg hängt das Schloss in die Vorrichtung und schließt zu. Wieder im Transporter hält er eine Weile still. Wird er und Ferdi diese Kunstgegenstände, wegen denen sie doch einiges erlebt haben, jemals wiedersehen. Er hält sich nicht lange mit diesen Gedanken auf, wendet das Fahrzeug und fährt nach Mellrichstadt zurück. Ferdi meint auf dem Weg dorthin, dass es wohl an der Zeit wäre, eine Kleinigkeit zu essen. „Stimmt“, sagt Georg, „wir fahren in ein Industriegebiet.“ „Vielleicht gibt es dort einen Imbissstand.“

Ungeduldig geht Georg hin und her. Er hat sich ein Steak gegönnt. Ferdi verschlingt soeben seine zweite Bratwurst. Gegenüber bei der Fabrik tut sich was. Kurz nachdem die Werks sirene ertönte, wälzt sich eine Masse von Menschen durch das Tor. Die meisten der Menschen streben dem Betriebsparkplatz zu, um mit ihren Autos wegzufahren. Nur wenige gehen zu Fuß. Da sieht Georg, wie Ferdi auf den Transporter zu läuft. Na endlich denkt er. „Jetzt geht mir gut“ sagt Ferdi. „Hast Dir ja auch den Bauch vollgeschlagen“, antwortet Georg. Sie fahren nicht

über Wetzhausen nach Königsberg. Über enge Straße, durch kleine Dörfer. Als Vorsichtsmaßnahme. So dauert es etwas länger, bis sie bei dem Autohändler ankommen. Das Tor ist zu. „Hat der gute Mann schon Feierabend gemacht“, fragt Ferdi. Georg steigt aus dem Wagen und läuft zu Tor. Er versucht, die beiden Teile des Tores auseinanderzuschieben. Und tatsächlich, diese lassen sich bewegen. Als das Tor offen ist, fährt Georg den Transporter in den Hof. Ferdi steigt aus und schließt das Tor von innen. Mittlerweile hat Georg das Auto weit hinten auf einen Platz gestellt. Dann gehen die beiden Freunde zum Büro und sehen durch ein Fenster. „Oh, der Mann liegt am Boden vor seinem Bürostuhl“, ruft Ferdi. Die Tür ist offen. Ihr erster Blick erfasst den Schreibtisch. Darauf steht eine Schnapsflasche. Georg neigt sich zu dem am Boden liegenden Mann. „Total betrunken“, sagt er zu Ferdi. Dieser hat sich im Büro umgesehen und macht eine Entdeckung. Ein kleiner Wandteppich, der zur Seite gerutscht ist, gibt den Blick auf einen Wandtresor frei. Die beiden können es nicht lassen. Georg dreht an zwei Knöpfen und siehe der Tresor lässt sich öffnen. Sie staunen nicht schlecht. Bündel von Geldscheinen, Papiere aller Art und sogar Schmuckstücke befinden sich im Tresor. „Mindestens zehntausend an Barvermögen“, meint Georg. Dann schließt er den Tresor und schiebt den Wandteppich vor. Tausend Euro steckt er den Autohändler in die Tasche. Ferdi hat inzwischen ein Taxi bestellt. Kurze Zeit später stehen sie vor eines der Tore von Königsberg und warten.

Georgs Onkel Alois, der Bruder seiner Mutter, ist wach und gut gelaunt. Er erzählt von früheren Jahren. Von der Landwirtschaft, den Gasthäusern im Ort und von Georgs Mutter. Schön sei sie gewesen. Die ganze Dorfjugend bewunderte sie. Ja, und dann der Umzug nach München. Georgs Vater lernte sie auf einem Dorffest kennen. Er hat in Königsberg in einer Fabrik gearbeitet. Drei Jahre sei Georg alt gewesen, als er plötzlich allein dagestanden ist. Er hatte gerade zehn Morgen Feld zu gepachtet. Er hätte die Landwirtschaft weiter betrieben, und zwar bis zu dem Zeitpunkt, als er Probleme mit der Bandscheibe bekommen hat. Wegen der gesundheitlichen Probleme musste er einen Acker nach den anderen verkaufen. Und jetzt, spricht er weiter, ist sein Ende abzusehen. Die verdammten Krebsgeschwüre raffen ihn hin. Georg erfährt, welche Hinterlassenschaft er ihm hinterlässt. Sein Onkel Alois hofft, dass Georg nun keinen Grund mehr

hat, ungesetzlich zu handeln. Georg kann seine Freude nicht offen zeigen. Er erbt mehr, als er zu hoffen gewagt hat. Dann nennt der Onkel noch einen Notar in Haßfurt. An ihm soll sich Georg wenden, wenn er begraben worden ist. Das Gesicht des Onkels wird aschfahl. Er fängt an zu schwitzen. Georg drückt den Alarmknopf. Da kommt ein Pfleger herein und injiziert eine Spritze. Zu Georg gewandt sagt er: „Es ist besser, wenn Sie gehen.“ Georg ergreift beide Hände des Onkels. Er verabschiedet sich und verlässt das Krankenzimmer. Dann geht zum Stationszimmer und gibt dem Pfleger eine Karte. Er bittet darum, dass er angerufen wird, wenn sein Onkel verstorben ist. Vor dem Krankenhaus warten vier Taxis in einer Reihe. Georg geht auf das Erste zu. Er lässt sich in die Innenstadt fahren. Ferdi, der sich während des Krankenbesuches hier aufgehalten hat, wartet in der Gastwirtschaft zum Anker auf Georg. Er freut sich auf Georg und dass es endlich weitergeht. Ferdi meint, dass sehr viel Polizei unterwegs ist. Georg schaut auf seine Armbanduhr: „Wir haben noch eine Stunde Zeit, bis der Zug abfährt.“ Ein jeder trinkt noch ein Bier. Dann verlassen sie die Gaststätte und gehen zum Bahnhof. Dort angekommen informiert sich Georg anhand der ausgehängten Fahrpläne, ob die Abfahrtszeit stimmt. Von wegen. Der Nahverkehrszug nach Bamberg geht eine viertel Stunde früher, als er angenommen hat. Umsteigen brauchen sie nicht. Der gleiche Zug fährt von Bamberg nach Nürnberg weiter. Zum Glück haben sie ihre Fahrkarten schon vor Tagen gelöst. Georg dreht sich um. Ferdi ist nicht da. Sein Gepäck schon. Da sieht Georg, wie Ferdi schnellen Schrittes auf ihm zukommt. Er hat einen Pack Zeitschriften unter seinen Arm geklemmt. „Was zum Lesen“, ruft er Georg zu, als er noch zu ihm unterwegs ist.

„Wir müssen zum Bahnsteig drei“, sagt Georg und nimmt sein Gepäck auf. Nur eine kurze Zeit müssen sie auf dem Bahnsteig warten. Dann kommt der Zug. Eine Menge Leute steigen in Haßfurt aus. Berufspendler, die in Schweinfurt oder auch in Würzburg ihre Arbeitsstelle haben. Als Georg das Abteil betritt, ist er überrascht. Es müssen die neuen, erst kürzlich in den Dienst gestellten Züge sein. Obwohl er und Ferdi in der zweiten Klasse fahren, sind dort die Sitze sehr bequem und körpergerecht geformt. Sie legen ihr Gepäck auf die Ablage und setzen sich. Der Zug fährt los. Als Regionalexpress hält er nicht an jedem Bahnhof, sodass er die sechsenddreißig Kilometer bis Bamberg in relativ kurzer Zeit gefahren hat. In Bamberg steigen noch acht Leute aus. Es will niemand zusteigen. Georg schaut sich um. Vier

Personen sind noch im Abteil. Nach einer Weile stößt Ferdi Georg an und fragt: „Sag mir mal, was hast Du eigentlich geplant?“ „Wir fahren erst einmal zum Nürnberger Flughafen“, gibt Georg Antwort. „Dann nehmen wir den Flieger nach Palermo.“ „Wir genießen Sonne, Strand und Meer und werden den Vesuv besteigen und noch vieles andere mehr unternehmen.“ „Warum eigentlich Palermo“, fragt Ferdi. „Willst Du der Mafia die Kulturgüter verkaufen?“ Georg sagt ihm, dass die Kulturgüter nicht mehr wichtig sind. „Wir müssen sehen, dass wir ohne Schaden die Angelegenheit „einschlafen“ lassen.“ Obwohl Ferdi anderer Meinung ist, gibt er sich mit der Antwort zufrieden.

Um dreiundzwanzig Uhr dreißig stehen sie in der Wartehalle des Airport Nürnberg. Sie gehen zum noch einzigen geöffneten Schalter einer Fluggesellschaft und fragen nach der Abflugzeit für ihren Flug. In München müssen sie in ein anderes Flugzeug umsteigen. In Rom hat Georg ein Zimmer in Nähe des Flughafens gebucht. Entgegen seinen ursprünglichen Plänen, die einen Weiterflug nach Palermo vorgesehen haben, werden sie mit der Bahn zum Ziel fahren. Die Strecke nach München ist für das Flugzeug ein „Katzensprung“. Nicht einmal eine viertel Stunde haben die beiden Freunde in München Aufenthalt. Kurz vor der Landung werden sie durch die Ansage geweckt. Dann haben sie Glück. Keine halbe Stunde und sie können einen Flug nach Rom erreichen. Ferdi wollte eigentlich die Berge sehen. Was aber durch den Nachtflug nicht möglich ist. Nachdem sie ihr Gepäck in Rom nach der Abfertigung erhalten haben, gehen sie zu dem Platz, wo die Taxis stehen. Sie steigen in den ersten Wagen. Georg holt aus seiner Jacke einen Zettel heraus. „Hotel Imperator“, sagt er zu dem Fahrer. Ferdi, der auf dem Rücksitz Platz genommen hat, gähnt laufend. Er wünscht sich nichts Sehnlicheres wie ein Bett. Der Fahrer kennt sich aus. In wenigen Minuten stehen sich an der Rezeption. Der Nachtportier, der über ihr Kommen Bescheid weiß, begrüßt die beiden Deutschen. Er bietet ihnen ein Getränk zur Begrüßung an. Doch Ferdi lehnt ab. Allerdings müssen sie sich, bevor sie auf das Zimmer gehen können, noch in ein Anmeldeformular eintragen. Sie gehen, nachdem Georg den Zimmerschlüssel an sich genommen hat, zum Aufzug. Das Zimmer befindet sich in der zweiten Etage. Georg stellt fest, dass die Betten in diesem Zweibettzimmer getrennt stehen. Es ist ihm recht.

Polizeimeisterin Hartmann friert. Seit zwei Stunden sitzt sie nun im Auto und beobachtet die Gärten, die nördlich von Wetzhausen angelegt worden sind. Besonders die große Garage, an der sich Herr Limmer zu schaffen gemacht hatte. Sie hofft, dass nach dieser Aktion der Raub der Kulturgüter zu den Akten gelegt werden kann. Bevor sie sich auf den Weg zu ihrem Beobachtungsposten gemacht hat, war sie noch einmal auf der Dienststelle in Haßfurt. Der Oberkommissar ist nicht da gewesen. Da klingelte das Telefon. Ausgerechnet sie musste den Anruf entgegennehmen. Hauptkommissar Habicht war am Apparat. Er erkundigte sich nach den Vorbereitungen für die anstehende Aktion. Als ob wir hier in Franken oder Haßfurt derartige Situationen nicht selbstständig meistern können. Habicht ist auf Polizeimeisterin Hartmann nicht gut zu sprechen. Er hat versucht, sie zu einem Umzug nach München zu bewegen. Auch wenn es Ihr klar gewesen ist, dass sie gegen einen „Befehl“ nichts ausrichten kann. Mit Unterstützung von Oberkommissar Schmitt und dem Direktor des Polizeipräsidiums Würzburg konnte eine Versetzung verhindert werden. Sie hat eine Freundin, die ebenso wie sie lesbisch ist. Ein paar Mal ist sie mit Oberkommissar Schmitt zum Essen ausgegangen. Sie verstehen sich ganz gut. Mehr nicht. Frau Hartmann holt vom Rücksitz des Wagens eine Decke nach vorne und bedeckt sich damit. Ein Blick auf die Uhr zeigt Ihr, dass noch zwei Stunden vorübergehen müssen, bis sich die Polizeikräfte in Position bringen werden. Während die Polizeimeisterin noch bei Wetzhausen ausharrt, bereitet sich in der Gaststätte in Stadtlauringen Eduard Limmer auf das, wie er sagt, Finale vor. Der Bus steht bereit, die Werkzeuge liegen im Kofferraum. Er freut sich, in einigen Stunden wieder in München zu sein. Und der Herr Boccacia. Der sitzt in München und wartet auf Ergebnisse. Angeblich habe er einen Käufer gefunden.

Draußen vor dem Gasthaus auf dem Marktplatz, in einem Auto der gehobenen Mittelklasse warten eine Frau und ein Mann darauf, dass Herr Limmer aus dem Gasthof kommt. Die Frau hat einen Zettel in der Hand, eine Liste mit den Kunstgegenständen, die für Hubertus von Greifenklau wichtig sind. Den ursprünglichen Plan, alle Gegenstände mitzunehmen und zu einem späteren Zeitpunkt auszusortieren, hat man aufgegeben. Herr Limmer ausschalten und die

Gegenstände in der Garage sichten und die wertvollsten Kunstgegenstände heraussuchen, im Auto verstauen und wegfahren. So lautet der neue Plan. Punkt zweiundzwanzig Uhr hält Eduard Limmer vor der Garage. Es ist für ihn ungewohnt, mit einem Transporter zu fahren. Er hat Transporter zwei Meter vor dem Garagentor abgestellt. Eigentlich wollte er gleich mit der Arbeit anfangen, doch irgendein Gefühl hält ihn davon ab. Schließlich gibt er sich einen Ruck und steigt aus und schiebt die Tür nach hinten. Dann nimmt er den Werkzeugkoffer heraus. Vor dem Garagentor angekommen macht er den Koffer auf und holt eine kleine, mit Batterie betriebene Flex heraus. Eine Trennscheibe, die gerade für gehärteten Stahl geeignet ist, schraubt er an die Flex. Er setzt die Scheibe an den Bügel des Vorhängeschlosses an und lässt die Flex arbeiten. Als der Bügel durchtrennt ist und er das Schloss in der Hand hält, spürt er einen Schlag an den Kopf und fällt ohnmächtig zu Boden.

Oberkommissar Schmitt, der sich neben seiner Kollegin Hartmann ins Auto gesetzt hat, sagt zu Ihr: "Unsere Leute sind einsatzbereit." Sie beachten beide das Gelände. Polizeimeisterin Hartmann sieht das Auto als Erste. Schmitt nimmt sein Funktelefon und sagt: "Fertig." Sie beobachten, wie der Mann am Garagentor tätig wird. Schmitt wollte gerade den Befehl Einsatz geben, als Frau Hartmann ihn von der Seite anstößt. Zwei Personen erscheinen und schleichen sich an die erste Zielperson heran. Dann sehen sie, wie diese Person zu Boden fällt. „Einsatz“, ruft Schmitt ins Telefon. Oberkommissar Schmitt und Polizeimeisterin Hartmann eilen zur Garage. Die Einsatzkräfte haben die beiden Personen dingfest gemacht. Für den am Boden liegenden Mann fordern sie einen Krankenwagen an. Dann lässt er sich noch eine leistungsstarke Taschenlampe geben. Schmitt macht die gewaltsam geöffnete Tür auf. Zu seinem Erstaunen ist die Garage bis auf einige Werkzeuge leer. Auch Polizeimeisterin Hartmann staunt nicht schlecht, als sie die Garage betreten hat. Dann winkt sie den Beamten, die die Frau und den Mann in Gewahrsam genommen haben, herbei. Der Gesichtsausdruck der beiden Detektive zeigt ein ungläubiges Staunen. Oberkommissar Schmitt schließt mit einem mitgebrachten Zahlschloss die Garage zu mit der Bemerkung, dass die Spurensicherung morgen weitermachen kann. Dann setzt sich der ganze Tross Richtung Haßfurt in Bewegung. In der Polizeistation angekommen, werden die Gefangenen weggesperrt. Herr Limmer

wird in das Krankenhaus gebracht und unter Bewachung gestellt. Oberkommissar Schmitt mag gar nicht an die Arbeit am nächsten Tag denken. Drei sind zu vernehmen. Doch eine Arbeit ist heute noch zu tätigen. Hauptkommissar Habicht muss eine kurze Information haben. Er wird ihm ein Fax schicken. Polizeimeisterin Hartmann begleitet die Beamten mit ins Krankenhaus, wo Herr Limmer auf jeden Fall drei Tage bleiben muss. Dann macht sie sich auf dem Weg nach Zeil am Main. Ihre Freundin wartet bestimmt schon auf sie. Zwei Herren warten ungeduldig auf ein Zeichen ihrer Handlanger. Es der Herr Boccacia aus München und Hubertus von Greifenklau. Sie werden sehr enttäuscht sein, wenn sie erfahren werden, dass die Garage leer war. Außerdem müssen sie befürchten, dass ihre nun im Gefängnis sitzenden Leute bei den Verhören zu ihrem Nachteil. Zumindest Herr Boccacia wird sich überlegen, wie er das verhindern kann.

Hauptkommissar Hubert Habicht könnte sich grün und blau ärgern. Wutentbrannt hat er am frühen Nachmittag sein Büro verlassen. Er wurde um zehn Uhr zum Kultusminister beordert. Die Nachricht, dass der Einsatz bei Wetzhausen zu keinem Erfolg geführt hatte, ist schon bis ins Kultusministerium vorgedrungen. Der Minister war sehr ungehalten. Schon der Empfang war reserviert. Er hatte Habicht nicht einmal die Hand gegeben. Habicht unterrichtete den Minister über den Stand der Ermittlungen und erklärte kurz und bündig, dass man nun darauf warten müsse, wenn ein Kunstwerk zum Verkauf angeboten wird. Zwar werden die Ermittlungen und die Suche nicht abgebrochen, doch er sehe wenige Chancen, schnell zu einem Erfolg zu kommen. Bei den drei festgenommenen Personen, zwei Männer und eine Frau, ist man sich sicher, dass diese auch die geraubten Kunstgegenstände gesucht haben. Das haben die Inhaftierten auch zugegeben. Allerdings wurde eine Beteiligung am Raub abgestritten. Bei den zwei Personen, die für ein Detektivbüro arbeiten, stimmten die angegebenen Alibis. Die beiden waren mit Freunden auf dem Oktoberfest. Es ist auch unwahrscheinlich, dass der andere Mann, der wie er behauptet aus eigenem Antrieb an die Gegenstände kommen wollte, den Raub getätigt hat. Dessen Alibi ist lückenhaft. Der Minister musste sich wohl oder übel mit dem Bericht des Hauptkommissars zufriedengeben. Habicht hat keine Lust mehr ins Präsidium zurückzugehen. Er wird jetzt erst einmal zu seinem Stammlokal gehen. Bestimmt trifft er dort Freunde oder Bekannte.

Manuel Boccacia sitzt in seinem Bürostuhl und streckt die Füße unter dem Schreibtisch aus. Er versteht die Welt nicht mehr. Erst platzt das Vorhaben mit dem Schrotthandel und jetzt kann er wohl die Kunstgegenstände aus dem Museum auch abschreiben. Zu allem Übel liegt Herr Limmer unter Polizeischutz im Krankenhaus. Er wird bei den Vernehmungen schon nichts sagen, was ihm schaden könnte. Oder doch? Es wäre ein Leichtes, Herrn Limmer auszuschalten. Doch hier in München wissen nicht wenige Leute, dass er sein Mitarbeiter ist. Boccacia steht auf und läuft vor einem Regal, das als Zimmerteiler dient. Vor der Bar im Zimmer bleibt er stehen. Er öffnet das Fach und schenkt sich einen Whisky ein. Dann geht er zurück zum Schreibtisch und setzt sich wieder auf den Bürostuhl. Ich muss den Limmer rausbekommen, denkt er. Entschlossen nimmt er den Hörer seines Telefons und wählt die Nummer seines Anwaltes. Nachdem Boccacia seinem Anwalt den Sachverhalt erklärt hat, verspricht dieser sofort nach Haßfurt zu fahren.

Zur gleichen Zeit sitzt Oberkommissar Schmitt in seinem Büro und trinkt seinen Kaffee. Es klopft. Eine Polizeianwärtin öffnet die Tür. „Herr Oberkommissar, ein Herr Weigner will Sie sprechen“, sagt sie. Schmitt lächelt. „Ja, Alois, was willst Du hier?“ Begrüßt er Kommissar a. D. Weigner mit Freude. Obwohl Oberkommissar Schmitt wesentlich jünger ist als Weigner, duzen sie sich. Weigner war eine Zeit lang Ausbilder von Schmitt, als dieser in Würzburg war. Nachdem Schmitt seinem Gast einen Kaffee hingestellt hat, fragt er ihn nach dem Grund seines Besuches. Weigner hält nicht lange „hinterm Berg“. Er möchte wissen, wie es um die Angelegenheit Kulturgüter steht. Er als fränkischer Aktivist hat sehr großes Interesse, dass diese Güter für Franken nicht verloren gehen. Oberkommissar Schmitt ist seit seiner Zeit in Würzburg bekannt, dass Weigner ein Frankenfreund ist. Er will gerade einen „Bericht“ abgeben, als das Telefon klingelt. Nachdem er den Hörer aufgelegt hat, erklärt er seinem älteren Freund, dass die Kulturgüter noch nicht gefunden worden sind. Es wurde jede Spur verfolgt, Räume und Keller durchsucht. Auch die Aktivisten sind observiert, vernommen und einige vorläufig festgenommen worden. Erst vor ein paar Tagen glaubten wir uns endlich am Ziel. Verschiedene Personen versuchten, bei Wetzhausen eine Garage aufzubrechen. Wir haben sie gefasst. Doch die Garage war leer. Die Spurensicherung fand außer ein paar Reifenprofile, die auf mehrere Transporter hingewiesen haben, nichts.

Wir konnten drei Personen festnehmen, die jeden Zusammenhang mit dem Raub abgestritten haben. Der eine Verdächtige wollte angeblich in der Garage übernachten. Die zwei anderen Täter haben ausgesagt, den Ersten im Auftrag eines Auftraggebers gesucht zu haben. Nachdem Oberkommissar Schmitt mit seinen Ausführungen fertig ist, schüttelte Alois Weigner mit dem Kopf. „Schade“, sagt er. „Jetzt werden meine Freunde wohl weiterhin keine Ruhe haben?“ Schmitt entgegnet, dass die Leidenszeit für die Aktivisten vorbei ist. Es wurde sehr gründlich gearbeitet, um die Aktivisten zumindest als Drahtzieher in die Verantwortung nehmen zu können. Die Ermittlungen führten zu keinem Ergebnis. Außerdem ist Hauptkommissar Habicht weg und er Oberkommissar Schmitt habe nun das alleinige Sagen. Eine Spur haben wir noch. Ein Hubertus von Greifenklau prahlte ausgerechnet hier in Haßfurt auf einer Versammlung der Grundstückseigentümer davon, bald genügend Geld zu haben, um sein Anwesen zu renovieren. Dabei war dieser Herr sehr unvorsichtig. Wahrscheinlich im Vollrausch fielen die Worte Kunstgegenstände und „die wird er bald haben“. Da er im Allgemeinen als Aufschneider bekannt ist, haben die anwesenden Personen dem keine Beachtung geschenkt. Zu seinem Unglück war auf dieser Veranstaltung ein Kollege von uns. Er besitzt zwei Häuser. Wir werden diesen Herrn einen Besuch abstatten. Mal sehen, was dabei herauskommt. Ich kann mir schon vorstellen, dass der „von Greifenklau“ der Auftraggeber der beiden Detektive ist.

Herr von Greifenklau befindet sich im kleinen Saal seiner Burg und frühstückt. Neben dem Frühstücksgedeck liegt die Regionalzeitung. Er bestreicht gerade sein zweites Brötchen, als sein Blick auf die Zeitung fällt. Einbruch in einer Garage bei Wetzhausen kann er lesen. „Polizei vermutet Zusammenhang mit dem Oktoberfestraub.“ Von Greifenklau legt das angebissene Brötchen auf den Teller und nimmt die Zeitung in die Hand. Als er den Artikel gelesen hat, steht er auf und läuft im Raum hin und her. Er ahnt nichts Gutes, was da auf ihm zukommen wird. Gestern hat ihn ein Freund vom Verein angerufen. Dieser erzählte ihm, was er auf der Versammlung in seiner Trunkenheit ausgeplaudert hat. Und nun der Fehlschlag bei der Beschaffung der Kulturgüter. Hubertus von Greifenklau schaut auf seine Uhr. Vielleicht ist es angebracht, dass er seinen Rechtsanwalt anruft.

Hakenkreuz

Hauptkommissar Hubert Hambichl ist auf dem Weg nach seinem Anwesen. Er nimmt sich vor, heute den Dachboden seines Hauses aufzuräumen. Immer wieder hat er dieses Vorhaben verschoben. Im Flur angekommen, steigt er sofort die Treppe hoch. Im Dachboden angekommen, sieht er an eine alte Kommode angelehnt einen Handbesen. Ein Blecheimer und eine Handschaufel stehen daneben. Zuerst werde ich die Kommode ausräumen, denkt er. Aber zuerst geht er hinunter in seine Wohnung, um sich umzuziehen. Wieder auf dem Dachboden räumt er den unteren Teil der Kommode aus. Jedes einzelne Stück seien es Ordner, Mappen oder Papiere, schaut er sich an. Das meiste der hervorgeholten Sachen kann er ohne Bedenken wegwerfen. Dann nimmt er sich die Schubladen vor. Den Inhalt der linken Lade leert er nach einem kurzen Auffächern gleich aus. Beim Ausleeren der rechten Lade bleibt ein großes Kuvert hängen. Es hatte ursprünglich eine braune Farbe. Jetzt ist es vergilbt. Hambichl nimmt das Kuvert und macht es auf. Es sieht, dass es Schriftstücke und Dokumente aus den Zeiten des „Dritten Reiches“ sind. Dann öffnet er ein kleines Kuvert und holt ein Bild hervor. Vergilbt, die Ecken eingeknickt, kann er drei Männer erkennen, die Polizeiuniformen anhaben. Sie stehen vor der durch einen Bombenabwurf beschädigten „Feldherrenhalle“ in München. Einer davon ist Habichts Vater, Elmar Hambichl.

Elmar Hambichl setzt sich auf einen Stein des beschädigten Denkmals und stützt seinen Kopf mit den Händen ab. Fast auf den Tag genau vor zwölf Jahren ist er auch hier an der Feldherrenhalle gestanden. Die rechte Hand zum Hitlergruß gestreckt, marschieren Wehrmacht, SA, SS und die anderen Organe des NS-Staates an ihm vorbeimarschiert. Auch Polizeieinheiten waren dabei. Er befand sich zu diesem Zeitpunkt in der Ausbildung bei der bayerischen Polizei und hatte ein Jahr schon hinter sich. Kurze Zeit nach der Machtübernahme wurde bekannt, dass auch die bayerische Polizei in die deutsche Polizei eingegliedert wird. Sein Vater hat es gern gesehen, dass er zur Polizei gegangen ist, und hat es immerhin zum Oberwachtmeister gebracht. Elmar Hambichl steht auf und geht hin und her. Nach dem Abschluss der Polizeischule wurde er hier in

München angestellt. Dann lernte er seine Frau kennen. Es war eine unruhige Zeit. Am Tag oft vier bis fünf Demonstrationen. Veranstaltet meist von den Kommunisten und der Hitler Partei. Er verstand sich als neutraler Beamter, der sich nur dem Gesetz verpflichtet hatte. Nur widerstrebend und durch Druck, und weil ihm seine Frau gedrängt hat, ist er in die NSDAP eingetreten. Sein Vater, der zu diesem Zeitpunkt auch noch seinen Dienst bei der nun deutschen Polizei ausübte, hat die Mitgliedschaft, die man ihm auch angetragen hat, abgelehnt. Das Endergebnis war eine Dienstgradabstufung zum Wachtmeister, was natürlich auch zur Folge hatte, dass er weniger Geld bekam. Außerdem wurde er in den Innendienst versetzt. Dies wiederum hat er gern hingenommen. Ganz anders bei Elmar Hambichl. Kurze Zeit, nachdem er Mitglied war, wurde er zum Wachtmeister der Ordnungspolizei befördert. Er wurde eingesetzt bei der Verkehrsregelung, bei Schlägereien und bei Versammlungsauflösungen. Als er eines Tages es war im Jahr 1937 nach Hause kam, drückte ihm seine Frau einen Brief in die Hand. Der Absender war seine vorgesetzte Dienststelle. Er setzte sich an den Küchentisch und hat den Brief gelesen. Als er damit fertig war, legte er den Brief vor sich auf dem Tisch. Seine Frau schaute Elmar Hambichl fragend an. „Ich werde gefragt, ob ich zu einer Einsatzgruppe gehe“, zitierte er frei aus dem Brief. „Zu welcher Einsatzgruppe?“, fragte seine Frau nach. „Nun, in dem Brief steht nur, dass ausgewählte Polizisten, die auch im Ausland eingesetzt werden können, gesucht werden.“ Gabriele, die die ganze Zeit gestanden war, setzte sich auch an dem Tisch. „Und wenn Du ablehnst?“, fragte sie weiter. „Von Konsequenzen bei einer Ablehnung steht nichts im Brief“, antwortete Elmar Hambichl. Mit diesen Worten steht auf, nimmt den Brief und geht zum Küchenschrank. Er steckt dieses Schreiben in ein kleines Fach, in dem noch weitere Schriftstücke stecken. Dann dreht sich Elmar Hambichl zu seiner Frau um und fragt sie nach dem Abendessen. Unter dem Essen fragt Gabriele, sie kann Ungewissheit nicht ertragen, was nun weiter geschieht. Elmar legt den Suppenlöffel hin und gibt ihr zu verstehen, dass er einen früheren Kollegen Andreas, der hier in München des Öfteren mit ihm Dienst gemacht hat, fragen will. Der Kollege ist schon über einem dreiviertel Jahr beim Polizeiataillon 309. Es ist in der Nähe von Köln stationiert. Bei dieser Einheit wird er für den Einsatz ausgebildet. Mit dieser Aussage war für Elmar Hambichl das Thema beendet. Auch Gabriele Hambichl gibt sich zu fieden.

Drei Wochen nach diesem Gespräch kommt Elmar Hambichl, er hatte einen Tag frei vom Einkaufen heim. Er stellte den Einkauf in die Küche. Auf seine Frau musste er warten. Sie hatte noch Dienst in der Telefonvermittlung. Er geht vor die Tür und zündete sich eine Zigarre an, die er sich beim Einkaufen genehmigt hatte. Auf dem Heimweg, welch ein Zufall, traf er vor einer Gastwirtschaft seinen ehemaligen Kollegen Andreas. Dieser hat Hambichl zu einem Bier eingeladen. Nach dem Austausch belangloser Geschichten und Geschehnisse fragte Hambichl seinem Gegenüber, wie es denn so ist, mit seinem neuen Dienst. „Eigentlich dürfe er überhaupt nichts von seiner Ausbildung erzählen“, sagt Andreas. „Wenn er könnte, würde er wieder nach München und den Dienst bei der Ordnungspolizei wiederaufnehmen“, hat er weitergesprochen. Dann fährt er fort: militärischer Drill, der bei der Wehrmacht nicht schlimmer sein kann. Sprachkurse in Russisch und in Polnisch. Politischer Unterricht. Ideologie und Rassenkunde. Wörter wie lebensunwerte Untermenschen, Ausrottung usw. Er meinte zu Elmar Hambichl: „Du kannst Dir ja vorstellen, was hinter diesen Worten steht und welcher Handlungen daraus erfolgen können.“ „Natürlich hat man auch Vorteile, wenn man bei diesem Einsatzkommando ist“, hat er weiter berichtet. „Fast eineinhalb mehr Sold, längeren Urlaub und auch für die Familie bessere Bedingungen. „„Und trotzdem“, sagte er weiter, „wird er auf jeden Fall versuchen, aus dem Polizeibataillon entlassen zu werden.“ „Er hat einen Verwandten in hoher Position bei der Sicherheitspolizei, auf dessen Hilfe setzt er.“ Als der Mann das Gasthaus verlassen hat, wurde Elmar Hambichl klar, dass auch er alles versuchen wird, nicht nach Köln zu kommen. Er bezahlte seine zwei Bier und machte sich auf den Weg nach Hause. Seine Entscheidung in der Gastwirtschaft zweifelt er immer wieder selbst an. Soll er oder soll er nicht? Er wurde aus seinem Grübeln gerissen, als seine Frau heimgekommen ist. Sofort, als beide im Haus sind, erzählte Elmar seiner Frau Gabriele von dem Treffen mit dem Polizisten. Gabriele sagte eine Weile gar nichts. Dann empfahl sie ihm, das Angebot für eine Anstellung bei der Einsatzgruppe abzulehnen. Als Gründe soll er angeben, dass er in München gebraucht wird und er hier auch seinen Einsatz für Volk und Vaterland geben wird. Für Elmar war dieses Thema für den Tag erledigt. Nicht aber für seine Frau. Diese nötigte ihn, den Brief sofort zu schreiben.

Gegenüber Habichts Haus, auf der anderen Straßenseite steht ein Gebäude, das dem jüdischen Ehepaar Moses und Judith Strauß gehört. Das Ehepaar lebt dort mit ihrer Tochter Ruth. Schon seit Generationen befindet sich im Erdgeschoss ein kleiner Laden. Die jüdische Familie hat in München einen guten Ruf. Der Vater von Moses Strauß war, bis er vor vier Monaten gestorben ist, lange Zeit im Münchner Stadtrat. Auch die Nachbarn der Familie Strauß respektierten die Juden in ihrer Nähe. Noch im Dezember 1932 war die Familie Strauß so wie in jedem Jahr beim Nachbarfest dabei. An diesem Fest haben einige Personen daran Anstoß genommen, dass die Familie Strauß da war. Die Feindseligkeiten haben sich jedoch in Grenzen gehalten. Das Ehepaar Hambichl pflegt schon seit Generationen gute nachbarschaftliche Beziehungen zu ihren jüdischen Nachbarn. Ja, diese Beziehungen gehen über eine normale gute Nachbarschaft hinaus. Sie werden auch nicht durch die öffentlich sichtbare soziale Ausgrenzung, Diskriminierung und Demütigung, beginnend ab der Machtergreifung Hitlers getrübt. Herr Strauß durfte und konnte schon seit Jahren nichts mehr verkaufen. Schläger hatten sein Schaufenster zerschlagen. Das Fenster ist nun mit Brettern vernagelt. Noch im Oktober 1938 wurde im kleinen Kreis gefeiert. Nach der Pogromnacht machten sich Elmar und Gabriele Gedanken, wie es mit der Familie Strauß wohl weitergehen wird. Elmar, den man von seiner Wachstation weg hin ins Hauptamt in ein Schreibbüro versetzt hat, hört und sieht so manche gegen Juden gerichtete Ungeheuerlichkeit. An einen Tag ist er in den Keller gegangen, um Kartoffel zu holen, erinnert er sich, dass der Keller vor langer Zeit geteilt wurde und ging zu der Mauer. Eine Stunde später sitzt er mit seiner Frau am Mittagstisch. Es war klar, dass sie nach einiger Zeit auf die Familie Strauß zu sprechen kamen. „Eines Tages werden auch sie abgeholt werden“, sagte er zu Gabriele. Gabriele, die wie Elmar tiefgläubig ist, meinte, dass man etwas unternehmen müsste. „Ihnen zur Ausreise verhelfen wäre eine Möglichkeit“, meint Gabriele. „Dafür ist es jetzt zu spät“, antwortete Elmar. „Sie kommen zu uns“, spricht er weiter. Gabriele erschrickt. Elmar erzählt nun von dem Raum hinter der Mauer im Keller. „Der Gewölbekeller hat Sommer wie Winter die gleiche Temperatur.“ „Er dürfte dreißig Quadratmeter groß sein.“ „Was für eine dreiköpfige Familie natürlich zu klein ist.“ „Aber sie haben keine Wahl.“ „Lieber leben im Kellerloch, als im KZ sterben.“ Gabriele holte tief Luft und sagt: „Aber entscheiden müssen sie sich schon.“ „Tage später klopfte

Elmar, er hatte seine Polizeiuniform an, an die Tür seines Nachbarn. Als Vater Strauß die Tür aufmacht, ist er im ersten Moment erschrocken. Erst auf dem zweiten Blick erkannte er Elmar. Im Wohnzimmer sitzen Judith und Ruth auf dem Sofa. Starr blickten die Frauen zur Tür. Erst als sie Elmar erkannten, löste sich die Spannung aus ihren Gesichtern. Elmar erzählte von dem, was er im Amt gelesen und erfahren hatte. Er ist überzeugt, dass sie die nächsten vier oder fünf Jahre nicht überleben werden. Dann hat er ihnen den Unterschlupf in seinen Keller angeboten. Er hat auch gesagt, dass dies auch für ihn und seine Frau sehr gefährlich sei. Nach zehn Minuten hatte sich die Familie Strauß entschieden. Am nächsten Tag im Präsidium vermerkte er im Protokollbuch, dass er eine Kontrolle bei dem Juden Strauß durchgeführt hatte. Dabei hatte er die Möglichkeit, Anordnungen und Tagesbefehle einzusehen. Eine Liste mit Straßenbezeichnungen war für ihn besonders interessant. Elmar fand nach einiger Zeit auch die Straße, in der er wohnte. Straßenbezeichnung mit Hausnummer, Tag und Namen. Und unter Namen stand Strauß 3 x. In knapp drei Wochen sollen sie also abgeholt werden. Elmar erzählte dies am Abend seiner Frau. Gabriele meinte, dass es nun an der Zeit sei, den Keller herzurichten. Elmar macht sich also zuerst daran, in die Zwischenwand eine Öffnung zu schlagen. Einen Meter zwanzig hoch und achtzig Zentimeter breit. Ein Regal, dessen Maße darüber liegen, kann vor die Öffnung gestellt werden. Er leuchtete den Keller mit einer Petroleumlampe aus. Der hintere Teil des Kellers war leer. Zum Glück hatte er noch einen vollen Eimer weißer Farbe, die von der Renovierung der Wohnung übergeblieben war, im Haus. Mit der Farbe wird er die Wände bestreichen. Den Kellerboden aus Lehm brauchte er nicht zu berücksichtigen. Ein doch etwas größeres Fenster, das zum Hof hin eingebaut worden ist, durch das früher Kartoffel oder andere Erdfrüchte in den Keller geschaufelt wurden, lässt ein wenig Licht ein. Im vorderen Kellerteil ist auch eine Tür, die zum Hof führt. So machte sich Elmar an die Arbeit. Als der Raum fertig gestrichen war, holte Elmar von Dachboden noch einen Kleiderschrank. Die beiden Möbelstücke wurden nicht gebraucht und haben im Dachboden nur herumgestanden. Decken sind im ausreichend vorhanden. Nur worauf sollten die drei Juden schlafen? Er hat nur Matratzen für eine Person übrig. Gabriele wusste Abhilfe. Schon lange wollte sie ihre alten Matratzen hinauswerfen. Bisher hat sich Elmar immer gesträubt. So machte sich das Ehepaar auf und

kaufen eine neue Matratze. Die alten Liegestätten haben sie in den Keller gebracht. Die Zeit wird allmählich knapp. Elmar musste der Familie Strauß eine Nachricht überbringen. Er schreibt auf einem Zettel: Die dunkle Nacht bricht bald herein. Die Geier kreisen über der Schwalben Nest. Zeit zum Abschied nehmen. Übermorgen Nacht um zwei.

Die Nacht war sehr kalt. Dichtes Schneetreiben versperrte die Sicht. Drei Gestalten, schwer tragend, huschten über die Straße und verschwanden durch das Hoftor. Moses, Judith und Ruth Strauß sitzen im Keller des Hauses Hambichl. An ihren Gesichtern hat es man ihnen angesehen, dass sie viel geweint haben. Elmar Hambichl erzählte davon, wie er ihre Namen auf der Liste im Hauptamt gesehen hatte. Er meinte, dass es für seine Frau und ihn eine christliche Pflicht ist, zu helfen. Er wird seine Anstellung bei der Polizei auch dazu nutzen, bedrängte Personen gleich welche Herkunft, wenn möglich zu helfen. Er kann auf jeden Fall nicht sagen, wie lange Ihr hier in diesem Keller wohnen müsst. Dann erklärte er Regeln für die Sicherheit aller. Waschmöglichkeiten für die Familie Strauß: Waschbecken im Gang zum Keller und nur in der Zeit von neunzehn bis zwanzig Uhr. Natürlich, wenn kein Fremder im Haus ist. Da der Hof nicht einsehbar ist, besteht die Möglichkeit, sich dort die Beine zu vertreten. Die Beschaffung von Lebensmittel kann ein sehr großes Problem werden. Jetzt ist noch leicht genügend Proviant beschaffen. Wenn aber frühestens nach Beginn eines Krieges Lebensmittel rationiert und Lebensmittelkarten eingeführt werden, können Probleme bei der Versorgung von fünf Personen auftreten.

Elf Tage war die Familie Strauß in den Keller übergesiedelt. Es war früh 10 Uhr, da beobachtete Gabriele Hambichl, wie vor dem Haus der Familie Strauß ein Mannschaftswagen der Polizei vorfährt. Nachdem sich die Truppe vor dem Eingang des Judenhauses versammelt hatte, klopfte einer an die Tür. Mit Erstaunen erkannte sie ihren Mann. Da ja niemand anwesend sein konnte, wurde die das Schloss mit einem Werkzeug geöffnet. Eine ganze halbe Stunde dauerte es, bis die Polizisten wieder herausgekommen und wegfahren sind. Gabriele musste sich auch auf den Weg machen, um zum nicht weit entfernten Postamt zu laufen. Ihr Dienst beginnt um elf Uhr. Sie arbeitet dort am Schalter. Beim Betreten des Amtes sieht sie im Fenster neben der Eingangstür ein Schild hängen. Auf dem Schild steht geschrieben: heute,

elf Uhr dreißig Belegschaftsversammlung. Dabei sein ist Pflicht. Nur widerwillig würde sie an dieser Versammlung teilnehmen. Hoffentlich wird sie bestimmt, während der Versammlung am Schalter Dienst zu tun. Im Umkleideraum trifft sie ihre beste Kollegin Anne. Diese freut sich und lacht. Gabriele fragt Anne nach dem Grund ihrer Fröhlichkeit. Dann erfährt Gabriele, dass Anne nicht an der Versammlung teilnehmen muss. Sie hat gleich nach ihrer Ankunft auf den Dienstplan geschaut. Wütend zieht sich Gabriele das Oberteil der Uniform an und geht in die erste Etage des Hauses. Der Versammlungssaal ist bis zur Hälfte gefüllt. An den Wänden hängen übergroße Plakate mit Propagandasprüchen. Und natürlich die Bilder von Hitler. Sie setzt sich auf einen Platz in der hinteren Reihe. Nur wenige sind in der letzten Reihe noch frei. Rechts neben Ihr hat ein dickleibiger, schwer schnaufender SS-Mann Platz genommen. Seinen Dienstgrad will sie gar nicht wissen. Zu ihrem Erstaunen kommen nur noch wenige Postangestellte in den Raum. Verwunderlich daher, weil die Versammlung auch für die Postangestellten der anderen Dienststellen in Berlin organisiert wurde. Dann sieht sie ihren Chef. Hauptpostmeister Biehmann bittet die Anwesenden, doch nach vorne zu rücken. Gabriele steht auf. Sie lässt sich Zeit. Sollen sich die anderen erst einmal auf die vorderen Plätze setzten. Sie bekommt einen Platz in der mittleren Reihe und hat das Glück, dass zwei große Kollegen mit breiten Schultern vor Ihr sitzen. Dann stehen alle auf und strecken den rechten Arm zum Hitlergruß empor. Der Not gehorchend, hebt auch sie den Arm. Allerdings nicht gestreckt, sondern gebeugt. Hauptpostmeister Biehmann, der in der ganz normalen Postuniform mit Dienstgradabzeichen am Rednerpult steht, begrüßt die Anwesenden. Auffällig ist, dass er die beiden SS-Leute als Letztes erwähnt. Dann geht der Oberscharführer Ross an Mikrofon. Er sieht seine Stunde gekommen und redet, schreit und tobt. Seine mit hasserfüllten Äußerungen auf Juden, Russen und andere angeblich deutschfeindliche Elemente nehmen über die Hälfte seiner Äußerung ein. Eine drei viertel Stunde mussten sich die Postangestellten eine von Hass und Vorurteilen geprägte Rede anhören. Gabriele kann nicht beurteilen, wie viel ihrer Kolleginnen und Kollegen dem Oberscharführer zustimmen. Als dieser endlich fertig ist, stehen wieder alle auf und heben den Arm. Hauptpostmeister Biehmann geht ans Rednerpult. Die beiden SS-Leute sind gegangen. Bachmann fordert die Leute im Saal auf, die Fenster kurz zu öffnen. Nicht wenige der Postler lachen. Dann erklärt

Bachmann Änderungen im internen Dienst und bei den Schalterzeiten. Ganz ruhig wird es im Saal, als Bachmann erklärt, dass in absehbarer Zeit auch Postangestellte aus Berlin abkommandiert werden können. Wohin, das kann er nicht sagen. Auf jedenfalls nicht zu einer Dienststelle in Deutschland. Die Postangestellten verlassen den Saal. Gabriele drängt dem Ausgang zu, um zu "Ihrem" Schalter zu gehen. Als sie die Tür passiert hat, merkt sie, dass Ihr etwas in die Manteltasche gesteckt hat. Von den sechzehn Schaltern haben nur vier geöffnet. Es haben sich lange Reihen von Postkunden gebildet. Die Kunden gehen sofort an die nun zusätzlich offenen Schalter. Gabriele hat viel zu tun. Erst als eine Stunde fast vorüber ist, kann sie in die Manteltasche greifen. Tatsächlich ein Zettel. „Kommen Sie bitte nach Dienstschluss zu einer Besprechung in mein Büro“. Bachmann. Die restliche Zeit ihres heutigen Dienstes ist ohne nennenswerten Kundenbesuch verstrichen. Vor Bachmanns Büro bleibt sie einen Moment stehen. Nachdem sie an die Tür geklopft hat, wird sie vom Zimmer aus her aufgefordert, hereinzukommen. Der Hauptpostmeister steht hinter seinem Schreibtisch und reicht über diesen Gabriele die Hand. Kein „Hitlergruß“. Nur ein klares „Guten Tag“. Gabriele und Bachmann kennen sich nicht nur dienstlich. Sie hat ihn schon ein paar Mal im sogenannten "Spandauer Zirkel“ getroffen. In diesem Zirkel treffen sich von Zeit zu Zeit Personen, die nicht dem Nationalsozialismus verfallen sind und Hitler ablehnen. Herr Biehmann nennt Ihr mittels eineszettels einen neuen Termin für ein Treffen in der übernächsten Woche. Dann erzählen sie, dass viele „Freunde und Bekannte“ weggezogen sind. Die meisten werden wohl nicht mehr wiederkommen. Gabriele und Biehmann verabschieden sich. Auf dem Nachhauseweg sieht sie auf die Uhr. Kurz vor neunzehn Uhr stellt sie fest. Eigentlich noch Zeit ins Kino zu gehen. Elmar hat Spätdienst. Er kommt erst um dreiundzwanzig Uhr nach Hause. Ihr Weg führt an einem Kino vorbei. Enttäuscht wendet sie sich ab, als das Programmangebot sieht.

Heute wird wieder so ein Film gezeigt, wo über Menschen gehetzt wird. Ein Junge, Gabriele schätzt ihn auf sechzehn Jahre, steht plötzlich nehmen Ihr. „In diesem Film müssen Sie gehen“, sagt er zu Ihr. „Da wird so ordentlich auf die Juden draufgehauen“, meint er weiter. „Ja“, sagt sie. „Aber ich muss noch zum Nachtdienst.“ Gabriele schämt sich darüber, dass sich aus Angst gelogen und den Jungen nicht zurechtgewiesen hat. Trotzdem beschließt sie, in ein

Kaffeelokal zu gehen. Das Lokal ist spärlich besetzt. Vier Personen trinken ihre Tasse, Kaffee oder Tee. Ein junges Paar sitzt am Fenster. Er hat eine Wehrmachtsuniform an. Die anderen zwei Gäste sitzen allein an einem der Tische. Gabriele setzt sich an dem Tisch neben dem Pärchen. Sie bestellt einen Kaffee ohne Milch und Zucker. Während sie auf den Kaffee wartet, hört sie von dem Soldaten am Nebentisch, dass dieser nicht nur in Österreich, sondern auch das Sudetenland befreit habe. Dann kommt die Bedienung. Ein Mädchen von sehr schlanker, man kann sagen sehr hagerer Figur. Ihre weiße Schürze hing an wie ein Sack. Das Mädchen stellt den Kaffee auf den Tisch. Dann bringt sie noch den „Berliner“. Gabriele weiß, dass in anderen Gegenden Deutschlands das Süßgebäck Krapfen genannt wird. Nach einer Viertelstunde betritt ein Mann mittleren Alters das Lokal. Er ist vielleicht einen Meter achtzig groß. Gabriele schätzt sein Alter auf Mitte vierzig. Er hat einen Mantel an. An diesem Mantel steckt das Parteiabzeichen der NSDAP. Dieser Parteimensch muss die Frau, die allein an einem der Tische sitzt, kennen. Sie nimmt an, dass die beiden verabredet sind. Gabriele bestellt sich noch eine Tasse Kaffee.

Nach einer Weile vernimmt sie, wie der Mann darüber redet, wie er zu einem Judenhaus gekommen. Durch seine Tätigkeit im Reichssicherheitshauptamt Referat Enteignung ist er darüber informiert, welche Wohnungen frei sind. Angewidert ruft Gabriele nach der Bedienung. Sie bezahlt und gibt dem Mädchen ein Trinkgeld. Als sie in „Ihre“ Straße kommt, sieht sie schon von Weitem, dass in dem Haus der Familie Strauß Licht an ist. Sie bleibt stehen. Sofort wird sie an die Gespräche des Parteimitgliedes im Kaffee erinnert. Ist es mit dem Haus der Familie Strauß schon so weit? Zieht vielleicht morgen schon ein Obernazi dort ein. Gabriele schließt die Tür zu ihrem Haus auf. Sie geht erst in den Keller hinunter, als sie ein vereinbartes Klopfzeichen an die Kellertür hämmert. Sie holt für eine Brotzeit ein kleines Glas Gurken und eine Dose Blutwurst. Schließlich will Elmar eine Kleinigkeit essen. So wie nach jedem Spätdienst. Als die Essenware samt Besteck auf den Tisch liegt, geht sie zum Fenster. Das Licht im Haus drüben ist aus. Die Hausbesichtigung, denkt, sie ist

beendet. Da hört sie, wie die Haustür aufgeschlossen wird. Elmar kommt die Treppe hoch und betritt das Zimmer. Gabriele umarmt ihm und wird nach dem Essen alles erzählen. Elmar ist wütend. Er musste mit seinen Kollegen, obwohl es nicht ihre Aufgabe war, wieder Juden aus ihren Häusern vertreiben. Außerdem, so hat er erfahren, werden in drei Monaten Lebensmittelmarken eingeführt. Auch Gabriele erzählt von dem Gehörten und das im Haus der Strauß Licht war. Sie hat es der Familie im Keller noch nicht gesagt. „Wir müssen uns überlegen, wie wir die Familie heraus aus der Stadt bringen können“, sagt Elmar. „Und das so bald wie möglich“, ergänzt er. Am nächsten Abend sitzen sie mit der Familie Strauß zusammen. Sie informierten, was "draußen" los ist, und weisen darauf hin, dass er immer schwieriger wird, ihren Aufenthalt im Keller geheim zu halten. Auch die Versorgung mit Lebensmittel wird prekär. In einer Nacht im Januar 1939 sitzt Elmar in seiner Dienststelle. Er hat sich extra für diesen Nachtdienst eingetragen. Jetzt um 00.30 Uhr ist niemand mehr im Dienstzimmer der Verwaltung. Nur unten der Wachstube sitzen noch zehn Polizisten in Bereitschaft. Es ist kaum daran zu glauben, dass einer von ihnen hoch zu ihm kommen wird. Er sitzt und schneidet und klebt. Blanko Pässe hat er sich besorgt. Es war gar nicht so schwer. Schwieriger war es, die Stempel zu fälschen. Kurz vor Ende des Dienstes war aus den Münchener Juden Arier geworden. Herr Strauß, sogar ein Gestapomitarbeiter, ein Oberscharführer mit Sonderauftrag. Die Familie heißt nun Straße. Elmar beseitigt Papierreste, Bilder und nicht mehr benötigte Passvorlagen. Zufrieden mit seiner Nacharbeit geht er nach Anwesen. Zu Hause angekommen versteckt er die falschen Pässe hinter der Garderobe. Gabriele und die Familie im Keller erfahren zunächst nichts. Die Pässe sind auch an diesen Ort geblieben bis im April 1939. Am Abend des 20. April findet in einem Saalbau unweit der Straße eine „Volksversammlung“ statt. Um acht Uhr hat die Versammlung begonnen. Elmars Nachbarn sind zur bzw. mussten zu der Veranstaltung gehen. Auch Gabriele musste hin. Ihre ganze Abteilung wurde befehlsmäßig abkommandiert. Elmar hat sich schon Tage zuvor einen halben Tag freigenommen. Als Grund hat er den Besuch der Versammlung angegeben. Er geht natürlich nicht hin, sondern hilft seinen jüdischen Nachbarn, aus München wegzukommen. Früh hat er die Familie Strauß informiert, dass es am Abend losgeht. Er hat Frau und Tochter klargemacht, dass sie Angehörige eines Oberscharführers sind. Auch Herr Strauß muss sich

darüber im Klaren sein, einen Herrenmenschen spielen zu müssen. Der Ablauf: Es wird einzeln in Abständen von jeweils fünf Minuten aus dem Haus gegangen. Er gibt vom ersten Stock des Hauses ein Zeichen. An der Bushaltestelle, die ein paar Schritte vom Haus entfernt liegt, treffen sich alle wieder. Der Bus fährt zum Bahnhof. Dort wartet ein Schnellzug nach Hamburg. In Hamburg soll Herr Strauß bzw. Herr Straße eine Schiffsfahrkarte nach New York kaufen. Und zwar nur für sich. Sie werden diese Schiffsreise aber nicht antreten, sondern mit dem Taxi zum Flugplatz Hamburg fahren. In der Nähe des Flughafens übernachten sie in ein Hotel. Um elf Uhr dreißig fliegt ein Flugzeug nach Paris. Von dort ab haben sie die Möglichkeit, in verschiedene Länder zu kommen. Elmar macht Herrn Strauß noch einmal klar, ohne Skrupel in Deutschland den Ausweis Oberscharführer einzusetzen. Und so wie es sich Elmar gedacht und geplant hat, so ist es auch geschehen. Die Familie Strauß ist am 21. April 1939 in Paris angekommen. Elmar und Gabriele funktionieren das Kellerabteil, in dem die Familie Strauß untergebracht war, zu einem Luftschutzraum um. Es war auch nötig. Denn am ersten September begann der Krieg gegen Polen. Elmar und Gabriele dachten oft daran, wegzugehen. Sie ahnten, was auf ihnen zukommt. Er hat sich für den Fall des Falles eine Passvorlage besorgt. Auch die nötigen Stempel liegen zu Hause versteckt. Im November ist in dem Haus der Familie Strauß ein hoher SS-Offizier eingezogen. Es wird darüber geredet, dass dieser Offizier einer der Stellvertreter des Lagerkommandanten vom Konzentrationslager Dachau sei. Überhaupt hat sich das Miteinander in der Nachbarschaft sehr verändert. Nur zu einer Familie, sie bewohnt das Haus links neben dem Anwesen Habicht besteht wieder regelmäßiger Kontakt. Elmar musste die Beziehungen einschränken. Es hätte die Gefahr bestanden, dass die Familie Strauß entdeckt worden wäre. Jetzt sind wieder gegenseitige Besuche möglich. Das Jahr neigt sich dem Ende zu. Elmar und Gabriele haben das Glück, gemeinsam zwischen Weihnachten und Neujahr Urlaub bekommen zu haben. Elmar hat sich überlegt, wo man mit wenig Geld zu zweit Urlaub machen kann. Da erinnerte er sich an seine Verwandtschaft in Fränkischen. Sie haben einen Bauernhof mittlerer Größe. Unter anderen besitzen sie auch Pferde. Schließlich hat Elmar seinem Cousin einen Brief geschrieben. Anscheinend hocheifrig antwortet dieser. Gabriele und Elmar packen, als so weit war, ihre Koffer. Bevor sie sich auf die Reise machten, informierten sie ihren Nachbarn. Natürlich hatte Elmar seine Dienststelle darüber informier,

wo er sich zwischen den Feiertagen aufhält. Am Weihnachtsfeiertag, den Tag der Abfahrt, erreichen sie nach vier Stunden im Zug Nürnberg. Sie gehen ihre Koffer tragend vor den Hauptbahnhof. Elmar schaut auf seine Armbanduhr. „Er wollte um sechszehn Uhr eigentlich da sein“, sagt Elmar zu Gabriele. „Wir könnten ja erst einmal die Stadt besichtigen“, meint sie. „Dafür wird keine Zeit sein“, antwortete Elmar. Doch es kommt kein Pferdegespann vorbei. Nach einer Stunde Wartezeit beratschlagen die beiden Urlauber, was zu machen ist. Sie vermuten, dass etwas passiert sein muss. Gabriele geht zu den in Glasvitrinen ausgehängten Fahrplänen. Elmar steht immer noch draußen und hält verzweifelt Ausschau. Gabriele eilt durch Bahnhofsportale und sagt zu Elmar: „Nimm Deinen Koffer auf und folge mir nach.“ Elmar, etwas verdutzt, packt den Koffer und eilt ihr nach. Gabriele hält vor einer Fahrplantafel. Nach Abart geht auch ein Zug. Gabriele deutet auf den dementsprechenden Eintrag. „Ja, aber dann müssen wir immer noch zur Mühle laufen und das Gepäck tragen“, meint Elmar. Doch Gabriele bleibt hart. Sie besteht darauf, dass mit dem Zug nach Abart gefahren wird. Als sie zu dem Bahnsteig kommen, von dem der Zug wegfährt, haben sie Glück. Der betreffende Zug steht schon bereit. Es sieht erst so aus, als ob das Ehepaar Habicht allein mit dem Zug fährt. Die Zeiger der Bahnhofsuhr rücken immer näher an die Abfahrtszeit. Und wie auf einen Schlag strömen Leute auf den Bahnsteig. Familien mit nörgelnden Kindern. Soldaten, die sie sich von ihren Frauen, Verlobten, Freundinnen oder Eltern verabschieden. Einzelpersonen, Ehepaare und natürlich Gruppen der HJ, die in ihren Hetzliedern und Dummheit die Welt beanspruchen. Elmar widert das an und lehnt sich in den Sitz zurück. Gabriele ist trotz der Unruhe im Waggon eingeschlafen. Dann endlich der erlösende Pfiff vom Bahnsteig her. Der Zug fährt los. Erst ganz langsam, als ob man meinen könnte, er kommt nicht von der Stelle. Dann doch fährt er mit Volldampf in den nicht weit entfernten Bahnhof von Fürth ein. Die Kleinbahn hält an jeder kleinsten Station. So hat Elmar genug Zeit, sich zu überlegen, wie es dann ab Abart weitergehen soll. Schließlich liegt die Scherenmühle nicht gerade an der Bahnlinie oder in Abart. So wie er es noch in Erinnerung hat, muss zurück nach Frankenthal gegangen werden. Und dann noch am Bach entlang an die zwei Kilometer. Insgesamt also fünf Kilometer. Zu allem Übel fängt es auch noch zu schneien an. Gabriele wacht auf, als der Zug eine Weiche überfahren hat. Sie freut sich wegen der weisen Pracht. Diese Freude teilt Elmar nicht.

Er sinniert vor sich hin. Gabriele wagt es nicht, ihn jetzt zu stören. Diese Findung – und Denkphase bei Elmar gibt es immer vor schwerwiegenden Entscheidungen oder vor schwierigen Situationen. Nach einiger Zeit wird Gabriele aufgeschreckt. Ein Junge der HJ hat sie angestoßen, als er durch den Gang gelaufen ist. Rüpel denkt sie. Dann sieht sie, dass ihr Mann schon steht und seinen Mantel angezogen hat. „Hast Du es aber eilig“, spricht sie ihn an. „Die nächste Station ist unser Zielbahnhof. „Hier Dein Mantel.“ Mit diesen Worten wirft er ihr den Mantel zu. Der Zug hält. Die Urlauber aus München stehen auf dem Bahnsteig von Abart. „Hier zieht es ganz schön“, meint Gabriele. Ohne dem etwas hinzuzufügen, nimmt Elmar die Koffer auf und geht durchs Bahnhofsgebäude zum Vorplatz. Gabriele hinter her. „Und nun?“, fragt Gabriele. Elmar meint: „Er werde jetzt in Dorf gehen, um ein Fuhrwerk aufzutreiben.“ „Er kennt da einen früheren Kameraden.“ „Hans ist sein Name.“ „Auch ein großer Bauer.“ Er schickt Gabriele ins Wartezimmer des Bahnhofs. Diese macht sich auf den Weg und will gerade die Tür öffnen, als sie ein Pferdegespann hört. Sie dreht sich um und sieht, wie ihr Mann mit dem Lenker des Gespanns spricht und lacht. Als sie beim Gespann ankommt, sind die Koffer auf der kleinen Ladefläche verstaut. Elmar stellt den Mann vor. Es ist Hansi Üblacker, der sie abholt und zur Mühle bringen wird. Sie setzt sich zu den zwei Männern auf den Sitz. Hier erfährt sie, dass bei den Abels zwei Kühe gekalbt haben. Es war den Abels daher nicht möglich, nach Nürnberg zu fahren. Hansi war schon bei der Ankunft des vorletzten Zuges bei dem Bahnhof vorbeigefahren. Er freut sich, Elmar wieder zu sehen. Haben sie doch in früheren Zeiten, wenn Elmar in den Ferien in Abart war, zusammen einiges unternommen. Nach circa dreißig Minuten steht das Pferdegespann im Hof der Mühle. Gabriele stellt fest, dass es fast so aussieht, als wären sie in einem Burghof. Cousin Frieder kommt angerannt. Hinter ihm seine Frau Marianne. Sie entschuldigen sich mehrere Male dafür, dass sie ihre Gäste nicht abholen konnten. Nachdem Hansi sich auf den Weg nach Hause gemacht hat, werden Gabriele und Elmar ins Haus gebeten. Ihre Koffer werden von einem Knecht in ihr Zimmer gebracht. Zum Abendessen gibt es eine deftige Brotzeit mit Wein und Bier. Frieder bemerkt, nachdem sich alle satt gegessen haben und Elmar das Essen lobt, dass er sich nicht vorschreiben lasse, wie viel Hausschlachtungen er im Jahr machen darf. Elmar ist sich nicht sicher, ob er darauf antworten soll. Er konnte anhand der Gespräche und Diskussionen herausfinden, dass Frieder

durchaus sehr kritisch über das herrschende System spricht. Ihr Zimmer ist sehr gemütlich eingerichtet. Auch die Matratzen des Bettgestells sind sehr gut. Nach diesem anstrengenden Tag gehen beide ins Bett und schlafen sofort ein. An den folgenden Tagen nehmen sich Frieder und seine Frau sehr viel Zeit für Ihre Gäste. Ausgedehnte Wanderungen und eine Zugfahrt nach Würzburg und ein Besuch eines Laienspieltheaters in Abart stehen auch auf dem Programm. Die Großstädter genießen es, dass sie verwöhnt werden. So vergehen die Tage bei Cousin Frieder wie im Fluge. Dieser fährt am Abreisetag die beiden nach Abart zum Bahnhof. Gabriele bedankt sich für den schönen Urlaub und wünscht für die Zukunft viel Glück. Als Elmar und Gabriele in ihrem Abteil sitzen, fragt Elmar, ob Gabriele auch die vielen leeren Häuser in Abart gesehen hat? Gabriele fragt dagegen, wie es wohl der Familie Strauß jetzt ergeht? Nach einigen Stunden sitzen sie in ihrer Münchener Wohnung am Küchentisch. Elmar hat die Post hereingeholt. Ein Brief kommt ihm seltsam vor. Er öffnet ihn. Er liest vor: Uns geht es gut. Wir sind da, wo wir hinwollten. Alles Gute! Max Rose und Hubert. Gabriele entfährt ein: "Gott sei Dank."

In den nächsten Monaten wird eine Überlebensstrategie entwickeln. Sie suchen Kontakte zu ranghöheren Personen vor allem an ihren Arbeitsstätten. Man konnte seiner Überzeugung sich in diesem System nur aufrechterhalten, wenn man mit den vielen „Teufelchen“ paktiert. Bei Gabriele war das bis zum Herbst 1943 nicht nötig, da ihr Chef ihre politischen Einstellungen vertreten hat. Auch die militärischen Erfolge der Wehrmacht vor allem der über Frankreich brachten die beiden nicht davon ab, weiterhin den NS-Staat abzulehnen. Die Wehrmacht hat sich zum Instrument der braunen Verbrecher machen lassen. Die Polizei wurde dazu befohlen. Als Gabriele an einem Tag im Frühjahr 1940 ihren Frühdienst antritt, fällt ihr ein Plakat, das an der Tafel mit den Aushängen neu angebracht wurde, auf. Für die neuen Ostgebiete wurden junge Frauen gesucht: Nachrichtenhelferinnen, Postangestellte. Als sie sich umgezogen hat und aus der Umkleidekabine auf den Flur austritt, trifft sie ihren Chef. Dieser winkt sie in sein Büro. „Sie bewerben sich in ein Postamt in Warschau“, sagt er zu ihr. „Ich werde die Bewerbung ablehnen und nehme Sie ab sofort für den Verwaltungsdienst“, spricht er weiter. Gabriele ist sich im Klaren, warum ihr Chef diese Vorsorgemaßnahmen entscheidet. Sie erfährt auch, dass sich schon

zwei Damen für Einsatz im Osten gemeldet haben. Und dass nur noch eine Willige nötig ist, um die Bestimmungen aus dem Ministerium zu erfüllen. Ihr Chef meint dann noch, dass die Gruppenbesprechungen woanders stattfinden müssen. Das bisher genutzte Lokal steht nicht mehr zur Verfügung. Er meint den Zirkel. Gabriele hat einen Arbeitsplatz an einem Fenster zur Straße hinbekommen. Sie freut sich auf ihren neuen Aufgaben. Auch bei Elmar gibt es Veränderungen auf der Dienststelle. Viele seiner Kollegen wurden zu den Einsatztruppen der Polizei abkommandiert und in den Osten geschickt. Einige haben sich auch freiwillig gemeldet. Wie er von seinem Dienststellenleiter Jahre später erfahren hat, hat dieser ihn als untauglich bezeichnet. Der wahre Grund war wohl, dass die Aufgaben der Dienststelle wegen fehlenden Personals fast nicht mehr bewältigt werden können. So ist das Ehepaar Habicht, wie es sich nur ein paar Jahre später herausstellte, nicht nur mit einem blauen Auge davongekommen. Elmar und Gabriele fühlten sich in ihrer Meinung bestätigt, dass Hitler nur Verderben über Deutschland bringt, als am 4. Juni 1940 der erste Bombenangriff auf die Stadt beginnt. Elmar war einige Wochen davor von einem Lehrgang zurückgekommen. Er wurde zum Führer einer Flakbatterie ausgebildet. Seine Gruppe, in der sechzehnjährige Schuljungen und ältere Männer Dienst gemacht hatten, waren auch er mit dabei. Die Flakbatterie wurde außerhalb etwa fünf Kilometer Richtung Dachau installiert. An diesem 4. Juli wurde er zum ersten Mal von seiner Dienststelle wegkommandiert. Noch weiter 73 Angriffe folgten. Im Dezember 1944 wurde Elmar verwundet. Er wurde von einem Bombensplitter verletzt und kommt in ein Lazarett. Nach dem misslungenen Attentat auf Hitler hatte das Ehepaar Angst, von der Gestapo aufgesucht zu werden. Sie haben intensiv überlegt, mit welchen Personen sie sich über Hitler und das System geäußert haben. Dass die Sorgen nicht grundlos waren, zeigte die Festnahme des Chefs des Postamtes. Erst zu Weihnachten ist er wieder bei seiner Familie. Sichtlich von dem Aufenthalt im Gefängnis der Gestapo und den Verhören gezeichnet. Seine Stelle im Postamt wurde mit einer linientreuen Frau besetzt. Er wurde in eine Einheit der Flugabwehr versetzt und wurde bei dem Angriff im April des Jahres 1945 getötet. Zu seinem Cousin in Franken ist Elmar noch einmal gefahren. Grund war die Taufe eines Sohnes, das vierte Kind des Paares. Leider hat er den zeitlich eingeplanten Aufenthalt verkürzen müssen. Unschöne

Ereignisse waren der Grund. Sein Cousin musste den örtlichen Ortsgruppenleiter der NSDAP einladen. Nach dem Abendessen am Festtag wurde noch am Tisch sitzen geblieben. Der Nazi lobte die angeblichen Erfolge. Achtmal mussten die Anwesenden aufstehen und auf den Verbrecher aller Zeiten anstoßen. Inn Elmar hat sich eine Wut aufgestaut. Und als der Ortsgruppenleiter wieder einmal mit einer seiner Rede voller Hass fertig war, sagte Elmar. Eigentlich nur: "Sie leben doch völlig an der Realität vorbei." "Sie Träumer." Für ein paar Sekunden war es still. Der Ortsgruppenleiter verhielt in der Stimme. Er forderte Elmar auf, seine Äußerungen zurückzunehmen. Doch Elmar setzte nach und fordert den Ortsgruppenleiter auf, doch einmal nach München zu gehen. Elmars Cousin ging dazwischen und entschuldigt sich beim Ortsgruppenleiter. Er deutet auf den Alkoholspiegel seines Cousins hin. Am nächsten Tag war Elmar auf den Weg nach München. Zu seinem Entsetzen musste er erkennen, dass sein Haus nach einem am Vortag stattgefundenen alliierten Angriff nicht mehr steht. Sein erster Gedanke war der an Gabriele. Wo ist sie? Lebt sie noch? Da wurde von hinten gezogen. Elmar dreht sich um und erkennt einen Mann, der als Luftschutzwart fungiert. „Sie haben Glück, Habicht.“ „Wir haben ihre Frau aus dem Keller geborgen.“ „Sie müsste in einem Dorf in der Nähe von Garmisch sein.“ Elmar bedankt sich und macht sich zu einem Kasernengebäude auf, um sich zurückzumelden. Doch diese Truppenunterkunft gibt es nicht mehr. Es war schon fast in der Nacht, als er die Kaserne für Soldaten der Flugabwehr gefunden hat. Gabriele wohnt in einem Vorort von München. Gabriele, die schwanger ist, geht nicht mehr in die zerbombte Stadt. Elmar wurde dazu verdonnert, mit zu helfen, dass in der Stadt Ruhe und Ordnung herrschen. Vier Tage nach der Kapitulation regelt Elmar immer noch Verkehr. Nur sind es amerikanische Fahrzeuge, die er durch die Ruinen leitet. An einen Sonntagmorgen setzt er sich nach einem Spaziergang inmitten zweier ihm fremder Männer auf eine Bank. Vor ihnen das beschädigte Denkmal.

Alte Pinakothek

Nachdenklich legt Hubert Hambichl das Foto zur Seite. Es ist schade, denkt er sich, wenn man seine Eltern nicht gut gekannt hat. Nach einer Stunde auf dem Dachboden hat Hubert Hambichl genug vom Aufräumen. Er beginnt damit, die aussortierten Gegenstände nach unten in den Flur zu tragen. Kisten, Kartons, Schachtel und Fotos sowie Fotoalben. Alles soll entsorgt werden. Bis auf die besonderen für ihn wichtigen einzelnen Fotos und Fotoalben. Die wird er im Wohnzimmer noch einmal an und durchschauen. Nachdem er den Dachboden verschlossen hat, geht hinunter in sein Wohnzimmer. Er geht zum Fernsehapparat und macht ihn an. Mit der Fernbedienung in der Hand läuft er zu einem Sessel, den er zu seinem fünfzigsten Geburtstag geschenkt bekommen hat. Statt sich zu freuen, hat er sich damals über das großzügige Geschenk aufgeregt. Als ob er schon so alt wäre und so einen Sessel brauche? Seine Frau hat, wie er später erfahren hat, von diesem Geschenk abgeraten. Aber die Kinder waren von ihrer Idee nicht abzubringen. Mittlerweile ist er froh über das Geschenk. Nach Dienstschluss setzt er sich auf den Sessel und macht es sich gemütlich. Die Lehne etwas nach hinten. Die Beine werden durch das Richten des Fußteiles angehoben. Und das alles durch Drücken eines Knopfes. Hubert Hambichl betätigt die Fernbedienung des Fernsehers und schaltet auf den Bayerischen Rundfunk. Einige Leute behaupten, dass dieser ein halbstaatlicher Sender sein soll. Gerade wird von der Reise des Erbprinzen von Bayern berichtet. Der Prinz ist noch nicht transportfähig und wird noch mindestens vier Wochen in einem Krankenhaus in China bleiben müssen. Hambichl denkt sich, hoffentlich ist bis dahin der Raub aufgeklärt und die Kunstgegenstände sind wieder an ihren Plätzen in den Museen. Vorgestern war die letzte große Besprechung. Er ist mit Innenstaatssekretär Loder nach Nürnberg gereist. Es wurde mit den Polizeibeamten in Franken die Situation nach den Ermittlungen besprochen. Klar ist, dass die Täter und die Ware nicht auffindbar sind. Alle Antiquitätenhändler, Leiter von Museen und auch Geistliche, wurden angehalten, sofort bei den Ermittlungsbehörden anzurufen, wenn ihnen Exponate aus dem Raub angeboten werden. Auf der Rückreise nach München erzählt der hohe Beamte unter Versicherung der Verschwiegenheit des Polizeibeamten Hambichl, dass im Ministerium geprüft wird, ob das Haus Wittelsbach

Schadenersatzansprüche hat. Da die erdenklichen und größtmöglichen Sicherheitsvorkehrungen im Museum getroffen worden sind, neigt man zu der Meinung, dass keine Regressansprüche möglich sind. Der Erbprinz muss sich wohl mit dem Geld begnügen, was ihm die Versicherung zahlt.

Ein Gewitter hat sich über Würzburg entladen. Kräftige Windstöße wirbelten den Staub des Bahnhofsvorplatzes auf. Einige Abfallkörbe wurden aus ihrer Verankerung gerissen. Abfall liegt auf dem Platz herum. Als die Sonne das Grau des Himmels durchbricht und ein paar ihrer Strahlen den Platz erfassen, hält die Straßenbahn der Linie drei mit einem Ruck. Viele der Reisenden, die sich von ihren Sitzplätzen erhoben haben, um sich für den Ausstieg bereitzuhalten, versuchen eine Sitzlehne, eine Stehschlaufe oder Metallrohr zu erhaschen. Inmitten der Fahrgäste greift Andreas, Götz von Wetzhausen seinen Koffer. Seine Umhängetasche baumelt an seinem Körper hin und her. Er hat die Tasche sich schon vor zehn Minuten übergeworfen. Seine Freundin Clarissa, die ihm neben ihm steht und mit der linken Hand die an einer an der Decke befestigte Handschlaufe ergriffen hat, kann ihn nicht helfen. Sie ist schwanger. Obwohl die überraschende Versetzung ihres Freundes wegen der Erkrankung von Rudolf Schmidt schon zwangsläufig war, fällt es Ihr schwer, sich damit abfinden zu müssen. Sie wird ihn in den kommenden zwei bis drei Monaten nur an den Wochenenden sehen. Ausgemacht ist auch, dass sie ihn einmal für drei Wochen besuchen wird. Nachdem die beiden den Bahnhofsvorplatz überquert haben, kommen sie in die Bahnhofshalle. Die Halle ist total überfüllt. Es ist sehr schwierig, zu den Bahnsteigen zu gelangen. Schließlich erreichen sie den großen breiten Gang, von dem man auf die Bahnsteige kommt. Vom Gang aus sehen sie eine Tafel mit der Ziffer Fünf. Das ist der Bahnsteig, von dem der Intercity nach München fährt. Andreas hebt den Koffer Schritt für Schritt über Stufen auf den Bahnsteig. Der Zug ist noch nicht da. Er eilt zu den wenigen Sitzplätzen auf dem Bahnsteig. Zum Glück sind noch zwei Plätze frei. Andreas mahnt seine Freundin Clarissa, ihn jedenfalls anzurufen, wenn es Ihr schlecht geht. Er werde alles legen und stehen lassen und sofort zu Ihr fahren. Clarissa meint, bis jetzt habe sie die Schwangerschaft ohne Probleme überstanden. Er soll sich keine Sorgen machen. Außerdem wird sie im Büro weiterhin arbeiten und sich mit den Vorbereitungen für die Hochzeit beschäftigen. Es wird

Ihr nicht langweilig, bemerkt sie abschließend. Mit diesen Worten steht sie auf. Andreas ebenfalls. Dem beiden umarmen und küssen sich. Nachdem sie sich verabschiedet haben, geht Clarissa durch die Menschenmenge hindurch dem Ausgang zu. Andreas, Götz von Wetzhausen schaut auf seine Armbanduhr. Noch zehn Minuten muss er auf den Zug warten. Die vielen wartenden Menschen mit ihrem Reisegepäck schauen ungeduldig auf die Bahnhofsuhr. Nur gut, dass eine Platzreservierung vorgenommen wurde. Andreas holt seinen Fahrschein aus der Umhängetasche. Dazu auch die Bahnfahrkarte. Abteil drei liest er und Abschnitt

B. Er steht auf und läuft zu Abschnitt B des Bahnsteiges. Das sieht er am Bahnsteig gegenüber einem älteren Manne stehen. Er glaubt, die Person zu kennen. Andreas überlegt hin und her. Dann denkt er, es könnte Alois Weigner sein. Der Polizist im Ruhestand ist überall anzutreffen. Da dreht sich der Mann um. Es ist Alois Weigner. Die beiden Bekannten hat keine Zeit, aufeinander zu zugehen, um sich zu begrüßen. Jeden Moment müssen ihre Züge einfahren. Da geht ein Ruck durch die wartende Menge. Anscheinend ist der Intercity in Sicht. Andreas hebt seinen Koffer hoch. Schließlich fährt der Zug in den Bahnhof und hält an dem Bahnsteig 8. Gleich nachdem der Intercity gehalten hat, strömen die Reisenden zu den Türen des Zuges. Das Gedränge ist so stark, dass die Zuginsassen aussteigen wollen, Nöte haben, aus dem Zug zu kommen. Andreas lässt sich Zeit. Schließlich hat er einen festen Platz. Nachdem er mit Mühe seinen Koffer auf den Zug gehoben hat, macht er sich auf seinen Sitzplatz zu suchen. Den Koffer vor sich hebend erreicht er den Platz mit der Nummer dreihundertzwanzig. Nun muss er erst einmal einen jungen Mann auffordern, seinen Sitzplatz zu räumen. Dieser hat sich wohl schon gefreut, sitzend mit dem ICE an sein Ziel zu gelangen. Andreas weist den Mann daraufhin, dass der Platz neben ihm noch frei ist. Doch dieser lehnt ab und geht weiter. Nach der schwierigen Operation, um den Koffer zu verstauen, kann Andreas nun seinen Mantel ausziehen und sich hinsetzen. Schade, dass niemand neben ihm sitzt, denkt er. Doch dieser Gedanke hätte sich erübrigt, wenn eine Frau so an die fünfzig, ein paar Sekunden eher ihn gefragt hätte, ob neben ihm frei ist. Andreas, Götz von Wetzhausen mustert die Frau unbemerkt. Er betrachtet ihre Finger und stellt fest, dass sie wohl nicht in der Landwirtschaft tätig ist. Mehr eine Bürotätigkeit. Und an die fünfzig Jahre. Auch so eine angenehme Person. Nachdem der Intercity das

Stadtgebiet verlassen hat, greift die Frau in ihre Tasche und holt ein Buch hervor. Andreas hofft, dass sich seine Sitznachbarin nicht die ganze Fahrt lang hinter ihrem Buch versteckt. Andreas, Götz von Wetzhausen steht auf und holt aus seiner Umhängetasche eine Zeitung, die er von zu Hause mitgenommen hat. Bevor er sich wieder hinsetzt, streifen seine Blicke durch das Abteil. Er stellt fest, dass das Abteil voll belegt ist. Familien, Pärchen, Leute, die alleine reisen. Er wundert sich, dass er keine jungen Menschen, Studenten oder Schüler sieht. Da fällt ihm ein, dass noch keine Semesterferien sind. Amelie, die Tochter einer Nachbarsfamilie, studiert in Freiburg und ist ja auch nicht zu Hause. Er setzt sich hin und beginnt in der Zeitung zu lesen. Sein Interesse gilt zunächst den ersten zwei Seiten. Ein Abschnitt, der sich mit der Regionalisierung in Deutschland befasst, wurde auf der Titelseite unten rechts gesetzt. Er liest ihn aufmerksam durch und wundert sich danach, dass dieser Artikel hier platziert wurde. Auf einer sogenannten Bundesversammlung von regionalen Vereinen und Verbänden wurde eine neue staatliche Ordnung für die Bundesrepublik Deutschland gefordert. Auflösung der Bundesländer und die Einteilung Deutschlands in Regionen. Neue Wahlordnungen und Regionalverfassungen. Na, das wird den Länderfürsten wohl nicht gefallen. Schon gar nicht der bayerischen Staatsregierung und die sie tragenden Parteien. Und noch etwas Interessantes ist zu lesen: Der Kulturstatssekretär Deutschlands verhandelt mit dem russischen Kultusminister über die Rückgabe der im Zweiten Weltkrieg geraubten Kulturgüter. Schau mal einer an. Und wer verhandelt mit dem bayerischen Staat und der Wittelsbacher Stiftung über die Rückgabe der fränkischen Kulturgüter? Der Intercity hält. Andreas hat überhaupt nicht bemerkt, dass der Zug durch den Fürther Bahnhof und den Vororten von Nürnberg gefahren ist. Auch seine Nachbarin lässt von ihrem Buch ab und schaut aus dem Fenster. Sie steht auf und streckt sich. Andreas, der bisher schwer einschätzen konnte, welche Statur die Frau hat, kann nun feststellen, dass die Frau schlank ist. Außerdem ist sie schwanger. Die Türen des ICE schließen und der Zug fährt an. Das nimmt Andreas zum Anlass, seine Begleiterin anzusprechen.

Christine Stehl hat schon lange darauf gewartet, von dem Herrn neben ihr angesprochen zu werden. Vor einer halben Stunde, als der Zug von Nürnberg wieder angefahren ist, hat sie den Herrn gefragt, woher er komme. Sie erzählte ihm, dass sie Dozentin an der Universität in

Augsburg ist. Fachbereich Rechtswissenschaft ab dem siebzehnten bis neunzehnten Jahrhundert. Und dorthin ist sie unterwegs. Aber nicht mehr lange. In vier Wochen geht es zurück nach Franken. Ihr Mann ist von Aschaffenburg nach Würzburg versetzt worden. Er wird in der dortigen Universität Verwaltungsleiter. Sie ist froh darüber. Die ganze Fahrerei hat dann ein Ende, denn wir haben uns in Gerbrunn, einem Ort neben Würzburg ein Haus gebaut. Herr "von Wetzhausen" erzählte dann auch von seiner Frau und dem Kind, das in circa sechs Wochen kommen wird. Natürlich freut er sich auf seine Arbeit in München, auch wenn der Zeitpunkt des Kindes wegen nicht gerade günstig ist. In der Alten Pinakothek arbeiten zu dürfen ist schon ein Privileg. Und dann noch im geheimnisvollen Archiv der Wittelsbacher. Das wäre auch für sie sehr interessant.

Andreas schaut aus dem Fenster. Felder, Wiesen und Waldgebiete tauchen auf und verschwinden in Eile wieder. Fährt der ICE durch die Bahnhöfe der Städte und Dörfer, kann er die Ortsbeschilderung nicht lesen. Kurz vor Augsburg hält der Zug auf offener Strecke so abrupt an das einige Reisende von ihren Sitzen gerutscht sind. Auch Christine Stehl und er konnten sich gerade noch an den Auszugtischen festhalten. Kurz nach diesem Zwischenfall entschuldigte sich der Zugführer bei den Reisenden. Er bittet um Verständnis für die kommende Wartezeit von zwanzig Minuten. Ein Vorkommnis auf den Gleisen behindert ein Weiterkommen. Aus diesen zwanzig Minuten ist dann eine Stunde geworden. Da niemand aus dem Zug steigen durfte und es im Abteil doch recht eng ist, herrscht eine gewisse Unruhe. Vor allem die Kinder nörgeln herum. Auch heulten einige Kinder, dass sie wahrscheinlich von ihren Eltern zur Ordnung gezogen werden. Na endlich. Der Zug fährt weiter. Der Zugführer bedankte sich über die Lautsprecheranlage für die Geduld und gibt den Grund an, weswegen er den Zug angehalten hat.

Ein Suizid auf den Gleisen. Dieser Zug endet in Augsburg. Er weist auf das Dienstpersonal auf dem Bahnsteig des Bahnhofs aufmerksam. Von ihm kann man die Anschlusszüge erfahren. Andreas fragt Frau Stehl, ob sie in Augsburg mit ihm in ein Kaffee Lokal gehen würde. Es hängt natürlich davon ab, wann der nächste Zug nach München geht. Christine Stehl sagt zu und meint: "Ich bin sowieso noch lange genug allein in meinem Zimmer." Als die Ansage das Erreichen des Bahnhofs Augsburg ankündigt, werden Koffer und Taschen von den

Gepäckablagen herunter geholt Mütter ziehen ihre Kinder dem Ausgang zu. Es wird gestoßen und getreten. Die Sitznachbarn "von Wetzhausen" und Stehl bleiben erst einmal sitzen. Erst als niemand mehr im Abteil ist, stehen die beiden auf, nehmen ihr Gepäck und gehen zum Ausgang. Auf dem Bahnsteig können sie noch nicht. Wie Trauben hängen Reisende an den vier Herren des Auskunftspersonals. Gute zehn Minuten dauert es, bis Andreas erfahren kann, dass der nächste ICE erst in neunzig Minuten nach München fährt. Der Vorfall auf den Gleisen hat den Fahrplan durcheinandergebracht. Andreas teilt seine verspätete Abfahrt Frau Stehl mit. Ihre Gepäckstücke aufnehmend sagt diese, dass in der Nähe ein schönes Kaffeelokal gibt. Nach einigem Suchen finden sie die Gepäckaufbewahrung. Andreas hebt sein Gepäck in die Box und verschließt diese. Nach nicht einmal zehn Minuten erreichen sie das Kaffeelokal. Es ist gemütlich eingerichtet und es sind nur einige Gäste da. Nachdem sie sich einen Platz an einem Fenster ausgesucht haben, bestellt Frau Stehl sich ein Kännchen Kaffee. Andreas verlangt erst einmal nach einem Selterswasser. Die Themen, über die sich die beiden unterhalten, sind weitgehend Gespräche über die Familien. Andreas merkt auch, dass Frau Stehl die gleichen Ansichten über Franken hat wie er. Zwangsläufig kommt die Sprache auch auf den Raub der fränkischen Kulturgüter. Es ist schon verwunderlich, dass die Wertgegenstände noch nicht gefunden worden sind. Die beiden Kunstliebhaber hoffen nur, dass die geraubten Gegenstände nicht schon einzeln verkauft worden sind. Nach einem Blick auf seine Armbanduhr meint Andreas zu Frau Stehl hingewandt, dass er aufbrechen muss. Er ruft nach der Bedienung. Nachdem sie bezahlt haben, gehen sie aus dem Kaffeelokal. Nach einer durchaus herzlichen Verabschiedung und mit dem Versprechen, in Kontakt zu bleiben, trennen sie sich. Während Frau Stehl ihrem Zimmer zu eilt, begibt sich Andreas zu Hauptbahnhof. Er holt sein Gepäck aus dem Schließfach und läuft zum Bahnsteig drei. Der ICE ist noch nicht da, obwohl bis zur geplanten Abfahrtszeit nur noch fünf Minuten sind. Der Bahnsteig ist voller Menschen. Alles Reisende, die aufgrund der Verspätung nicht weiterkommen. Der Zug fährt ein. Andreas eilt wie die anderen auch zu den Türen des Zuges. Er steigt ein und hat Glück. Er bekommt einen Platz. Der ICE fährt los. Er will sich gerade im Sitz gemütlich machen, da sieht er wie eine ältere Frau, zwei Kaufhaustüten tragend, in das Abteil kommt. Ver zweifelnd sieht sich die Frau nach einem Sitzplatz um. Andreas steht auf und bietet der Frau

seinen Platz an. Er sieht der Frau die Erleichterung an und sie bedankt sich dafür mit einem Kuss auf Andreas linke Wange. Der ICE fährt so schnell durch die Landschaft, als soll die verlorene Zeit wieder aufgeholt werden. Nach einer geraumen Zeit sieht er, dass die Frau ihn herbeiwinkt. Er geht wieder in das Abteil. Währenddessen ist die Frau aufgestanden und hat ihr Gepäck in die Hand genommen. Sie bedankt sich noch einmal und sagt, dass sie in München-Pasing aussteigen wird. Einige Minuten später sitzt Andreas die kurze Strecke bis München Hauptbahnhof, wieder auf seinem Platz. Er macht sich Gedanken über die Pension, die er sich ohne Besichtigung ausgesucht hat. Seine vorgesetzte Behörde hat ihm eine Unterkunft mit dem Namen „Bayerischer Himmel“ empfohlen. Er hat den entsprechenden Sachbearbeiter darauf hingewiesen, dass er sich selbst darum kümmern will. Dann wurde ihm ein Schreiben geschickt, in welchem der Kostenrahmen stand. Andreas hat sich dann über das Internet fünf Gästehäuser ausgesucht und diese mit den entsprechenden Anfragen kontaktiert. Er konnte sich für keine Pension entscheiden. Nur aus Spaß gab er in die Suchmaschine

„München Ferienwohnung“ ein. Die Einträge, die zum Vorschein gekommen sind, haben auch nicht seinen Vorstellungen entsprochen. Dann hat er sich vom Fremdenverkehrsamt München eine Liste mit Pension und Ferienwohnungen zeigen lassen. Da entdeckte er einen Eintrag, in dem eine Ferienwohnung in einem Haus in der Dachauer Straße angeboten wurde. Andreas hat sofort dort angerufen. Es meldete sich eine Frau. Andreas hat mit ihr die Dauer seines Aufenthaltes und den Preis gesprochen. Die Münchnerin sagte ihm außerdem, dass die Wohnung vor einem halben Jahr neu renoviert wurde. Auch wurde sie neu möbliert. Andreas hat per Fax zugesagt und die Frau hat ihm die Vermietung bestätigt.

Der ICE fährt in den Münchener Kopfbahnhof ein. Andreas nimmt sein Gepäck auf. Eigentlich wollte er sich in der Halle auf eine Bank setzen. Doch die Sitzmöglichkeiten sind sehr eingeschränkt. Er kann keinen Platz finden. Eilende Menschen, die nur eines wollen, nämlich von A nach B zu kommen. Jugendliche mit großen Rucksäcken auf den Rücken. Hetzende Mütter mit einem oder mehreren Kindern, die oft schreiend hinterherrennen oder von den Müttern an den Händen gezogen werden. Verkaufsstände aller Art. Auskunft – und Aufsichtspersonal der Bahn oder von beauftragten Firmen, das sich

müht, ihrer Aufgaben gerecht zu werden. Die Zeit ist schon weit fortgeschritten. Andreas Magen meldet sich. Er sucht nach einem Restaurant. Ein deutsches Lokal findet er nicht. Nur Fast Food Lokale. Eines davon will er betreten. Da entdeckte er eine Grillstation. Er geht hin und sieht, dass dort noch zwei Sitzplätze frei sind. Ein halbes Hähnchen, Pommes frites und ein Brötchen und natürlich ein Bier sind sein Abendessen. Andreas lässt sich beim Essen Zeit. Er kann von seinem Platz aus dem ganzen Betrieb in diesem Teil des Hauptbahnhofs einsehen. Nach einer halben Stunde schließlich macht er sich auf, zum Taxistand zu gehen. Vom Eingangsportal des Hauptbahnhofs kann er die Mietwagen sehen. Den Mann, dessen Taxi als Erstes in der Reihe steht, spricht er an. Als er dem Fahrer sein Ziel Gabelsberger Straße mitteilt, sagt der Fahrer, was die Fahrt kostet. „Grundpreis + Kurzstreckenzuschlag + Gepäckzuschlag“. Andreas bleibt, wenn er nicht zu Fuß gehen muss, nichts anderes übrig, als die Kosten zu akzeptieren. Der Fahrer schließt den Kofferraum des Wagens auf. Er nimmt Andreas Gepäck und legt es hinein. Andreas hat sich inzwischen auf die Rückbank des Autos gesetzt. Der Fahrer setzt sich hinter das Steuerrad und stellt den Taxameter an. Dann geht es los. Sie fahren am Stachus vorbei. Richtung Westen. Viermal müssen sie halten und brauchen fast eine halbe Stunde, bis der Fahrer am Ziel ankommt. Andreas bezahlt die Fahrt noch im Taxi sitzend. Der Fahrer und er steigen aus dem Wagen. Während der Taxifahrer das Gepäck aus dem Kofferraum holt und es neben Andreas auf den Gehsteig stellt, schaut dieser das Haus, in dem er eine Zeit lang wohnen wird, an. Ein Neubau ist es nicht, stellt er fest. Vor einiger Zeit neu verputzt. Eingezwängt zwischen zwei modernen hohen Geschäftshäusern, wirkt es wie ein Baudenkmal aus dem letzten Jahrhundert.

Das Haus muss erst vor einem Jahr neu verputzt worden sein. Die Farbe hat noch ihren ursprünglichen Glanz. Auch der Anstrich der Fensterkreuze lässt auf eine erst in den letzten Jahren vollzogene Sanierung schließen. Andreas nimmt sein Gepäck auf und geht zur Haustür, die durch vier Steinstufen mit dem Gehsteig verbunden ist. Über dem Klingelknopf ist ein Namensschildchen angebracht. „Angermayer“ steht darauf. Andreas klingelt. Es dauert eine Weile, bis er Schritte hört. Die Tür wird geöffnet. Vor ihm steht eine adrett angezogene ältere Frau. Die braunen Haare sind nach hinten gebunden. Ein paar Fältchen durchziehen ihr Gesicht. Frau

Angermayer bittet Andreas, einzutreten. Sie läuft voraus in die Küche. Andreas stellt sein Gepäck im Flur ab und folgt ihr nach. In der Küche, die mit allen üblichen Geräten ausgestattet ist, wird ihm ein Stuhl angeboten. Auf dem Tisch liegen zwei Formulare. Es sind Anmeldeformulare. Andreas füllt die Formulare aus. Eine Ausfertigung bekommt Frau Angermayer. Das Original Andreas. „So, Sie kommen aus Würzburg“, fängt Frau Angermeyer an, Andreas auszufragen. Andreas gibt er bereitwillig Auskunft über sich, seiner Familie und Beruf. „Als mein Mann noch gelebt hat, sind des Öfteren nach Franken gefahren“, spricht sie weiter. Andreas erfährt nun, dass die Angermayers sehr oft in Bamberg waren und dass sie dort die Cousine ihres Ehegatten besucht haben. Vor zwanzig Jahren wäre es fast soweit gewesen und ihr Mann und sie wären auch nach Franken gezogen. Die Stadt München und eine Immobilienfirma haben sehr viel Geld für Ihr Grundstück und das Haus geboten. Sicher, das Geld hätten sie gut gebrauchen können. Aber ihr Mann, dem das Haus gehört hat, hat die Vorschläge abgelehnt. Auch nachdem die Firma ein sehr hohes Angebot vorgeschlagen hat. Ihr Mann ist stur geblieben. „Wenn ich einmal nicht mehr da bin, könnt Ihr mit dem Haus machen, was Ihr wollt.“

Frau Angermayer erzählt weiter, dass sie das Haus in einem halben Jahr verlassen wird. Sie hat sich in ein Wohnobjekt für ältere Menschen bei Füssen eingekauft. In Füssen lebt ihre Tochter mit einem Kunstmaler zusammen. Sie haben vier Kinder, die alle studieren. Andreas steht auf und sagt zu Frau Angermayer, dass er auf sein Zimmer gehen will. Das „Zimmer“ stellt sich als eine kleine Wohnung dar. Holzverkleidung in verschiedenen Variationen. Ein modern eingerichtetes Bad. Auch das Wohnzimmer entspricht ganz seinen Vorstellungen: eine moderne helle Couchgarnitur aus Leder. Dazu ein Sessel und Tisch. Dazu noch ein Breitbild- Bildschirm. Auch ein Schreibtisch ist im Raum. Ein Badezimmer mit Wanne und Dusche und WC. Daneben ist der Schlafraum. In einem kleinen Flur befindet sich ein schnurloses Telefon. Andreas staunt. Eigentlich wollte er ein größeres Zimmer mit Bad und einer kleinen Küche. Nun hat er eine kleine Wohnung bekommen. Und das bei einem Preis, von dem auch seine Dienststelle überrascht sein wird. Andreas geht ins Bad, um zu duschen. Davor schaltet er das Radio an. Nachdem er nach dem Duschen seine Haare trocken geföhnt hat, verlässt er das Badezimmer. Er hört, wie der Nachrichtensprecher berichtet, dass der Erbprinz

noch zwei Wochen in einem chinesischen Krankenhaus bleiben muss. Nach diesem Zeitraum ist er transportfähig und kann zurück nach München geflogen werden. Andreas denkt sich, der Erbprinz kann ruhig noch länger im Reich der Mitte bleiben. Oder auch für immer. Er macht das Radio aus, um danach den Fernseher anzuschalten. Die „Nachrichten aus Bayern“ melden, dass die geraubten Kulturgüter noch immer nicht gefunden worden sind. Auch einzelne Teile nicht. Darum geht man davon aus, dass das Beutegut noch in Franken versteckt ist.

Andreas holt sein Handy aus der Tasche und wählt die Nummer seiner Frau. Es dauert eine geraume Zeit, bis sie sich meldet. Er erzählt ihr von seiner Reise und den Vorkommnissen auf den Weg nach München. Auch von Frau Stehl, die auch ein Kind erwartet. Und natürlich von seiner erstklassigen Wohnung und Frau Angermayer, der netten Vermieterin. Sylvia hat auch ein paar Neuigkeiten. Sie berichtet von Razzien der Polizei bei einigen Kunsthändlern in Schweinfurt und Würzburg. Ohne Erfolg. Nachdem Andreas weggefahren ist, hat sie einen Arztbesuch gemacht. Es ist alles in Ordnung. Dem Kind geht es gut. Wahrscheinlich muss der Entbindungstermin vorverlegt werden. Das Telefonat ist zu Ende. Obwohl Andreas eigentlich müde ist, beschließt er, sich noch ein Bier zu genehmigen. Er hat bei seiner Ankunft eine Kneipe gesehen. Er zieht seine Jacke an, geht hinunter auf die Straße, die er überquert. In der Gastwirtschaft sind nur wenige Gäste. Durch die Bank Einheimische. Er setzt sich an die Theke. Der Wirt gibt ihm sein Bier, das er bestellt hat. Ein Tisch ist voll besetzt mit Männern, die diskutieren. Der Wirt kommt und zeigt zum Tische und sagt: „Alles Monarchisten.“ Sie reden über den Erbprinzen. Dann fragt der Wirt, woher Andreas kommt und seit wann er in München ist und was er in München macht. „Aus Franken“, sagt der Andreas leise. „Die da drüben sind nicht gerade gut auf Franken zu sprechen.“ Andreas erklärt dem Wirt, dass er Beamter ist und hier in München nach den Hintermännern des Raubes sucht. Er glaubt nicht, dass die Planung des Raubes in Franken erfolgt ist. Der Wirt gibt sich zu fügen. Nach dem zweiten Bier zahlt Andreas. Er wäre gerne mal zur "Alten Pinakothek" gelaufen. Doch die Zeit ist schon zu weit fortgeschritten. Also macht er sich auf, in seine Wohnung zu gehen. Dort angekommen legt er sich schlafen.

Georg Debrotesch und Ferdl Leuschner im fernen Sizilien kommen von einer Bootsfahrt in das Hotel zurück. Sie laufen an der Rezeption vorbei. Der Portier bittet Georg, zu ihm zu kommen. Georg wird ein Brief überreicht. Der Mann aus Deutschland denkt sich, wer hat uns da ausfindig gemacht? Die beiden gehen auf ihre Zimmer. Nach einer Viertelstunde kommt Ferdl zu Georg. „Ist das ein Schreiben der Staatsanwaltschaft oder eines von der Polizei“, fragt er seinen Freund. Georg erzählte, dass die Post vom Nachlassgericht ist. In vier Wochen ist in Haßfurt die Testamentseröffnung. „Ich denke, wir werden unsere „Zelte“ hier abbrechen und nach Deutschland zurückkehren.“ Und zwar getrennt. Und hier tauchen die Probleme auf. Was ist mit ihren Freundinnen, die sie hier kennengelernt haben und lieben. Es wird nicht einfach werden, die beiden zu überzeugen, mit nach Deutschland zu kommen. Ihre Freundinnen kommen nicht aus armen Familien. Darum ist es umso schwieriger, sie zu einem Umzug zu bewegen. Georg und Ferdl sind hier heimisch geworden. Sie wurden in den Familien ihrer Freundinnen aufgenommen und können sich schon vorstellen, ihr Leben hier zu vollbringen. Am nächsten Tag früh morgens beim Frühstück wird nur von einem Thema geredet. Sizilien oder Deutschland? Man einigt sich schließlich darauf, dass Georg zur Testamentseröffnung nach Haßfurt fährt. Alles, was er geerbt hat, verkauft und danach nach Sizilien zurückkehrt. „Aber Cäcilia fährt mit Dir“, sagt Ferdl. Ferdl hat Angst, dass Georg doch in Deutschland bleibt. Georg nickt und sagt: "Wenn Du meinst, dass sie mitgeht." „Warum nicht“, sagt Ferdl, „sie wollte schon immer einmal Deutschland sehen.“ Das Thema ist vorerst abgeschlossen. Die Freunde gehen zum Strand, um ihre geplante Strandwanderung zu beginnen.

Andreas, Götz von Wetzhausen sitzt zufrieden am Frühstückstisch. Ein Kännchen Kaffee neben sich. Drei Brötchen, Marmelade und Käseschnitten. Das alles hat ihm Frau Angermayer gebracht. Ganz nebenbei bemerkt sie, dass das ein Willkommensfrühstück sei. Ab morgen müsse er selbst für das Frühstück sorgen. Bevor er sich an den Tisch gesetzt hat, hat er aus einem Zeitungsständer einen Pack Zeitschriften genommen. Er blättert, liest verschiedene, ihn interessant erscheinende Artikel. Bei der vierten Zeitschrift, die er in die Hand nimmt, fällt ihm eine Überschrift ins Auge. „Wittelsbacher sind keine Bayern, sondern Schwaben!“ Er nimmt erst sein Frühstück zu sich. Danach liest er den Artikel aufmerksam

durch. Demnach sollen die Wittelsbacher von einem Dienstmann Vitilo bzw. Vitalis abstammen, die verschiedenen Grafen dienten. Bei Oberwittelsbach nahe Augsburg ist die Burg. Der Stammsitz der Wittelsbacher. Diese Veste der Wittelsbacher soll angeblich 1209 gewaltsam zerstört worden sein, als Reaktion auf die Ermordung des römisch- deutschen Königs Philipp von Schwaben durch den bayerischen Pfalzgrafen Christian

VII. Interessant findet es Andreas, dass auf der Ruine eine spätgotische Kirche steht. Für seine morgen anstehende Arbeit im Archiv der Wittelsbacher wäre es doch ganz gut, mal hinzufahren. Andreas zieht seine Jacke an, stellt das Frühstücksgeschirr auf das Tablett und geht die Treppe hinunter zur Küche. Frau Angermayer ist nicht da. Er stellt das Tablett auf die Spüle ab. Ein kühler, frischer Wind empfängt ihn, als er das Haus verlässt. Schnellen Schrittes eilt er dem Bahnhof zu. Im Bahnhof ist viel Betrieb. Berufspendler eilen ihren Zügen zu. Ältere Menschen stehen vor den Fahrplänen, um zu schauen, ob die Reiseangaben auf ihren Begleitscheinen stimmen. Schulklassen formieren sich, um gemeinsam zu den Zügen zu gehen. Auch Andreas eilt zur Tafel mit den Zugverbindungen. Er stellt fest, dass nach Oberwittelsbach überhaupt keine Züge fahren. Es gibt nur Busverbindungen. Also zum Busbahnhof. Dort angekommen blickt er sich den Fahrplan an. Er schaut auf seine Uhr und vergleicht die Daten. Genau eine Viertelstunde hat er noch Zeit. In Ruhe kauft er seine Fahrkarte und am Kiosk eine in München erhältliche fränkische Tageszeitung. Auf der Bayernseite ist ein kleiner Absatz über einen Hauptkommissar a. D. Weigner zu lesen. Dieser wirft Polizei und Staatsanwaltschaft vor, im Falle der geraubten fränkischen Kulturgüter ineffizient zu arbeiten. Die Behörden sind schuld, wenn dieser Schatz nicht mehr vollständig gefunden wird. Weiger glaubt fest daran, dass sich das Raubgut noch in Franken befindet. Da kommt der Bus. Außer ihm steigt nur eine Mutter mit zwei Kindern zu. Trotz des Berufsverkehrs kommt der Bus gut voran. An den auf dem Weg befindlichen Haltestellen steigen nur wenige Leute ein. Die Frau mit den Kindern verlässt den Bus eine Station vor Oberwittelsbach. Je näher der Bus dem Ort kommt, um zu ungemütlicher wird das Wetter. Heftige Windböen versuchen; den Bus aus der Bahn zu drücken. Andreas muss sich festhalten. Der Bus hält an einer Haltestelle mit Wartehäuschen. Als Andreas ausgestiegen ist, flüchtet er dorthin und setzt sich auf eine Bank. Der Ort wirkt wie ausgestorben. Nicht einmal

landwirtschaftliche Fahrzeuge sind zu sehen. Andreas hält sich nicht lange auf. Er weiß, welchen Weg zur Ruine er gehen muss. Im Wartehäuschen ist ein Lageplan ausgehängt. Daneben eine Box mit Faltblättern. Auf den Blättern ist eine Wegbeschreibung zur Ruine gedruckt. Nachdem er sich einen Flyer genommen hat, geht er los. Gegen den Wind ankämpfend, läuft Andreas dem Ortsrand zu. Rechts durch die letzte Gasse. Der Wind wird ausgebremst von den Anwesen und Häusern bis zum Ende des Dorfes. Von hier kann er die Festungsanlage sehen. Auch die Kirche. Eine Betonstraße scheint bis zum Burgberg zu gehen. Andreas macht sich auf. Schnellen Schrittes kaum um sich schauend geht des Weges. Dann bleibt er stehen, um zu sehen, wie weit es noch bis zur Kirche ist. Ein Donnerschlag lässt ihn erschrecken. Das Gelände zur Kirche steigt an. Andreas muss sich gehörig anstrengen. Zumal es hundert Meter vor dem Ziel zu regnen anfängt. Fast völlig durchnässt erreicht Andreas die Kirche. Er flüchtet sich hinein und zieht seine durchnässte Jacke aus, um sie an einem Kirchenstuhl aufzuhängen. Es ist eigentlich warm hier, denkt er sich. Er geht zu der Gottesdienstordnung, die im Eingangsbereich in einem Holzkästchen an der Wand hängt. Ach ja, denkt er, es war von noch nicht zu langer Zeit Gottesdienst in der Kirche. Zwei Seitenaltäre und der Hauptaltar. Nichts Außerordentliches, was die künstlerischen Aspekte betrifft. Andreas verlässt die Kirche. Von Weitem sieht er ein Denkmal. Er geht dorthin. Zum Nationaldenkmal. Auch vor einem Gedenkstein bleibt er stehen. Da er sich für die beiden Denkmäler nicht interessiert, geht er zur Kirche zurück. Er setzt sich in die mittlere Bankreihe und schaut sich den Hochaltar und die beiden Nebenaltdäre genau an. Nach einer Weile steht er auf und geht zum Eingang der Kirche. Dort findet er auf einer Ablage, Prospekte liegen. Auf einem Prospekt liest er auf dem Titelblatt: Marien-Wallfahrtskirche „Maria zum Siege“. Diesen Prospekt nimmt er und geht auf seinen Platz zurück. Erbaut Anfang des 13. Jahrhunderts und als Wallfahrtskirche ab 1418 benannt, liest er. Der Hochaltar mit Bild der Muttergottes mit dem Jesus Kind. Die Seitenaltäre mit weiteren Geschichten und Symbolen der christlichen Lehre. Links neben der Kanzel entdeckt er ein sogenanntes Kartenbild. Er steht auf und geht dahin. Er liest: „Christus in der Kelter“. Dieses Kartenbild hat zwei Flügeltüren. In der Mitte der rechten Flügeltür ist das Bildnis eines Mannes auf einer Holztafel gemalt. Links, ebenso eine Holztafel, die beschriftet ist. Entziffern kann er nur eine Jahreszahl, nämlich 1818.

Er geht zurück zur rechten Flügeltür. Irgendetwas hat ihn stutzig gemacht. Es war nicht das Bild. Kurz entschlossen holt er sich einen Stuhl, der neben dem Beichtstuhl steht. Trotz der Gefahr, dass jederzeit jemand die Kirche betreten kann, stellt er den Stuhl vor die Flügeltür und steigt darauf. Dann kann er es erkennen: Am rechten Rand, in der Mitte der Holztafel ist eine geringfügige Vertiefung in der Flügeltür. Andreas greift in seine rechte Hosentasche und holt ein Taschenmesser heraus, da er immer bei sich hat. Es hat zwei Klingen. Eine Große und eine kleine. Er klappt die kleine Klinge aus dem Kneif und führt die Spitze in die Vertiefung und spürt, dass die Klinge an die Holztafel stößt. Vom unten nach oben drückend, immer an der Tafel angesetzt, versucht er diese aus der Flügeltür zu bekommen. Nach mehreren Bemühen gibt er es auf. Er steckt als letzten Versuch, den kleinen Finger der rechten Hand in die Vertiefung. Da rutscht der Finger nach unten ab. Andreas drückt nun die Tafel nach vorne. Die Tafel löst sich. Andreas kann sie mit der rechten Hand greifen und nimmt dann auch die linke Hand dazu. Nun hält Andreas die Tafel in den Händen. Er besieht sie vorne, hinten und an den Seiten. Er erkennt nichts Außergewöhnliches. Bevor er die Tafel wieder in die Flügeltür steckt, greift er in die Öffnung und tastet die Rückwand ab. Da spürt er, dass etwas in der Vertiefung sein muss. Er streckt sich und kann ein Papier fühlen und greift es. Das Papier in der Hand steigt er vom Stuhl und setzt sich. Bevor er die Tafel mit Bild in die Öffnung steckt, greift er noch einmal in den Bildrahmen die Öffnung in der Flügeltür. Er hat das Gefühl, dass weitere Schriftstücke vorhanden sein müssen. Er steigt von dem Stuhl herab und schaut sich in der Kirche um. Neben dem Hochaltar ist die Tür zur Sakristei. Darin ist bestimmt eine Standleiter, denkt er. Er geht zum Eingang der Kirche. Auf einem kleinen Bücherregal sieht eine Tafel aus Blech liegen. Darauf steht: kein Zutritt – Kirche geschlossen. Er nimmt das Blechschild, macht die Tür auf, sieht sich draußen kurz um und hängt das Schild an den äußeren Türgriff. Dann nimmt er einen Stuhl und klemmt ihn zwischen den Fußboden und inneren Türgriff. Wieder vor der Sakristei begutachtet er das Türschloss. Er dreht sich um, um zu sehen, ob er in der Kirche einen Gegenstand findet, mit dem er das Schloss aufmachen kann. Beim Umdrehen stößt sein Ellenbogen an die Türe der Sakristei. Diese geht auf. Andreas betritt die Sakristei und sieht an einer Wand lehnend eine Standleiter. Er nimmt die Leiter und trägt sie zum Kartenbild, um diese vor der betreffenden Flügeltür abzustellen. Er

will gerade hinaufsteigen, als ein kräftiger Donnerschlag zu hören ist. Danach ein Blitz. Regen hört er darnieder prasseln. Nun gut, denkt Andreas, jetzt werde ich jedenfalls nicht gestört. Er steigt hinauf und langt in die Öffnung im Seitenflügel. Nachdem sein Arm fast eine halbe Länge in der Öffnung verschwunden ist, kann er eine Papierrolle fassen. Er holt die Rolle heraus und steckt sie in die Innentasche des Jacketts. Dann nimmt er die Bildtafel und steckt diese in die Flügeltür. Er vergewissert sich, dass die Tafel richtig und passgenau wieder an ihrem angestammten Platz ist. Die Leiter stellt er in die Sakristei zurück. Bevor er sich zum Ausgang begibt, kehrt er noch einmal zum Kartenbild zurück. Er sieht sich genau um. In der Gewissheit, dass er nichts zurückgelassen hat, verlässt er die Kirche.

Zum Glück hat es zu regnen aufgehört und der Wind hat sich gelegt. Er läuft zur Bushaltestelle. Als er die Haltestelle erreicht, schaut er auf die Fahrplantafel. Andreas hat noch gut eine Stunde Zeit, bis sein Bus kommt. Zeit genug, um sich in Oberwittelsbach um zu schauen. Da gibt es nicht viel zu sehen. Der Ort wirkt wie ausgestorben. Viele landwirtschaftlich Anwesen und einige Ein – oder Zweifamilienhäuser. Die meisten der Einwohner werden wohl in Augsburg, Friedberg oder Aichach arbeiten. Andreas geht zur Bushaltestelle zurück. Der Bus kommt. So an die fünfzehn Personen steigen aus. Hätte man nun angenommen, dass diese Leute froh und unbeschwert aus dem Linienbus steigen, hat man sich getäuscht. Bis auf einzelne Pärchen, die sich unterhalten, erblickt Andreas missmutige Gesichter, die von ihm kaum Notiz nehmen. Nachdem die letzten Oberwittelsbacher den Bus verlassen haben, steigt er zu. Er zeigt seine Rückfahrkarte dem Fahrer und läuft in den hinteren Teil des Busses. Dort setzt er sich auf die letzte Bank. Sechs weitere Fahrgäste begleiten ihn nach München. Felder und Wiesen, auf denen Kühe und auch Pferde weiden, ziehen an ihm vorüber. Es dauert eine Weile, bis der Bus durch die Vororte von München fährt. Andreas hat bisher noch keinen Blick auf die Dokumente aus dem Kartenbild geworfen. Er will sich alles in seiner Wohnung anschauen. Und doch ahnt er, dass das, was er bei sich hat, höchst brisant sein muss. Eine halbe Stunde später steht er auf dem Bahnsteig, an dem sein Zug zum Stehen gekommen ist. Er erschrickt wegen der vielen Polizeibeamten in der Bahnhofshalle. Sind diese wegen ihm da? Denn auch wenn er es nicht wahrhaben will, die Entnahme der Dokumente kann man durchaus als

Raub bezeichnen. Andreas beeilt sich, aus dem Bahnhofsgebäude zu kommen. Sein erster Gedanke ist, ein Taxi zu nehmen. Doch dann entscheidet er sich, zu seiner Wohnung zu gehen. Mittlerweile ist es neunzehn Uhr dreißig geworden. Zeit, eine Kleinigkeit zu essen. Er findet nach längeren Suchen eine Gastwirtschaft mit dem Namen „Preußenstube“. Sie ist sehr gemütlich eingerichtet. Beim Durchsehen der Speisekarte fällt ihm auf, dass der Wirt unter anderem auch Weine aus Franken anbietet. Leider sind die Weine preislich viel zu teuer. Andreas bezeichnet dies als Wucher. Aber das wird in jeder Großstadt so sein. Andreas hält in seinen Überlegungen inne. Die Bedienung dem Aussehen nach einer Studentin steht neben ihm. Er entschließt sich zu einer halben Maß Bier. Zum Essen bestellt er sich einen Brotzeitteller. In der Karte mit dem Namen Wildschütz benannt. Die Wartezeit bis zum Auftragen seiner bestellten Mahlzeit nutzt er damit, zu Toilette zu gehen. Der Weg dorthin führt an der Küche vorbei. Durch die halb offene Küchentür sieht er am Herd stehend, seine Vermieterin. Auch sie, wie viele Rentnerinnen und Rentner, müssen zu ihrer Rente hinzuverdienen. Andreas nimmt an, dass der Tod ihres Mannes diesen Zuverdienst mit nötig macht. Wieder am Tisch denkt Andreas an seine Frau, die sich zu diesem Zeitpunkt wohl schon zum Schlafen hingelegt hat. Vielleicht war es auch etwas zu früh, am Donnerstag nach München zu fahren. Sicher, er hat heute eine große Entdeckung gemacht. Der Tag war erlebnisreich. Doch stehen ganze drei Tage noch vor ihm. Das Essen wird gebracht. Andreas macht sich darüber her. Erst jetzt merkt er, welchen Hunger er hat. In sehr kurzer Zeit hat er sein Essen verschlungen. Nachdem die Bedienung den Tisch aufgeräumt hat, sinniert er sich an seinem Glas festhaltend vor sich hin. Er wird müde und denkt, dass es wohl an der Zeit wäre, sich auf dem Heimweg zu machen.

Der Samstag steht dem Freitag bei Weitem nicht nach. Auf jedem Fall, was das Wetter betrifft. Andreas schaut sich durch ein Fenster den mit Regenwolken behangenen Himmel an. Er geht vom Fenster zum Tisch und setzt sich auf einen Stuhl. Gefrühstückt hat er schon. Was soll er an diesem Tag unternehmen? Sich die „erbeutete“ Schriftrolle ansehen? Dazu hat er weder Lust noch Muse. Er hat schon in Erwägung gezogen, nach Wetzhausen zu fahren, um seine Verwandten im Schloss aufzusuchen. Ist es doch schon eine Zeit her, als die beiden älteren Herrschaften ihn begrüßen konnten. Doch

angesichts der schlechten Zugverbindungen und der Wahrscheinlichkeit, dass Clarissa ihn für verrückt erklärt, wenn er heute Abend auftaucht, hat er dieses Ansinnen wieder verworfen. Noch eine Möglichkeit wäre, dass er sich mit seiner Zugbekanntschaft Christine Stahl in Augsburg treffen könne. Doch auch diesen Gedanken verwirft er. Missgelaunt wegen seiner Unentschlossenheit geht er zum Fernsehapparat und schaltet ihn an. Er schaltet die Programme durch, bis er zu einem Bericht über die Eroberung Amerikas kommt. Ein sehr kritischer Beitrag eines amerikanischen Studenten, der die Geschichte der USA als Studienfach ausgewählt hat. Er bezeichnet die Inbesitznahme Amerikas durch die Weißen als Völkermord. Die Vertreibung der letzten Ureinwohner in Reservate und die Vernichtung durch den Raub ihrer Lebensgrundlagen und nicht zuletzt die Dezimierung durch Alkohol. Nach diesem Beitrag geht er zur Garderobe und nimmt seinen Mantel. Einen Spaziergang will er machen. Vielleicht ergibt sich ja auf dem Weg etwas Interessantes. Das Problem ist nur, Andreas kennt München. In der Stadt hatte er einen Teil seines studentischen Lebens verbracht. Außerdem musste er bestimmt dutzend Lehrgänge besuchen. Also in ein Museum oder ähnlichen Einrichtungen braucht er gar nicht zu gehen. Interessant wäre es vielleicht, beim „Deutschen Museum“ mal rein zu schauen, ob es neue Ausstellungsstücke gibt. Er macht sich auf zum Bahnhof. Diesmal zu Fuß. Bevor er sich zur Straßenbahnhaltestelle begibt, geht er in den Bahnhof hinein, um eine Kleinigkeit zu essen. An einer Imbissbude verlangt Andreas nach einer Bratwurst. Es gibt sogar „Thüringer“. Die „Thüringer“ im Brötchen in der Hand sucht Andreas eine Bank in der Bahnhofshalle. Er findet keine, um sich setzen zu können. Er wollte sich gerade wieder nach draußen begeben, als er hinter einer Tür aus Glas zwei Reihen Stühle aufgestapelt stehen. Man kann es ja mal versuchen, denkt er. Er geht zur Tür und drückt den Hebel der Tür hinunter. Die Tür ist nicht verschlossen. Ohne sich zu genieren, packt er einen Stuhl und nimmt diesen mit in die Halle. Unweit des Ausgangs stellt er den Stuhl ab und setzt sich darauf. Gemütlich ist er seine Bratwurst und beobachtet das Treiben. Irgendeine Organisation, Museum oder eine politische Partei muss an diesem Wochenende eine Veranstaltung haben. Viele Menschen, die von den Bahnsteigen in die Halle kommen, ziehen Trolleys hinter sich her oder schleppen ihre Koffer durch die Halle. Durchweg junge Leute. Andreas hört schon etwas weiter weg, Geschrei. Er steht auf und sieht, wie

Beamte der Bundespolizei einen Obdachlosen aus dem Bahnhof vertreiben. Gut erzogen, wie er ist, nimmt er den Stuhl und trägt diesen zurück in den Raum, aus dem er ihn genommen hat. Zwanzig Minuten später sitzt er in einen Wagen der Straßenbahnlinie 18, um zur Museumsinsel zu fahren. Am Stachus steigen noch viele Leute zu. Das „Deutsche Museum“ ist immer noch ein sehr beliebtes Ziel von Touristen. Die Straßenbahn fährt bis wenige Personen fast leer davon. Die Menschenmenge an der Haltestelle vor dem Museum setzt sich in Bewegung. Einige der Menschen lösen sich aus dem Pulk und laufen schnell zu den Kassen, an denen man die Eintrittskarten bekommt. Andreas muss zwanzig Minuten warten, bis er am Schalter und vor der Dame steht, die freundlich und mit Geduld jeden der vor ihr steht, bedient. Andreas kommt in eine kleine Vorhalle. An den Wänden dieser Halle sind Plakate angebracht worden. Es wird darauf mit großen Schriftzügen auf Thementausstellungen hingewiesen. Auf einem Plakat steht: „Digital – wo bleibt der Mensch“. Andreas beschließt, in diesen Raum zu gehen. Außerdem will er das Planetarium besuchen. Als er das Museum verlässt, ist es sechszehn Uhr dreißig. Eigentlich müsste er später noch einmal in das Museum kommen. Andreas hat höchstens die Hälfte der Ausstellungsräume besuchen können. Er hat sich nur die Themenbereiche ausgesucht, die ihm am stärksten interessiert haben. Er geht zur Straßenbahnhaltestelle. Nur sechs Personen warten, um zum Hauptbahnhof fahren zu können. Einige von ihnen laufen unruhig hin und her. Andreas setzt sich auf die Bank und streckt seine Beine aus. Jetzt erst fühlt er, wie müde er ist. Nach einer Weile hört Andreas die Straßenbahn kommen.

Ein wunderbarer Sonntag. Die Sonne wirft ihre Strahlen auf die Erde so stark, dass viele der Ausflügler und Wanderer ihre Jacken ausgezogen haben, um nicht zu schwitzen. Der Ammersee schimmert leicht blau zum Berg hinauf. Auf dem Seeherrsch reger Betrieb. Paddel – und kleine Segelboote, Motorboote und Jachten kreuzen hin und her. Ein Bild wie geschaffen wie für ein Postkartenmotiv. Hoch über dem See in der Gaststube von Kloster Andechs sitzt Andreas an einem Fenster. Er ist zeitig von München weggefahren. Die Fahrt führte über Planegg, Gauting nach Straubing. In Straubing und den Landkreis Straubing wohnen die reichsten Leute hat er gehört. Es soll dort alles kostspieliger sein als wie in München. Er ist dann in Tutzing in einen Bus umgestiegen und über Feldafing nach Andechs gekommen. Da es

noch relativ früh ist, sind wenige Besucher in der Gaststätte, die ab zehn Uhr geöffnet hat. Andreas steht auf und holt sein Getränk, ein Pils. Er schaut auf die Uhr. Zeit, sich an der Theke anzustellen, denn hier auf Andechs muss man sein Essen selbst abholen. Bei diesen vielen Gästen kann das Anstellen zur Tortur werden. Es dauert noch zwanzig Minuten, bis er eine gegrillte Haxe, eine Portion Kartoffelsalat und Krautsalat auf seinen Teller hat. Wieder an seinem Platz sieht er die Menge an Fleisch, die er essen will. Schon nach zehn Minuten hält er inne. Er atmet tief ein. Ob er diese Portion restlos vertilgen kann, fragt er sich. Eine halbe Stunde schiebt Andreas den Teller zur Mitte des Tisches. Er hat es geschafft. Mit einem großen Schluck trinkt er das Glas Bier leer. Zurückgelehnt beobachtet Andreas das Treiben im Raum. Nach einiger Zeit sieht Andreas aus dem Fenster. Er bestaunt die Panoramen aus Landschaft und Natur. Die Bayern können schon froh sein, solche Naturschätze zu haben. Nun ja, auch wir in Franken haben schöne Ecken, denkt er. „Herr "von Wetzhausen" wird er von hinten angesprochen. Erstaunt dreht er sich um. Vor ihm steht Christine Stahl im Dirndl vor ihm. Natürlich keine bayerisches, sondern ein fränkisches Dirndl. Andreas rückt seinen Stuhl zurecht und bietet Christine einen Stuhl an. Christine setzt ihm gegenüber. Er fragt sie, wie sie hierher gelangt sei. Sie hat sich einen Leihwagen gemietet. Der Einfall, hier zum Kloster Andechs zu fahren, ist Ihr gestern Abend gekommen. Die Frage war nur, mit welchem Verkehrsmittel. Da es mit der Bahn zu umständlich ist, hatte sie die Idee mit dem Leihwagen. Und nun ist sie hier. Andreas holt an der Getränketheke für Christine eine Cola und für sich noch ein Bier. Während er damit beschäftigt ist, hat sich Christine beim Essen angestellt. Nach geraumer Zeit kommt sie mit Käseschnitten zurück. Christine legt das Besteck ab und schiebt den Teller in die Mitte des Tisches. Andreas fragt sie spontan, was sie von Franken, Bayern und von Regionalverfassungen hält. Sie ist überrascht und holt erst einmal Luft. Dann antwortet sie, dass ihre Heimat Franken ist. Sie plädiert für die Stärkung der Regionen in allen Bereichen und würde schon für die Erreichung dieser Ziele im Rahmen ihre Möglichkeiten einen Beitrag leisten. Andreas sagt, er wäre froh, wenn er ihre fachliche Qualifikation in den nächsten Wochen in Anspruch nehmen könne. „Ja, gerne“, sagt Christine. Damit ist dieses Thema vorerst erledigt. Nach einer Weile des Schweigens fragt Christine, ob Andreas Lust hätte, mit Ihr nach Raisting zu fahren. Die Antennenanlage zu besichtigen. Andreas sagt ja. Christine nimmt Ihr

und Andreas Besteck und die Teller und geht zur Rückgabestelle. Dann gehen sie ins Freie zu Christines Auto. Mit dem französischen Kleinwagen fahren sie den Berg hinunter. Bis nach Raisting sind es nur wenige Minuten. Als sie durch das Dorf fahren, deutet Christine auf ein Kaffeeokal. „Da können wir nach der Besichtigung der Anlage Kaffee trinken.“ „Ja, das ist eine schöne Ortschaft, richtig bajuwarisch“, antwortet er. Die Anlage ist von einem Zaun umgeben. Die Straße endet vor einem Tor. Rechts wurde ein Parkplatz angelegt. Christine und Andreas steigen aus und gehen zu einem Kassenhäuschen. Nachdem jeder eine Einlassgebühr von vier Euro gezahlt hat, betreten sie ein Informationszentrum. Ein Mann mittleren Alters erzählt über die Entstehungsgeschichte und wie und wozu die Antennen heute gebraucht werden. Eine amerikanische Firma hat die Anlage von einer Tochter der Deutschen Telekom gekauft. Außer dem „Radom“. In diesem soll ein Schulungszentrum eingerichtet werden. Internationale Einsätze von Wohlfahrtsverbänden werden von hier koordiniert. Außerdem dient sie Schulungszwecken. Dann wird eine kleine Führung durchgeführt, welcher sich Christine und Andreas anschließen. Den beiden aus Franken kommenden Besuchern wird erklärt, wie die Antennen funktionieren. Auch in das „Radom“ dürfen sie einen Blick werfen. Später im Kaffeeokal, in dem sie mit Mühe einen Platz gefunden haben, spricht Christine enttäuscht von dem Besuch der Antennenanlage. Andreas fragt sie, was sie eigentlich erwartet habe. Sie haben noch nicht einmal Ihren Kaffee getrunken, als die Bedienung sie bittet zu zahlen. Das Lokal muss schließen, da eine Unwetterwarnung ausgegeben wurde und das Wetter schon ziemlich nah ist. „Ich fahre Dich nach Andechs hoch zur Bushaltestelle“, sagt Christine zu Andreas. Als sie den Berg hochfahren, hören sie ein leichtes Grollen. Die Vorboten des Unwetters. An der Bushaltestelle verabschieden sie sich. Christine sagt zu Andreas, er kann sich ruhig an sie wenden, wenn er etwas erledigen hat. Dann steigt sie in das Auto. Kurze Zeit darauf ist sie aus seinem Blickfeld verschwunden. Andreas schaut auf seine Armbanduhr. Sechzehn Uhr dreißig. Er geht zum Schaukasten, in dem die Fahrpläne hängen. Zwanzig Minuten hat er noch Zeit, bis der Bus kommt. Sein Blick geht Richtung See. Ja, da zieht sich etwas zusammen, denkt er. Dunkle Wolken ziehen von Südwesten her über den See. War er bis vor Kurzem noch alleine an der Haltestelle, so haben sich mittlerweile an die fünfzehn Personen eingefunden. Einige davon sind betrunken. Sie haben offensichtlich zu viel vom Andechser Bier

abbekommen. Ihre Frauen oder Freundinnen haben sie an ihre Seite beordert. Der Bus kommt.

Andreas steht am Fenster seiner Wohnung und sieht wie auf die Straße unter ihm die Autos, deren Besitzer geduldig den täglichen Stau ertragen. Jetzt mal wieder zwanzig Meter vorwärts. Dann wieder Stopp. Und so geht es, bis die Leute in ihren Büros und Werkstätten sind. Auch für ihn wird es allmählich Zeit, sich auf den Weg zu machen. Seine Jacke hat er schon angezogen. Auch die Schuhe. Er hat sich überlegt und ist zu dem Entschluss gekommen, mit seinen Nachforschungen in Sache Franken bis Donnerstag zu warten. Er will erst einmal die Kolleginnen und Kollegen kennenlernen und sich einen Überblick im Archiv der Wittelsbacher machen. Es ist ihm ein Rätsel, das die Verwaltung einen Franken im Allerheiligsten arbeiten lässt. Peter Moserl, der hauptamtliche Archivar, wird heute bestimmt auch anwesend sein. Er wird ihn einarbeiten und die anfallenden Arbeiten erklären. Als er das Haus verlassen hat, ist er froh, dass er zu Fuß zur „Alten Pinakothek“ laufen kann. Auf der Straße reihen sich die Personenkraftwagen hintereinander in einer schier endlosen Schlange auf. Andreas, Götz von Wetzhausen geht schnellen Schrittes weiter, bis er die Barer Straße erreicht hat. Hier bleibt er einen Moment stehen. Von der Elisenstraße ist über die Christianstraße zur Karlstraße gegangen. Ein paar Hundert Meter nach links geht dann die Barer Straße nach rechts ab. Barer Straße 1 ist ein Geschäftshaus mit Arztpraxen und kleineren Firmen. Überhaupt stellt er beim Durchlaufen der Straße fest, dass nur wenige Häuser als Wohnungen genutzt werden. Es ist für ihn nicht vorstellbar, wo hier die Museen sein sollen. Er erreicht den Karolinenplatz. Er umgeht den Platz und kommt zu der Stelle, wo die Barer Straße wieder weiterführt. Nachdem er die Gabelsberger Straße überquert hat, ändert sich das Straßenbild. Rechts die Pinakothek der Moderne und links ein paar Hundert Meter weiter die „Alte Pinakothek“. Baum – und Grünflächen lassen die Gebäude fast verschwinden. Barer Straße 27 steht auf einem kleinen Schild, dass über einer Tür angebracht wurde. Das ist sie also, die „Alte Pinakothek“, denkt er. 1836 eröffnet, werden Gemälde von Malern des Mittelalters bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts ausgestellt. Diese Tür ist der Eingang für das Personal. Rechts neben dem Türpfosten ist eine Gegensprechanlage montiert worden. Auf der Armatur wurde ein Schildchen geklebt. Darauf steht:

„Personaleingang“. „Bitte läuten.“ Andreas drückt auf den Klingelknopf. Es dauert eine Weile, bis er hört, dass jemand kommt. Die Tür wird aufgeschlossen. Sie könnte etwa einen Meter fünfundsiebzig groß sein. Eine fast gelbe Bluse hängt über einen dunklen Rock, der ihr bis kurz vor dem Knie reicht, an. Sie lacht ihn an und empfängt ihn. Grüß Gott. Sie müssen Herr von Wetzhausen sein. Ich bin Rosemarie Angerweier. Andreas gibt ihr die Hand und offenbart ihr, dass er sich freue, einige Zeit hier arbeiten zu können. „Das Gebäude zeige ich Ihnen später.“ „Kommen Sie erst einmal mit in die Katakomben“, sagt sie und geht voran. Andreas folgt Frau Angerweier. Vor einem Lastenaufzug bleiben sie stehen. Die Leuchtzifferanzeige neben der Tür leuchtet „E“ für Erdgeschoss. Man kann bis hoch in das Dachgeschoss

„DG“ und bis hinunter den Keller „K2“ fahren. Seine neue Kollegin drückt „K1“, als beide im Fahrstuhl sind. Der Aufzug setzt sich in Bewegung. Nach einer kurzen Fahrt hält er und Frau Angerweier stößt die Tür auf. „Da wären wir“, sagt sie und geht den langen Flur voran. Andreas kann die Türen, die in die Räume führen, nicht zählen, so schnell ist Frau Angerweier unterwegs. Diese bleibt vor einer Tür stehen, um auf ihn zu warten. Als er sie eingeholt hat, sieht er ein Schild mit der Beschriftung

„Personalraum“. Ein sehr geräumiges Zimmer. Ausgestattet mit einer Küchenzeile, einen großen Tisch, an dem bestimmt acht Bedienstete sitzen können. Und was wichtig ist, Stühle, die ein bequemes Sitzen ermöglichen. Auf der Anrichte steht eine Kaffeemaschine, die in Betrieb ist. Eine Glaskanne ist halb voll. Auch Tassen und Teller warten auf ihre Benutzung. „Jetzt ziehen Sie mal ihre Jacke aus und hängen diese an den Kleiderhaken“, spricht Frau Angerweier. „Herr Peter Moserl wird bald kommen und auch noch drei Angestellte des Hauses“. Andreas setzt sich. Frau Angerweier macht sich daran, den Tisch zu decken. Dabei betont sie, dass sie eigentlich nicht für diese Arbeit zuständig ist. Oben im Museum ist gerade eine Führung, bei der ein Teil der Belegschaft anwesend sein muss. Ihre Kollegin Doris ist für die Hauswirtschaft zuständig. Nun aber bei Führungen als Aufsichtsperson tätig. Man ist vorsichtig geworden seit dem Kunstraum damals. Da klingelt das Telefon. Rosemarie Angerweier nimmt das schnurlose Telefon und drückt die grüne Taste.

„Ah, Guten Morgen, Herr Unister“, sagt sie. „Ja, der Herr von Wetzhausen ist hier“.

„Wollen Sie ihn sprechen?“ „Nein“. „Gut, ich richte es ihm aus“. „Auf Wiederhören“. Zu Andreas gewandt, erzählt sie von dem Inhalt des Anrufes. Herr Unister wünscht einen guten Start bei der neuen Tätigkeit. Außerdem berichtet sie, dass der Erbprinz in drei Wochen wieder in München sei. Andreas ist es recht. Er hat genug Zeit, seine Nachforschungen durchzuführen. Frau Angerweier schaut auf die Uhr. Der Tisch ist gedeckt. Der Kaffee in der Kanne. Da horcht sie auf und sagt: „Ah, Herr Moserl, unser Urlauber kommt. „Tatsächlich, die Tür wird geöffnet und hereinkommt ein hagerer Mann so an die sechzig Jahre alt. Seine Größe könnte man auf einen Meter achtzig schätzen. Er hat einen grauen Straßenanzug und schwarze Schuhe an. Er stürmt auf Andreas zu. Dieser beeilt sich, sich von seinem Stuhl zu erheben. Bevor er Herrn Moserl die Hand geben kann, wird er von diesen erst einmal von oben bis unten gemustert. Dann am Tisch sitzen beide Bibliothekare sich gegenüber. Andreas nimmt an, dass er hier nun eingewiesen wird. Dem ist nicht so. Herr Moserl, wohl ein gemüthlicher Mensch, bestellt bei Frau Angerweier erst einmal eine Tasse Kaffee. Und ein Stück Gesundheitskuchen. Andreas hat das Gefühl, dass er nicht beachtet wird. Erst nachdem der Mann den zweiten Bissen Kuchen hinuntergeschluckt und die erste Tasse Kaffee getrunken hat, fängt er an zu reden: „Sie müssen schon entschuldigen, Herr von Wetzhausen.“ „Ich habe noch nicht gefrühstückt“. „Nun, wenn Sie hier im Archiv der Wittelsbacher arbeiten, sind Sie an einem Ort, den nur Auserwählte betreten dürfen“. „Anders wie bei den Archiven und Ausstellungsorten der „Wittelsbach Stiftung“ werden hier im Archiv des Hauses Wittelsbach Kunstgegenstände, Schmuck, Bücher und Verträge aufbewahrt“. „Sie werden in den Wochen, in denen Sie mich vertreten, mit aller Wahrscheinlichkeit keinen Besuch bekommen.“ „Die „von Wittelsbach“ sind alle in China und werden in drei Wochen wieder in München sein“. „Ich habe Ihnen, damit es Ihnen nicht langweilig wird, eine Liste von Aufgaben erstellt, die Sie abarbeiten können“. Herr Moserl greift in die Innentasche seiner Anzugjacke und holt ein Papier heraus. Ein Blatt Papier DIN A 4, groß liegt auf dem Tisch. Andreas kann sehen, dass das Blatt knapp über die Hälfte beschriftet ist. Herr Moserl, der bemerkt hat, dass Andreas Kaffeetasse noch voll ist und er vom Kuchen noch nichts gegessen hat, ermuntert Andreas zu greifen. Er meint, dass Frau Angerweier sonst beleidigt ist. „Den Zettel können Sie nachher lesen“, bemerkt er. Herr Moserl bekommt noch ein

zweites Stück Kuchen. Dann fragt er Andreas, ob er wisse, warum er ihn für seine Vertretung auserwählt hat. Andreas schüttelt mit dem Kopf, da er nicht imstande ist, zu reden. Denn gerade als Herr Moserl die Frage gestellt hat, hat er ein Stück vom Kuchen abgebissen. Moserl grinst.

„Ich bin Franke“, sagt er. „Das heißt, meine Eltern stammen aus Franken“. „Na, wenn dass der Herzog wüsste“, sagt Andreas. „Ein Franke verwaltet das Archiv der Wittelsbacher“. Herr Moserl meinte dann weiter, dass natürlich die Qualifikation von Andreas der ausschlagende Grund für die Wahl sei. Das Thema wurde beendet, da Frau Angerweier in den Personalraum kommt. „Na, hat der Kuchen geschmeckt“? Fragt Sie die am Tisch sitzenden Herren. Alle zwei beeilen sich, den Kuchen zu loben.

„Nun wollen wir einmal in das Archiv gehen“, spricht Herr Moserl und steht auf und geht voran. Der erste Treppenabschnitt hat keine Krümmung. Auf der ersten Ebene angekommen, erklärt Herr Moserl, dass hier das Lager sei. Rahmen, Vitrinen, Regale und Stühle, Tische stehen hier herum. In einem Teil des Kellers sind diese Dauerausstellungsstücke aufbewahrt, die wegen einer Vernissage oder Sonderausstellungen von ihren Standorten entfernt werden mussten. Andreas bemerkt einen Lastenaufzug. Die Kabine, die im ersten Kellergeschoss gestanden ist, muss von oben aus dem Ausstellungsraum angefordert worden sein. Sie setzt sich in Bewegung Richtung nach oben. Die Treppe ist merklich schmaler, stellt Andreas fest. Er folgt Herrn Moserl, der mit schnellen Schritten voranschreitet. Unten angekommen stehen die Archivare vor einem zweiflügeligen Portal. Die Holztür ist aus massivem Eichenholz. Über die Portalspitze wurde Wappen des Hauses Wittelsbach angebracht. Rechts neben dem Portal ist ein kleines Abdrucklesegerät angeschraubt. Darüber ein Zahlenfeld. Herr Moserl legt seinen rechten Zeigefinger auf den Scanner. Es ist ein Pieps Ton zu hören. Dann gibt er eine Zahlenreihe ein und drückt die Tür nach vorne.

„Vorsicht Stufe“, sagt er, und geht eine Steintreppe hinunter. Andreas folgt ihm. Was er nun sieht, beeindruckt ihn sehr. Ein riesiger Gewölbekeller, dessen Ende er von seinem Standort nicht sehen kann. Die Steine sind nicht verputzt. Ein Gang, dessen Breite wohl einen Meter fünfzig ist, führt nach hinten. An den Seiten stehen Vitrinen und eingepasste Regale. Hier werden die Kulturschätze der Wittelsbacher also aufbewahrt. Am Treppenende, rechts und links des Ganges

wurden zwei Räume geschaffen. Man verwendete Gipskartonplatten, die angestrichen wurden. Zum Gang hin an beiden Räumen je ein Fenster und eine Tür. Da kommt Herr Moserl zurück. Er bittet Andreas in einem der Räume. Das Büro ist zweckmäßig eingerichtet. Einen 28-Zoll-Bildschirm, der an einen PC angeschlossen ist, entdeckt Andreas. Herr Moserl, erklärt Andreas die Einrichtung und das Inventar des Archivs: Der Gewölbekeller ist genauso lang und breit wie das Gebäude über ihm. Dann erklärt er Andreas, was er in den nächsten zwei Wochen zu machen hat. Bis sein Urlaub vorbei ist. Die Bücher und Schriftrollen sind nach Jahrhunderten geordnet. Es fängt mit dem elften Jahrhundert an und hört mit dem neunzehnten Jahrhundert auf. Erscheinungsdatum, Titel, Beschreibung des Umschlages, Schrift auf Umschlag und Seiten und kurze Inhaltsangabe. Moserl sagt weiter, dass er das vierzehnte Jahrhundert abgeschlossen hat. Wenn er eine Schrift nicht kennt, kann Andreas im Computer nachschauen. Nach diesen Ausführungen machen sich die beiden Archivare auf den Weg. Sie laufen durch das Archiv. Ab und zu bleibt Herr Moserl stehen, um Andreas an einigen Regalabschnitten Besonderheiten zu erklären. Nachdem sie das Archiv fast durchlaufen haben, stoßen sie auf eine aufwendig ausgestattete Holzwand. Herr Moserl deutet an, dass hinter dieser Holzwand Wittelsbacher Verschlussarchiv ist. Niemand, außer der Kronprinz und mit Genehmigung Mitglieder der Königsfamilie haben Zutritt. Rechts von der Tür steht ein großer Tresor. Hier liegen Gegenstände und Schriften aus dem Verschlussarchiv, die restauriert werden müssen. Den Schlüssel hat er. Andreas ist froh, dass es nach vorne zur Tür hingeht. Moserl lädt Andreas zum Mittagessen ein. Sie verlassen die „Alte Pinakothek“. In einer nahen gelegenen Gastwirtschaft, das Stammlokal des Herrn Moserl, isst Andreas einen Schweinebraten mit Knödel und Salat. Nicht wie bei solchen Essen üblich, wird bei diesem Essen nicht über Dienstliches gesprochen. Unter anderem erfährt Andreas, dass Herr Moserl nun doch für eine Woche an den Gardasee fährt. Nicht allein, sondern mit einer Reisegesellschaft mit dem Bus. Nach einer durchaus angenehmen Unterhaltung verabschieden sie sich.

Den siebten Tag arbeitet Andreas nun schon im Archiv der Wittelsbacher. In zwei Stunden wird er in die Stadt gehen und etwas Ordentliches essen. Fast jeden Tag hat er sich von den Produkten aus der Frittenbude ernährt. Jetzt sitzt er in seinem kleinen Kellerbüro und macht Pause. Er freut sich. Hat er doch das ihm gestellte

Arbeitspensum, das ihm Herr Moserl für die Zeit seiner Abwesenheit aufgetragen hat, schon heute erfüllt.

Genau 1100 Bücher, Schriftrollen und Urkunden hat er nach den Vorgaben katalogisiert. Einige dieser alten Papiere musste er aussondern, da diese in einem sehr schlechten Zustand waren. Sie werden von einem Restaurator, der ins Gewölbe kommen wird, restauriert. So manches für ihn interessante Buch hat er verbotenerweise mit in seine Wohnung genommen, um es zu lesen. Uralte Beziehungsgeschichten, Intrigen, Feindschaften und Hass zwischen Mitgliedern des bayerischen Königshauses und zwischen den Adelshäusern in Deutschland untereinander. Interessant wurde es für ihn, als er die Jahre 1700 und 1800 bearbeitet hat. Vor allem die Jahre ab 1800 bis 1818. Depeschen, Briefe und niedergeschriebene persönliche Botschaften belegen die Aktivitäten zwischen Bayern und Napoleon. Die Schlacht bei Austerlitz, die Verheiratung der bayerischen Prinzessin Auguste für Napoleons Schwiegersohn, die Erhebung Bayerns zum Königreich und das Geschacher um Ländereien, Völker und Besitztümer. Um und über Franken konnte er nur wenig finden. Andreas wird in seinen Gedanken unterbrochen. Die Tür des Archivs wurde geöffnet. Herr Unister grüßt mit einer Handbewegung und geht am Büro vorbei weiter in den Keller. Nach einer Weile kommt er zu Andreas ins Büro. Er steht vor ihm und fragt nach seinem Befinden und ob er bis Ende seiner Vertretungszeit mit der Katalogisierung fertig ist. Andreas meint, bis Donnerstag hat er alles geschafft. Nach der Bemerkung, dass der Kronprinz am Montag oder Dienstag wieder in München ist, verlässt er den Raum. Überhaupt kann Andreas zufrieden sein. Er wurde von seinen Kolleginnen nicht nur herzlich aufgenommen. Auch im Laufe der eineinhalb Wochen, die er hier beschäftigt ist, fühlte er sich wohl. Das üppige Essen und vor allem das tägliche Genießen von Backwaren hat sein Gewicht nach oben gedrückt. Er hat sehr oft an seine Frau gedacht. Jeden zweiten Tag war und ist Telefonieren angesagt. Seine liebe Frau, die mit den Unannehmlichkeiten ihrer Schwangerschaft kämpfen muss, hat sich riesig über die Telefonate gefreut. Heute Abend wird er das Dokument aus der Kirche in Oberwittelsbach lesen. Er ist sehr gespannt über den Inhalt des alten Schriftstückes.

Peter Moserl

Hauptkommissar a. D. Weigner fährt auf der Bundesstraße von Bad Neustadt / Saale kommend Richtung Mellrichstadt. Ein paar Tage ist er bei seiner Schwester in Neustadt gewesen. Rechtzeitig hat er sich auf dem Weg gemacht, um zu einer Veranstaltung der "Frankenversammlung" zu kommen. Diese beginnt um zwanzig Uhr in Mellrichstadt. Es lässt ihm keine Ruhe. Es ist, als ob die Kunstgegenstände wie vom Erdboden verschluckt sind. Oder vergraben. Man hat ihm gestattet, Akten einzusehen. Vernehmungsprotokolle zu lesen. Er ist genauso wie seine Kollegen nämlich ratlos. Man hat an jedem Kunsthändler eine Liste mit dem Diebesgut geschickt – bundesweit. Doch auch von dieser Seite kam bisher keine Nachricht. Im Museum in München in Wetzhausen war er. Keine neue Spur. Kein neuer Hinweis. Auch Herr Andreas, Götz von Wetzhausen, der zurzeit im Archiv in München arbeitet und auch bei der Frankenversammlung dabei sein soll, hat sich noch nicht gemeldet. Der sollte sich melden, wenn von dem Raub was erfährt. Der Verkehr in Richtung Stadtmitte staut sich. Bestimmt ein Unfall, denkt Weigner. Als das Auto wieder einmal zum Stehen kommt, schaut er nach links und sieht drei Erdkeller. In einem dieser Erdkeller könnten die Kunstgegenstände auch versteckt sein. Durch das Hupen des Mannes im Fahrzeug hinter ihm wurde er zum Weiterfahren gemahnt. Weigner fährt los und wie ein Wunder, der Stau löst sich auf. Jetzt muss er noch die Gaststätte finden. Man hat ihm gesagt, dass es die Sportgaststätte des TSV Mellrichstadt ist. An einer Verkehrsampel, an der er halten muss, sieht er ein kleines Hinweisschild, das nach rechts weist. Darauf steht TSV Mellrichstadt. Weigner betätigt den rechten Blinkhebel. Zum Glück hat er sich rechts der Straße eingeordnet, sodass er ohne Probleme in die Querstraße fahren kann. Nach vierhundert Metern sieht er ein beleuchtetes Eingangstor. Darüber den Vereinsnamen. Vorbei an vier Sportstätten erreicht er einen Parkplatz. Weigner hat Mühe, einen Stellplatz zu finden. Sind so viele Mitglieder gekommen oder hat der Sportverein auch eine Veranstaltung? An und auf den Sportstätten war niemand zu sehen. Als er an die Eingangstür der Sportstätte angekommen ist, hört er von rechts kommend lautes Gerede. Er denkt, das Nebenzimmer ist rechter Hans. Er geht durch die Tür und befindet sich erst einmal im Gastraum. Der Wirt, der an der Theke

damit beschäftigt ist, Bier einzuschenken, bemerkt ihn. Er deutet auf den Eingang, der in das Nebenzimmer führt. Weigner geht hinein und sieht die Leute untereinander zusammenstehen. Hinter der Tür ist die Garderobe. Er zieht seine Jacke aus und hängt sie an einem Hacken. Da klopft ihn jemand auf die Schulter. Weigner dreht sich um. Günter Pfannes, der ihn hat eintreten sehen, steht hinter ihm. Zusammen gehen sie durch die Stuhlreihen nach vorne. Weigner setzt in der ersten Reihe auf einen Stuhl. Der Vorsitzende Günter Pfannes steht nun am Rednerpult und wartet darauf, dass die Leute sich setzen. Allmählich wird es ruhig im Saal. Als dann endlich der Letzte im Nebenzimmer platzgenommen hat, fängt Pfannes an zu reden. Nach der Begrüßung lässt er die Aktivitäten der vergangenen Monate Revue passieren. Am Ende seines Rückblickes kommt er auf den Raub der fränkischen Kulturgüter zu sprechen. Er hält sich damit aber nicht lange auf und bittet Hauptkommissar a. D. Weigner ein paar Worte zu sagen. Dieser ist sichtlich überrascht, dass er sprechen soll. Dennoch begibt er sich zum Rednerpult. Viel kann er der Versammlung nicht sagen: Es ist nicht klar, ob die Kunstgegenstände überhaupt noch in Deutschland sind. Die Spur verliert sich in Wetzhausen. Man hofft nun auf die Antiquitätenhändler und sonstige Kunstliebhaber, die sich bei einem Kaufangebot eines der Kunstgegenstände melden sollen. Das war es auch schon. Die Mitglieder spenden Beifall. Weigner bleibt noch eine Stunde. Er verabschiedete ich von Günter Pfannes und geht in den Gastraum. Er bestellt eine Kartoffelsuppe und ein Johannisbeersaft gemixt mit Wasser. Ein Gast hat eine Tageszeitung auf dem Tisch liegen gelassen. Weigner blättert darin. Im Lokalteil fällt ihm eine fett gedruckte Überschrift auf. „Herbert Murk an Krebs erkrankt“. Er überfliegt den Artikel. Herbert Murk wurde auch Schrottkönig genannt. Er hat sich um den Umweltschutz gekümmert und vielen sozialen Einrichtungen geholfen. Seine Kartoffelsuppe wird gebracht. Er zahlt gleich. Nachdem er die sehr geschmackvolle Suppe gegessen hat, macht er sich auf, um noch vor Mitternacht in Würzburg zu sein. An der Ausfahrt des Sportgeländes bleibt er stehen, obwohl kein Fahrzeug in gehindert hat, auf die Straße zu fahren. Er fährt nach links auf die gegenüberliegende Fahrbahn, die in Richtung Bad Neustadt führt. Also wo er hergekommen ist. Kurz nach Mellrichstadt biegt er von der Bundesstraße ab in einen Feldweg hinein. Er steigt aus dem Auto und steht vor einem der drei Erdkeller, die er auf der Hinfahrt nach Mellrichstadt gesehen hat. Dieser Keller ist, wie die zwei anderen Keller

auch, mit einer großen starken Holztür verschlossen. Die Hängeschlösser, die ein Eindringen in die Keller verhindern sollen, stammen alle vom gleichen Hersteller und haben Rost angesetzt. Ein Schloss allerdings sieht fast wie neu aus. Weigner geht vor diesem Keller hin und her. Sein langjährig geschultes Polizistenhirn, die Erfahrung und sein Gespür lassen ihn vermuten, dass hier etwas nicht stimmt. Soll er seine früheren Kollegen bitten, die Keller öffnen zu lassen? Weigner verwirft den Gedanken. Er geht zum Auto zurück und fährt nach Würzburg, um sich im Bürgerbräuspital noch ein Bier zu genehmigen. Schon beim Betreten des Lokals stellt er fest, dass nur wenige Besucher da sind. Fünf Männer und zwei Frauen sitzen verteilt an drei Tischen. Er geht an die Theke und bestellt sich ein Pils. Als Herr Konnerth das Bier bringt, sagt er zu ihm: „Oh, ein seltener Gast. Weigner antwortet: "Stimmt.“ "Seitdem ich Rentner bin, bin ich laufend unterwegs.

„Früher, als er noch im Dienst war, hat er sich des Öfteren hierher verlaufen. Weigner nimmt das Glas Bier und will zu seinem früheren Stammpfad gehen. Da wird er von der Seite angesprochen. "Hallo Alois, auch wieder einmal im Lande. "Weigner schaut nach links und erkennt Arndt Lurzinger. Leitender Redakteur einer Würzburglokalzeitung. Lurzinger war und ist einer der wenigen Redakteure, die über die Grenzen Frankens hinaus bekannt sind. Weigner versorgte ihn mit Informationen über seine Ermittlungen. Was ihm dem Argwohn seiner Vorgesetzten einbrachte. Auch eine Entfernung aus dem Außendienst wurde ihm angedroht. Und Lurzinger weiß, was er dem Hauptkommissar a. D. schuldet. Weigner setzt sich mit an den Tisch, von dem Lurzinger aufgestanden war. Wie damals, wo Weigner noch im Dienst war, so auch heute, werden die Gespräche einseitig geführt. Lurzinger hört nicht auf zu reden und Weigner musste Lurzinger in Wort fallen. So erfährt Weigner, dass das Kultusministerium der Polizei in Franken Versagen in Sache Kulturraub vorwirft. Sie beziehen sich auf den Vorfall an der Garage in Wetzhausen. Der Polizeipräsident aus Nürnberg und die mit dem Raub befassten Beamten wurden nach München beordert. Außerdem erwägt man eine Reorganisation der Organisationsstruktur der Polizei in Franken mit dem Ziel in Ober – Mittel – und Unterfranken wieder selbstständige Präsidien zu schaffen. Das ist natürlich nicht offiziell und der Landtag muss noch zustimmen. Was die Frankenversammlung freuen wird, ist die Tatsache, dass der Papst einen Franken, der aus der Gegend von Nürnberg stammt, zum Bischof von Würzburg ernannt hat. Bischof Fuchs ist ein Franke, der

seine Identität nicht leugnet und sich mit der Geschichte des Bistums Würzburg befasst. Mit dem neuen Herausgeber seiner Zeitung erzählt Lurzinger, verhält es sich gleich. Ein Franke durch und durch. Weigner kann nicht viel erzählen. Seine Bemühungen um die Kulturgüter haben bisher nichts gebracht. Dann schaut Lurzinger auf die Uhr. „Es ist schon null Uhr dreißig“, sagt er und steht auf. Dies nimmt Weigner zum Anlass, um auch mit an die Theke zu gehen. Dort bezahlen beide. Draußen vor der Tür verabschieden sie sich. Dann gehen sie ihrer Wege. Weigner denkt daran, dass gehörte dem Günter Pfannes zu erzählen. Auf seinem Nachhauseweg begegnet er zwei Streifenpolizisten. Zwei Kollegen, mit denen er in gewissen zeitlichen Abständen Skat gespielt hat. Sie versprechen ihm, dass sie anrufen werden, wenn wieder eine Runde Skat ansteht. Alois Weigner geht weiter. Als er am Dom vorbeikommt, sieht er drei Gestalten auf der Treppe des Portals sitzen. Sicher obdachlos, denkt er. Wäre er im Dienst, hätte er die Leute auffordern müssen, zu gehen. In seiner Wohnung angekommen lüftet er erst einmal. Schließlich war er drei Tage nicht zu Hause gewesen. Er duscht sich und legt sich ins Bett.

Andreas hat gestern Abend kurz vor Dienstschluss beschlossen, sich einen Tag frei zunehmen. Seine Arbeit im Archiv hat er erledigt. Frau Angerweier hat er gebeten, dies dem Herrn Unister zu sagen. Nun sitzt er in seiner Wohnung im Sofa und hält die in Oberwittelsbach gefundenen Originaldokumente in den Händen. Er hat die Dokumente gestern auf dem Rückweg vom Archiv in einem Copyshop kopiert. Er ist sich nicht im Klaren, welche der Ausfertigungen er in die Kirche zurückbringen soll. Schließlich kommt er zu dem Entschluss, die Originale hinter dem Altar zu legen. Morgen wird er in aller Früh aufbrechen und nach Oberwittelsbach fahren. Jetzt erst will er sich die Schriftstücke ansehen. Die Beschaffenheit der Dokumente ist gut. Auch in Anbetracht der Tatsache, dass die Schriftstücke jahrhundertlang in dem feuchten Versteck gelegen waren. Kein Pergamentpapier, sondern ein damals gebräuchliches Schreibpapier. Auch die Schrift entspricht der damals üblichen Schreibschrift. Herr "von Wetzhausen" stellt, ohne einen Blick auf den Inhalt der Schreiben geworfen zu haben, fest, dass er keine wichtigen Dokumente in seinen Händen hält. Diese Meinung muss er teilweise zurücknehmen, als er feststellt, dass vor ihm ein Protokoll liegt. Ein Gesprächsprotokoll zwischen den preußischen Beamten Karl August

von Hardenberg. Dieser war lange Zeit als leitender Minister in der preußischen Verwaltung in Ansbach tätig. Er hat sich 1806 als Außenminister Preußens in Würzburg mit Napoleon getroffen. Auffällig bei der Protokollierung ist der Verweis auf weitere Dokumente, die noch ausgefertigt werden müssen. Aufzählungen: Gebiete im ehemaligen, fränkischen Reichskreis. Rechtmäßigkeit der Vorgänge bei dem Ausgleich für verlorene Gebiete. Noch weitere Geschehnisse sind aufgeschrieben. Andreas weiß zuerst nicht, was er von den Papieren halten soll. Obwohl offensichtlich alles echt ist, kommen ihm Zweifel über die Art der Protokollierung auf. Er glaubt nicht, dass man damals Hinweise protokolliert hat. Auf der anderen Seite, warum sollte man eine Fälschung hinter einem Altarbild verstecken? Andreas nimmt die beiden Schriftstücke wieder in die Hand. Er untersucht die Papiere noch einmal. Wobei sein Augenmerk sich darauf richtet, Notizen außerhalb des Haupttextes zu finden. Und tatsächlich, bei einem Dokument entdeckt "von Wetzhausen" im Bereich der rechten unteren Ecke einen Eintrag. Fast nicht mit bloßem Auge zu erkennen liest er: „Geheimarchiv Wittelsbach“. Sonst nichts. Also muss ich doch das Archiv im Keller untersuchen, denkt er. Der Blick auf seine Armbanduhr sagt ihm, dass er eigentlich noch heute nach Oberwittelsbach fahren könnte. Das tut er auch. Er nimmt die Originalpapiere und steck diese in eine schmale Aktentasche. Unten, noch im Türrahmen der Haustüre dreht er sich um und geht wieder nach oben und zieht seinen Mantel an. Auf der Straße bzw. Gehsteig eilt "von Wetzhausen" schnellen Schrittes zum Bahnhof. Da er sich bei seiner letzten Fahrt den Bahnsteig gemerkt hat, kann er ohne Umschweife zum betreffenden Bahngleis gehen. Ein paar Stunden später sind die Protokolle wieder an ihren ursprünglichen Platz. Andreas, Götz von Wetzhausen hat wieder Glück gehabt. Kein ungebetener Besuch hat ihn gestört. Das liegt sicher auch daran, dass das Wetter nicht zum Spazieren einlädt. Wie beim ersten Besuch in Oberwittelsbach regnet es auch heute. Wieder in München ist Andreas froh, dass die Papiere wieder im Mauerwerk der Kirche versteckt sind.

Am nächsten Tag kann es Andreas gar nicht erwarten, in die „Alte Pinakothek“ zu kommen. Um 15.00 Uhr macht es sich auf seinen Weg dorthin. Hoffentlich sieht ihn niemand, da er noch einen freien Tag hat. Es begegnet ihn niemand, der ihn kennt. Er hat den Schlüssel für die Außentür und für die Bibliothek bekommen, da er an einigen Tagen

Überstunden gemacht hat. Auch im Gebäude trifft er keine Beschäftigte des Königshauses. Die Kolleginnen sind in den Büros und machen ihre Arbeit. Schnellen Schrittes läuft er zum Treppenabgang und schleicht die Stufen hinunter. Die Tür zur Bibliothek ist zu. Er schließt auf und geht in den Raum. Obwohl er die Tür von innen verschließt, stellt er einen Stuhl davor. Andreas holt aus dem Büro ein paar Stoffhandschuhe. Er zieht sie sich über. Dann steht er vor der verzierten Holzwand, hinter der sich das Geheimarchiv befindet. Der Tresor vor dem Archiv ist verschlossen. Da kommt er nicht ran. Also versucht er es an der Tür. Er zieht an den Metallringen, die in die Tür eingeschraubt wurden. Fast erschrocken macht er einen halben Schritt zurück. Die Tür lässt sich öffnen. Hat Herr Unister die Wand nicht verschlossen? Andreas untersucht das Schloss. Rein äußerlich ist auf den ersten Blick nichts zu sehen. Dann berührt er den Verschlusshacken. Dieser lässt sich hin und her bewegen. Das Türschloss ist defekt. Gut so denkt Andreas. Vor einer Regalwand steht ein Schreibtisch mit einer Leselampe. Außerdem zwei Ablagekästen aus Metall. In einen der Kästen liegen ein Kugelschreiber sowie ein Bleistift und ein Radiergummi. Das Standregal mit vier Verstrebungen, das aus Buchenholz gefertigt worden ist, hat fünfzehn Holzböden, an deren Vorderseiten in verschiedenen Abständen kleine Halterungen aus Metall angeschraubt worden sind. In diesen Halterungen wurden Schildchen eingesteckt, die mit Jahreszahlen beschriftet sind. Ganz oben links, am Anfang des Regales steht die Jahreszahl 750. Unten rechts, am Ende die Jahreszahl 2008. Andreas sucht die Jahreszahlen ab 1700. Nachdem er das Fach mit der Jahreszahl 1700 gefunden hat, nimmt er einen Hocker, der im Raum steht, und steigt hoch. Er nimmt die Dokumente aus dem Fach und legt diese auf den Schreibtisch. Dann blättert er die Dokumente durch, um die Datierungen 1790 beiseitezulegen. Mit dem Packen geht er zum Kopiergerät, das sich im vorderen Büro befindet. Das Kopieren nimmt eine lange Zeit in Anspruch. Mit dem Jahr „ab 1800“ verfährt er genauso. Für die ganze Aktion hat er nur eineinhalb Stunden gebraucht. Anstatt der Originale legt er die Kopien an den Ort zurück, von dem er die Originale genommen hat. Er schiebt die Tür zum Geheimarchiv wieder zu und steckt die Kopien in seine Aktentasche. Er verschließt das Archiv, streift die Handschuhe ab und geht. In seiner Wohnung angekommen, legt er seine Aktentasche erst einmal auf den Tisch. Dann geht er zur Anrichte, um sich einen Kaffee zu machen. Er ist richtig heiß darauf,

die Dokumente zu sichten. Neben ihm unwichtig erscheinenden Dokumenten legt er sechzehn Schriftstücke beiseite. Von diesen sechzehn Papieren sind sieben davon Verträge. Der Rest Depeschen (Eilbriefe), die als Berichte verfasst wurden. Er fängt mit den Unterlagen aus dem Jahr 1797 an. Er kann außer einigen Berichten über den Verlauf von Schlachten und höfischen Vorkommnissen nichts lesen. Auch aus den Jahren 1798 bis 1800 findet er nur lapidare Aufzeichnungen. Nichts, was seiner Zielsuche entspricht. Kleine Schriftzeichen, durch das Kopieren kaum erkennbar, erschweren das Lesen. Seine Augen tränen. Doch denkt er, die Papiere aus dem Jahr 1801 noch durchsehen zu müssen. Es muss viel passiert sein in dem Jahr, denkt er. Auf einem Deckblatt steht Frieden von *Lunéville* 1801. Die Verhandlungen über die Gebietsabtretungen links des Rheins und den Ausgleich dafür. Frankreich, Bayern und Österreich sind die Akteure. Ländereien werden hin und hergeschoben. Kompromisse ausgehandelt. Listen mit Entschädigungsgütern werden herumgereicht. Andreas ist gerade dabei, die letzte Kopie wegzulegen. Er glaubt, dass auch dieses Dokument wieder nur eine Auflistung von Warengruppen aufzeigt. Er hält inne, um nun doch genauer das Schriftstück anzuschauen. Diese Kopie ist unleserlich. Die zusammengeklebt sind. Andreas kann sich das nicht erklären. Alle Dokumente waren ordentlich eingeordnet. Die Temperatur im Archiv von zwölf Grad Celsius lässt die Dokumente nicht feucht werden. Sie können nicht aneinanderhaften. Er wird sich morgen die Schublade mit dem Jahr 1801 noch einmal durchsehen. Er legt die Kopien in das Sideboard und geht duschen. Danach holt er sich eine Flasche Pils des Würzburger Hofbräus aus dem Kühlschrank und setzt sich vor dem Fernseher. Das „Zweite“ bringt gerade das „Heute Journal“. Danach schaltet Andreas auf das „Bayerische Fernsehen“ um. Nach einem Beitrag über Hochwasserschutz sieht er den Hauptkommissar a. D. Alois Weigner mit einem bekannten Fernsehjournalisten. Alois Weigner ist ein Freund von Andreas. Die beiden Franken haben so manche Nacht zusammengessen. Andreas bewundert Alois über seiner Sturheit und Beharrlichkeit. Alle sind der Meinung, dass zumindest ein großes Teil der Beute nicht mehr in Bayern und auch Deutschland ist. Alois Weigner glaubt das nicht. Na ja, viel Neues kann Alois nicht erzählen. Das Einzige, was aus der Reihe fällt, ist seine Aussage, dass Staatsregierung, Staatsanwaltschaft und Polizei zu wenig getan haben, um den Frankenschatz wieder zu bekommen. Andreas macht der Fernseher

aus und legt sich schlafen.

Ohne Frühstück geht er aus dem Haus. In der „Alten Pinakothek“ angekommen, geht er zuerst in den Aufenthaltsraum, um zu hören und zu sehen, wer Dienst hat. Die einzige Mitarbeiterin, die mit ihm im „Hause“ ist, ist Christina. Mit ihr trinkt er einen Kaffee und nimmt auch ein Stück Himbeerkuchen. Während Christina in die Ausstellungshalle geht, begibt sich Andreas in Archiv. Er trifft einige Vorsichtsmaßregelungen, um vor Überraschungen geschützt zu sein. Dann geht er zum „Allerheiligsten“ der Wittelsbacher. Er öffnet die Tür. Dann holt er sich den Jahrgang 1801. Das betreffende Dokument hat er bald gefunden. Tatsächlich, es wurden, wie es scheint, zwei Dokumente zusammengeklebt. Aber nur am Rand. Andreas nimmt das Papier und steckt es in seine Jackentasche. Bevor er ins Büro geht, schließt er die Archivtür. Auf halber Strecke dreht er sich um und geht wieder zum Archiv, macht die Tür wieder auf und holt sich das Jahr 1801. Nach einigem Suchen und Blättern findet er ein leeres Blatt Papier, das als Einlage zwischengelegt worden war. Im Büro galt es nun, das aufgeklebte Dokument zu lösen. Das ist gar nicht so einfach. Es sollte niemand erfahren, dass dieses Dokument bearbeitet worden ist. Andreas überlegt hin und her. Dann steht er auf, geht zur Spüle und holt ein Geschirrtuch. Dieses Tuch ist für sein Vorhaben gut geeignet. Er geht zum Spülbecken und befeuchtet das Tuch. Nicht zu viel Wasser und nicht zu wenig Wasser. Wieder im Büro legt er das betreffende Dokument mit der Vorderseite auf die Schreibtischunterlage. Dann spannt er das Geschirrtuch und legt dieses über die Rückseite des Papiers. Nun kommt es darauf an, den richtigen Zeitpunkt zu finden, um das Tuch wieder vom Dokument zu nehmen. Andreas nimmt das Tuch und legt es beiseite. Auf dem Tisch vor ihm sieht er, wie sich das aufgeklebte Dokument oder die Ränder gelöst haben. Er fasst die gelösten Papierabschnitte an und zieht vorsichtig das Blatt ab und legt es beiseite. Dann steht auf und holt aus dem Büroschrank vier Blatt Fließpapier. Die zwei auf dem Tisch liegenden Blätter werden nun auf der Vorder- und Rückseite mit Fließpapier bedeckt. Andreas legt noch zwei leichte Broschüren darauf, dass das Fließpapier die Feuchtigkeit schneller aufnehmen kann. Als die Dokumente trocken sind, nimmt Andreas das abgelöste Dokument sowie das nicht beschriftete Papier und geht zum Kopiergerät. Er stellt die Stärke auf fast null hinunter. Und dann doch wieder ein Grad

stärker. Dann legt er ins Fach für das Kopierpapier das Blankopapier ein. Das zu kopierende Original liegt auf der Kopierfläche. Er drückt auf Start. Der Kopierer läuft. Andreas nimmt die Kopie und vergleicht diese mit dem Original. Durch das Papier aus dem Jahr 1801 muss man schon zweimal hinsehen, um Unterschiede zu erkennen. Zufrieden macht sich Andreas auf zum Archiv. Und wieder stellt sich die Frage Original oder Kopie. Andreas entscheidet sich für das Original. Also legt er die Kopie ins Archiv, verschließt das Wittelsbacher Schatzkästlein und geht zum Büro, um das Dokument in seine Tasche zu stecken. Er sitzt keine acht Minuten auf dem Bürostuhl, als er es klopfen hört. Irgendjemand will eingelassen werden. Andreas steht auf und geht zur Tür, drückt den Schlossgriff nach unten und zieht die Tür nach innen auf. Vor dem Kellerarchiv steht seine Kollegin Christina mit Christine Stehl. Er ist mehr als erstaunt, Christine zu sehen. Die beiden geben sich die Hände. Wenige Minuten später sitzen in einem Kaffee unweit der „Alten Pinakothek“. Eine der ersten Fragen Christines an Andreas sind, warum er sich nicht gemeldet habe. Andreas begründet sein Verhalten mit der doch vielen Arbeit im Archiv. Er sei am Abend doch recht müde gewesen. Außerdem hat er jeden Abend unendliche Gespräche mit seiner Frau geführt. Christine wollte nicht mehr weiter nachfragen. Ihre Arbeit in Augsburg ist abgeschlossen. Auch Andreas wird bald seine Tätigkeit in Franken wiederaufnehmen. Christine fragt, ob sie gemeinsam zurück nach Franken fahren können. Andreas ist nicht abgeneigt und verspricht, für freitagabends eine Zugverbindung herauszusuchen. Er ruft sie an. Christine ruft die Bedienung, um zu zahlen. Sie müsse noch ihren Zug nach Augsburg erreichen, sagt sie. Als sie gegangen ist, ist Andreas irgendwie erleichtert. Er hatte das Gefühl, dass Christine heute Abend mehr von ihm wollte. Gespannt ist auf den morgigen Donnerstag, wenn er im Archiv ist und mit Herrn Moserl den Abschluss macht.

Peter Moserl ist sehr zufrieden mit der Arbeit des Kollegen "von Wetzhausen". Er befindet sich schon zwei Stunden hier in der "Alten Pinakothek" und hat sich im Büro einen Kaffee aufgesetzt. Morgen ist für Bayern ein großer Tag. Der Kronprinz kommt aus China zurück. Zwar muss sich der Kronprinz noch für ein paar Tage in eine bayerische Privatklinik begeben. Man hofft man auf einen kurzen Krankenhausaufenthalt. Andreas, Götz von Wetzhausen kommt ins Büro und sieht Herrn Moserl dasitzen, der einen Kaffee trinkt. Die

beiden Archivare begrüßen sich. Herr Moserl beglückwünscht Andreas zu seiner Arbeit. Äußerst korrekt. Eine gute Arbeit. Auch Andreas holt sich einen Kaffee. Er fragt Moserl, was er den die vierzehn Tage gemacht habe. Moserl: Ja, ich war dreimal mit dem Bus unterwegs. Zwei bis drei Tage. Ich war sogar in Ihrer Heimat, in Würzburg. Als die Kaffeetassen ausgetrunken sind, verlassen sie das Archiv und gehen hinauf in den Aufenthaltsraum. Die ganze Belegschaft ist um den großen ovalen Tisch versammelt. Sie setzen sich in die Runde. Christina stellt vor jedem einen kleinen Teller, einen Unterteller und eine Tasse hin. Christina gehört zu dem Personenkreis der immer helfenden Mütter. Auch wenn sie keine Mütter sind. Kochen und Bewirten ist deren Leidenschaft. Nun gut, solche Frauen muss es auch geben, Sie werden ja gebraucht. Es dauert nicht lange, da steht auf dem Tisch ein Topf. Darin schwimmen im heißen Wasser Weißwürste. Bevor alle sich bedienen, steht Herr Moserl auf. Er gibt bekannt, dass der Kollege "von Wetzhausen" nach diesem Frühstück das Haus verlässt. Er wird zurück nach Franken fahren. Dann bedankt sich Herr Moserl bei Andreas für seine Kollegialität und Arbeit und wünscht ihm viel Glück. Was bleibt Andreas übrig, als ins „gleiche Horn“ zu stoßen. Er bedankt sich auch bedauert, dass er schon wegmuss. Er wünscht allen alles Gute. Das Frühstück zieht sich eine Stunde hin. Es wurde viel geredet. Auch davon, dass der Prinz wieder heimkommt. Das nimmt Herr Moserl zum Anlass, Andreas zu einem Empfang einzuladen. Der Empfang soll draußen im Vorgarten stattfinden. Andreas entschuldigt sich und bittet um Verständnis, dass er nach Hause zu seiner hoch schwangeren Frau muss.

Nach diesem recht fetthaltigen Frühstück sitzt Andreas zwei Stunden später seiner Wirtin gegenüber. Frau Angermayer bedauert es sehr, dass er nun doch so früh abreisen will. Andreas sagt, dass er stündlich damit rechnet, dass seine Frau entbinden wird. Dann unterschreibt Andreas eine Quittung, dass er auch von Donnerstag auf Freitag in der Pension übernachtet hat. Frau Angermayer ist zufrieden. So kann Andreas in seine Wohnung gehen und seine Koffer packen.

Clarissa sitzt in Würzburg im Garten. Sie ist beunruhigt, weil Andreas schon zwei Tage nicht mehr hat von sich hören lassen. Sie hat ihre Mutter angerufen und sie gebeten, Ihr beizustehen. Manchmal hat sie das Gefühl, das es ihren Bauch zerreißt. Da läutet die Hausglocke. Es wird die Mutter sein, denkt sie und steht von ihrem Sessel auf. Als sie die Tür öffnet, sieht sie Hauptkommissar a. D. Weigner dastehen. Sie

bittet ihn herein. „Er will nur fragen, wenn Andreas zurückkommt“, fragt er sie. Sie erzählt dem Hauptkommissar a. D., dass sie schon lange nicht mehr von Andreas gehört hat. Dir beiden gehen in den Garten und setzen sich auf die Gartenstühle. Kaum hatten sie platzgenommen, klingelt das Handy von Clarissa. Herr Weigner, der Clarissa beobachtete, merkte, wie sich ihr Gesicht aufhellte. Aha, denkt er, Andreas ist auf dem Weg nach Hause. Nachdem Clarissa das Telefon auf den Tisch gelegt hat, verkündet sie, dass Andreas auf dem Heimweg sei. Die beiden unterhalten sich natürlich über Clarissas Schwangerschaft. Nachdem er sein Glas Saft ausgetrunken hat, steht Weigner auf und sagte zu Ihr, das sie sitzen bleiben kann. Er findet den Weg alleine. „Er wird morgen mal anrufen“, sind seine Worte beim Gehen. Auf einmal steht die Mutter von Clarissa im Garten. Sie sagt, dass der Herr, der nach draußen gegangen ist, sie eingelassen hat. Clarissa erzählt Ihr, das Andreas schon heute kommt. Ihre Mutter kommentierte, dass es wohl richtig ist, eine hochschwangere Frau nicht allein zulassen. Am späten Nachmittag ziehen sich die Wolken zusammen. Ein Gewitter zieht auf. Schon fängt es an zu regnen. Da ein Blitz, ein Donnerschlag, der die Fensterscheiben vibrieren lässt. Clarissa rennt zu Tür. Die Mutter hinter her. Clarissa ruft der Mutter zu: „Schnell das Auto.“ Sie macht die Tür auf. Andreas steht davor. Doch niemand scheint von ihm Notiz zu nehmen. Seine Frau nicht und seine Schwiegermutter erst recht nicht. Nein, das stimmt nicht ganz. Die Schwiegermutter meinte bissig: „Ob der Herr nun auch da sei.“ Andreas läuft seiner Schwiegermutter hinter her zur Garage. Sie hat das Garagentor geöffnet und will gerade in das Auto steigen. Andreas nimmt Ihr den Autoschlüssel aus der Hand und setzt sich hinter das Steuer und fährt los. Vor der Haustür hält er an, um Clarissa einsteigen zu lassen. Seine Schwiegermutter will natürlich auch mit in die Klinik fahren und hat sich auf die Rückbank gesetzt. Bis ins „Missio“ ist es nicht weit. Andreas bleibt in der Klinik. Nach zwei Stunden in Anwesenheit von Andreas gebärt Clarissa ein Mädchen und einen Jungen, also ein Pärchen. Thomas und Franziska werden die Neugeborenen heißen. Um die erschöpfte Mutter nicht weiter zu nerven, fährt Andreas nach Hause. Er macht den Kühlschrank auf und holt sich Hausmacherwurst heraus. Und eine Flasche Bier. Um vier Uhr früh essen. Das hat er schon lange nicht mehr gemacht. Nach dieser Brotzeit legt er sich ins Bett, um neun Uhr geweckt zu werden. Herr Weigner ist am Apparat. Er erzählt ihn, dass in der "Alten Pinakothek" heute Nacht eingebrochen worden ist. Die Einbrecher haben auch das

Archiv der Wittelsbacher geöffnet und Schriftsachen entwendet. Auch das Schatz Kästlein der Wittelsbacher wurde ausgeraubt. Andreas meint zu Weigner, dass dieser Einbruch uns sehr gelegen kommt. Er muss hoffentlich nicht noch einmal nach München fahren, um im Archiv nach dem Einbruch alles zu ordnen. Noch am gleichen Tag wird Andreas von Herrn Moserl angerufen. Dieser schildert ihm die Situation in der "Alten Pinakothek". Andreas sagt gleich am Anfang des Gespräches, dass er Urlaub habe und nicht abkömmlich ist. Und außerdem müsse der Dienstweg eingehalten werden. Und der läuft über das Kultusministerium. Andreas steht der Kopf nicht nach Archiv. Er muss Besorgungen machen. Schließlich hat niemand damit gerechnet, dass Clarissa zwei Kinder zur Welt bringt.

Zur gleichen Zeit laufen die kriminaltechnischen Untersuchungen in München am Ort des Geschehens. Hauptkommissar Hubert Hambichl schüttelt den Kopf. Wie konnte dieser Einbruch gelingen. So abgesichert wie die "Alte Pinakothek" ist kein anderes Museum in Deutschland. Und die Polizeitechniker bestätigen Hambichl. Sie haben nichts, aber auch gar nicht finden können, was Hinweise auf die Täter hätte bringen können. Nur eines ist sicher. Die Täter waren mit Sicherungssystemen vertraut und dürften beauftragt worden sein. Die Belegschaft des Museums wurde bis aufs Kleinste befragt. Die guten Leute waren total verstört. Am meisten nagt Herr Moserl an diesem Raub. Hambichl fragt sich, ob dieser Raub in Zusammenhang mit den geraubten fränkischen Schätzen in Verbindung steht. Nach einem Anruf fährt er ins Polizeipräsidium. Dort ordnet er an, die fränkischen Aktivisten zu überprüfen. Vielleicht findet sich dann eine Spur. Alle Kunsthändler wurden schon darauf hingewiesen, wenn Beutestücke angeboten werden, sofort die Polizei zu verständigen. Auch Andreas, Götz von Wetzhausen wird ins Polizeipräsidium zitiert. Hier hat Andreas einen lückenlosen Nachweis seinen Aufenthalt während der Tatzeit erbringen können. Hambichl kann es sich nicht mehr leisten, ohne Erfolge dem Innenminister zu kommen. Der Raub der fränkischen Güter ist schließlich noch nicht aufgeklärt. Zumal auch das Königshaus noch sehr viel Einfluss auf die Ermittlungen hat.

Alois Weigner passt heute überhaupt nichts. Er ist vor drei Wochen umgezogen. Vor dritten Stock hinunter auf Parterre. Immer

noch ist er damit beschäftigt, Regale wieder abzubauen, um diese an einer anderen Stelle im Wohnzimmer wiederaufzubauen. Dabei müsste er sich nicht um sich Gedanken machen und sich als alter Mensch fühlen. Er jetzt nur einen Raum weniger hat als in der vorhergehenden Wohnung. Achtundvierzig Quadratmeter, dazu Küche und Bad müssten für eine Person reichen. Wahrscheinlich hätte er die Wohnung überhaupt nicht bekommen. Doch die Vermieterin, die Frau eines verstorbenen Kollegen, ging in ein Altersheim. Sie hat ihn auf ihren Umzug aufmerksam gemacht. Seit seiner Pensionierung beschäftigt ihn das Thema alt - werden oder alt sein. Gerne nimmt er alle Angebote, die ihm gelegen kommen, an. Er ist den fränkischen Aktivisten beigetreten und mischt sich bei bestimmten Fällen in die Ermittlungen der Polizei ein. Wobei er eigene Ermittlungen nicht nur im fränkischen Raum anstellt. Als den schweren Schreibtisch ruckartig an die gewünschte Stelle schiebt, fällt ein großes Kuvert herunter. Es sind die Dokumente aus dem Archiv. Alois Weigner hebt die Dokumente auf und legt diese auf dem Schreibtisch. Er denkt sich, dass er sich heute Abend damit beschäftigen wird.

Hausmacherwurst, Gurken und Brot sind einer von Weigner Lieblingsspeisen. Er sitzt am Küchentisch und lässt sich die von einem mit ihm bekannten Bauer gebrachte Wurst schmecken. In früheren Zeiten konnte er sich diese Wurst des Öfteren leisten. Jetzt holt er nur einmal in der Woche das Holzbrett heraus. Sein Arzt hat ihm geraten aus gesundheitlichen Gründen diese Art von Essen nicht so oft zu sich zu nehmen. Er ist dabei das Brett und das Essbesteck zu Spüle zu tun, als die Türglocke läutet. "Wer kann das wohl sein", brummelt er vor sich hin. Es ist Andreas, der sich von Mutter und Kind für eine Zeit verabschiedet hat. Andreas meint, dass es besser ist, zu zweit die Dokumente durchzusehen.



Die Bürger von Lunéville, einer Gemeinde in Lothringen, werden in den nächsten Tagen aus ihrer Armseligkeit und Unwichtigkeit herausgerissen. Treffen sich doch im Schloss führende Persönlichkeiten aus ganz Europa, um Frieden zu schließen. Am

9. Februar 1801 sollen die Verträge unterschrieben werden. Anwesend werden sein: Joseph Bonaparte, der älteste Bruder Napoleons für Frankreich sowie als weiterer Unterzeichner Johann Ludwig Graf Cobenzl für Österreich. Abgesandte aus noch anderen Ländern, Fürstentümern und Grafschaften kann man auch sehen. Am Vortag des großen Ereignisses, als es dunkel zu werden begann und eine Stunde, bevor die Tore geschlossen werden, hält ein Reiter vor einem der zwei Gasthäuser. Der junge Mann trägt einen Degen. Außer seinem Degen, der locker an seinem Gürtel hängt, gehört noch eine Pistole zu seiner Bewaffnung. Er muss einen langen Ritt hinter sich haben, denn nicht nur seine Kleidung ist voller Staub. Auch sein Körper könnte ein Bad vertragen. Jene Bürger, die an dem Neuankömmling vorbeilaufen und das kleine Wappen am Sattel bemerkt haben, fragen sich, wo der Fremde wohl herkommt. Würden sie sich nur ein klein wenig in der Wappenkunde auskennen, wüssten sie, dass der Fremde aus Franken kommt. Der junge Mann springt die paar Stufen zum Wirtshaus hoch und geht hinein. Dort empfängt ihm eine wollige Wärme, für die er dankbar ist. Führte sein Weg durch eisige Täler und über glattem Boden. Ein stämmiger bärtiger Mann schaut ihn skeptisch von oben bis unten an. Er fordert ihn auf, vor an die Theke zu kommen. Der Wirt, so hat er sich vorgestellt, fragt ihn, ob er ein Zimmer brauche, und schiebt ihm ein Blatt Papier hin. Der Reiter trägt sich ein. Der Wirt nimmt das Papier und liest in gebrochenem Pfälzer Deutsch: Reichsritter Christian, Truchseß "von Wetzhausen". Dieser nickt. Der Wirt bedeutet, dass das zu belegende Zimmer sein Letztes ist. Alle anderen vier Zimmer sind von anderen Herrschaften belegt. Der Reichsritter fragt nach den anderen Gästen. Der Wirt grinst und meint, er soll erst einmal sein Pferd in den Stall gleich neben dem Wirtshaus stellen. Sonst läuft es draußen davon. Christian langt sich an den Kopf und rennt hinaus. Gott sei Dank, sein Pferd ist noch da. Er nimmt es am Halfter

und führt es in dem Stall, der sich an der Gastwirtschaft anschließt. Ein Stallbursche nimmt ihm beim Betreten des Stalles das Pferd ab und versichert ihm, dass es dem Pferd bei ihm gut gehen wird. Dann hält es die Hand auf. Christian gibt ihm 1 Livre und 10 Sous. Der Stallbursche verneigt sich vor Christian. Christian, der diese Ehrerbietung nicht ausstehen kann, dreht sich um und verlässt den Stall. Die Gastwirtschaft hat sich inzwischen gefüllt. Hauptsächlich Handwerker, die nach getaner Arbeit nicht gleich nach Hause in die kalte Stube wollen. Christian setzt sich an einen Zweipersonentisch. Der Wirt bringt ihm das bestellte Bier und setzt sich auf den noch freien Stuhl. Natürlich will der Wirt Christian aushorchen. Und soweit es vertretbar ist, wird seine Neugierde auch befriedigt. Auch Christian bekommt fürs Erste seinen Wissensdurst gestillt: In den vier Zimmer wohnen Adjutanten von Abgesandten, die im Schloss wohnen. Drei kommen aus Landesteilen, die für Christian nicht interessant sind. Das Zimmer neben seinem wird bewohnt von Adjutanten des Carl August von Hardenberg. Dieser Adjutant hat ihm einiges von seinem Herrn erzählt: Hardenberg war lange Zeit Außenminister des Königs von Preußen. Auch in Ansbach ist er ein angesehener Mann, der für eine Anbindung Frankens an Preußen eintritt. Gerne würde er die früheren Gebiete des Fränkischen Reichskreises für Preußen bekommen. Sein Gegner ist der baierische-Kurfürst, dem alle Mittel recht sind, um aus Baier ein Königreich machen zu können. Christian, Truchseß von Wetzhausen ist zu frieden. Er hat das Wirtshaus ausgewählt, in der er wahrscheinlich den Gesprächspartner finden wird, der ihm die nötigen Informationen geben kann. Der Wirt, der inzwischen volle Hände zu tun hat, bekommt Verstärkung. Ein junges Fräulein hat sich eine Schürze umgebunden, um ihr Kleid zu schützen. Sie lächelt ihm zu. Christian seufzte. Da kommt sie zu ihm an den Tisch und fragt ihn, ob er noch etwas trinken wolle. Erstaunt ist er schon, dass er sie verstehen kann. Sie erklärt ihm, dass sie eine lange Zeit im Elsass gewesen ist und erst kürzlich wieder in Lunéville weilt. Ihre deutschen Sprachkenntnisse habe sie sich bei einem Handelsunternehmen angeeignet. Christian fragt nach ihren Namen. Adele Nemuors sagt sie und schon ist sie schon wieder verschwunden. Die Gäste warten. Christian, Truchseß von Wetzhausen steht auf und begibt sich auf dem Weg zu seinem Zimmer, das sich im ersten Stock befindet. Am Ende des Flurs erwartet ihn ein Mädchen. Das Mädchen macht die Tür zu einem Raum auf und bittet ihn hinein. Im Raum, dessen Wände mit einer bunten Tapete beklebt

sind, steht eine Badewanne aus Blech. Ein weiteres Mädchen schüttet gerade heißes, dampfendes Wasser in die Wanne. Am Wannenrand steht ein Hocker aus Holz. Darauf steht eine Schale, in der ein Stück Seife liegt. Eines der jungen Damen deutet Christian an, dass er sich ausziehen soll. Christian fühlt sich angesichts der vier Mädchenaugen, die ihn begaffen, nicht wohl. Er schnappt sich ein Handtuch, das über einem Stuhl liegt, und versucht, sich hinter eine Vorhangschärpe zu verstecken. Als seine Kleidungsstücke auf den Boden fallen, kichern die jungen Damen. Da geht die Tür auf und Wirt steckt seinen Kopf durch den Türspalt. Er ruft unfreundliche Worte ins Zimmer. Die zwei Mädchen verlassen fluchtartig den Raum. Christian legt sich in die Wanne. Nach einiger Zeit richtet er sich auf und will sich die Seife und den Lappen vom Stuhl holen. Da wird die Tür aufgerissen. Christian, der sich in der Wanne schon zur Hälfte aufgerichtet hat, lässt sich zurückgleiten. Herein kommt Adele mit zwei großen Kannen. Sie fragt ihn, ob die Wassertemperatur noch recht ist. Bevor er antworten kann, hat Adele ihre Hand in das Badewasser gesteckt. Sie schüttet, ohne einen Ton zu sagen, heißes Wasser nach. Bevor sie die Badestube verlässt, tut sie kund, dass es heute Rehbraten gibt. Allerdings nur für diese Gäste, die es sich leisten können. Dreißig Minuten später steht der Franke Christian, Truchseß von Wetzhausen in sauberen Kleidern da, frisch rasiert und frisiert in seinem Zimmer vor dem Spiegel. Er freut sich nicht nur auf sein Mahl, sondern hofft, dass er den Adjutanten des Carl August von Hardenberg treffen wird. Außerdem sind nur zwei Übernachtungen hier in Lunéville geplant. Er hat zwar ein ausreichendes Budget für Reise und Aufenthalt, doch will er die Finanzen des Obristen des Fränkischen Kreises nicht so stark strapazieren. Zwanzig Minuten später sitzt er im Gastraum wieder an dem gleichen Platz wie vorher. Auch die junge Frau Adele ist wieder da und hat volle Hände zu tun. Christian beobachtet interessiert dem bunten Treiben in der Gaststube, als er bemerkt, dass ein französischer Offizier in das Gasthaus kommt und zum Wirt geht. Es wird still im Raum. Nach einer Weile bekundet der Wirt, dass die Gaststube heute Abend dem Militär zu Verfügung gestellt werden muss. Außer den ausländischen Gästen müssen alle bezahlen und gehen. Und das sofort. Die Bürger murrten und zahlten bei Adele und dem Wirt. Christian nimmt erleichternd zur Kenntnis, dass er bleiben kann. Der Wirt kommt zu ihm und bittet ihn, an einen anderen Tisch zu kommen. Dieser Tisch mit drei Stühlen steht auf einer Empore, von der man in die Wirtsstube hinuntersehen kann. Er steht auf, nimmt seinen Becher

Bier und geht auf die Empore. Sich über das Geländer der Empore beugend, kann er die Eingangstür zur Hälfte einsehen. Er wollte sich gerade zurück auf den Stuhl setzen, als die Tür aufgeht. Sein erster Gedanke war, dass jetzt die angekündigten französischen Soldaten kommen. Dem ist nicht so. Christian kann nicht viel erkennen. Es sieht eine Uniform. Von dieser nur den Ärmelteil. Der Mann muss aus Preußen kommen. Christian hofft, dass es der Adjutant ist. Ja, da kommt er. Ein Mann so Mitte dreißig. Jetzt sieht er den Mann die Treppe heraufkommen. Er hofft, dass dieser an seinem Tisch kommt. Doch das nicht der Fall. Der Preuße verschwindet im Flur, an dem die Zimmer beidseitig anschließen. Wahrscheinlich wäscht er sich noch. Unten in der Gaststube setzen sich die französischen Soldaten. Bis auf die Offiziere, die einen Degen tragen, sind die gemeinen Soldaten unbewaffnet. Einer der Offiziere stellt sich auf einen Stuhl. Er spricht dröhnend in den Saal hinein, die Christian nicht versteht. Da es nach diesem Aufruf leiser wird, nimmt Christian an, dass der Offizier dazu aufgerufen hat, nicht zu laut zu sein. Christian wird von Seite mit "Mein Herr" angesprochen. Er dreht sich auf den Stuhl sitzend um und sieht einen sehr großen preußischen Soldaten. Er stellt sich als Rittmeister von Rüdenau vor. Christian steht auf und erwidert "Reichsritter Christian von Truchseß". Die beiden setzen sich. Der Rittmeister berichtet, dass er froh ist, nicht an einem Empfang, den der Schlossherr gibt, teilnehmen zu müssen. Überhaupt kommen ihm die Verhandlungen wie Scheinverhandlungen vor. Carl August von Hardenberg sein Herr hat auf die Verbindlichkeit der Vereinbarungen bestanden. Die Hauptakteure Joseph Bonaparte für die Französische Republik und Johann Ludwig Graf Cobenzl für Österreich haben sich schon heute Vormittag ohne die anderen betroffenen Staatsmänner getroffen. Diese Verhaltensweise wurde von "von Hardenberg" auf schärfste gerügt. Auf jeden Fall bekommen die Abgesandten der Grafen, Fürsten und Könige morgen früh einen schon fertigen Vertrag vorgelegt. Von Hardenberg besteht für Preußen auf das Erzbistum Bamberg und den früheren Reichsstädten des Fränkischen Reichskreises. Auch das Fürstentum Würzburg wird von Preußen beansprucht. Der Rittmeister ist sichtlich froh, der höfischen Etikette entkommen zu sein. Er nimmt kein Blatt vor dem Mund. Er ist froh, hier in Lothringen auf einen Franken zu treffen. Er war oft auch längere Zeit in Ansbach stationiert und in Bayreuth, Bamberg und auch Würzburg als Bote tätig. Außerdem ist "von Hardenberg" über die Anwesenheit Christian,

Truchseß von Wetzhausen hier in Lunéville informiert. Und darum dürfen sie auch Kopien der Vertragstexte für die fränkischen Fürsten mitnehmen und verteilen. Aber nur diese Dokumente, die für Franken relevant sind.

Nachdem Adele zwei Becher Bier auf den Tisch gestellt hat, bemerkt sie, dass das Abendessen bald bereit ist. Diese Zeit nutzen die zwei Herren, um dem regen Treiben unten in der Wirtsstube zu zusehen. Dann kommt Adele und bittet, in die kleine Gaststube zu kommen. Es stellt sich heraus, dass auch der Preuße Rehbraten isst. Die essbaren Reste des Rehes wurden über ein Feuer gehängt. Ein kleiner Junge dreht den Grillspieß.

Hinter dem Ofen steht der Wirt. Er hat ein großes Messer in der Hand. Mit diesem Messer schneidet er Fleischscheiben in immer gleichbleibender Größe und Dicke ab. Dazu gibt es eine Scheibe Brot in unterschiedlicher Stärke. Vier Scheiben Fleisch und 1 Stück Brot bekommt auch jeder der beiden ausländischen Gäste. Herr von Rüdenau holt sich noch eine zweite Ration, während Christian, Truchseß von Wetzhausen es bei einer Portion belässt. Nach dem Essen setzen sich der Adjutant und der Gesandte wieder an "Ihren" Tisch auf der Empore. Trotz eines Fensters, das geöffnet worden war und als Rauchabzug dienen soll, war der Raum voller Rauch und ein Aufenthalt kaum mehr auszuhalten. Kaum gegessen kommt Fräulein Adele und möchte kassieren. Christian, Truchseß von Wetzhausen zahlt 2 Livre und 20 Sous für das Bier und Essen und gibt noch 10 Sous Trinkgeld. Auch Herr von Rüdenau zahlt und meint, dass er zu Bett gehen wird. Morgen muss er frühzeitig im Schloss sein. Er darf die Verträge vom Französischen ins Deutsche übersetzen und auch noch gegenlesen, das Wort für Wort auch sinngemäß übereinstimmen. Es wird schon spät nachmittags werden, bis er wieder hier in der Gaststätte sein wird. Herr von Rüdenau grüßt und geht. Auch Christian macht sich auf. Bevor er in seine Stube geht, führt sein Weg in den Stall. Dieser ist verschlossen. Er klopft. Die Tür wird geöffnet. Der Stallbursche ist verdutzt und sieht ihn fragend an. "Wollen Sie jetzt abreisen, mein Herr", fragt er. Von Truchseß schüttelt den Kopf. "Nein, nur einmal nach meiner Linda schauen", sagt er. Er geht zu seinem Pferd und streicht leicht über dessen Nüstern. Einige Zeit später liegt er auf dem Rücken im Bett. Er denkt darüber nach, was der morgige Tag bringen wird. Christian steht vor dem Spiegel und schaut sich seinen Vollbart an. Nachdem er sich gewaschen hat, muss er wohl oder übel die bloßen

Gesichtsstellen glatt rasieren. Gedacht getan. Er sitzt eine kurze Zeit später wieder auf seinen Platz auf der Empore. Adele lässt nicht lange auf sich warten. Er bestellt Kaffee. Ein Brot und Butter nebst Marmelade. Als Adele das Frühstück bringt, fragt er sie nach dem Rittmeister. Sie erwidert, dass dieser schon sehr früh zum Schloss hinaufgeritten ist. Christian, Truchseß von Wetzhausen stellt innerlich darauf ein, dass er doch noch eine Nacht in Lunéville bleiben muss. Er nimmt an, dass der Rittmeister so erst um sechszehn Uhr wieder in Gastwirtschaft sein wird. Bis dahin wird sich Christian die Stadt und die Kirche Saint Jacques auf Deutsch St. Jakobus anschauen. Die Stadt verlassen kann er nicht. Er hat eine Aufenthaltserlaubnis nur für die Stadt gestern am Tor bei der Ankunft bekommen. Nach dem Frühstück zieht er los. In voller Montur und Mantel macht er sich auf. Seinen Aufenthaltsschein hat er in der inneren Tasche der Uniform gesteckt. Neben der Kirche steht eine Bank. Ein kleiner Springbrunnen wartet auf den Frühling, um seiner Fontaine wieder empor sprudeln zu lassen. Christian "von Wetzhausen" will sich gerade auf die Bank setzen, als eine Flügeltür des Portals der Kirche geöffnet wird. Vor den Erwachsenen stürmen die Kinder den Steinstufen des Kirchenausgangs hinunter. Ein paar von ihnen sehen Christian, wie er vor dem Brunnen steht. Sie kommen auf ihn zu. Es sind zwei Mädchen, die ihn aus vier Meter Entfernung skeptisch anschauen. Die beiden sind gut bekleidet und haben Strickmützen auf dem Kopf. Sie tuscheln und kichern miteinander und werfen Christian, Truchseß von Wetzhausen verstohlene Blicke zu. Zu den beiden gesellen sich noch drei Kinder, zwei Buben und ein Mädchen niedrigen Stands. Deren Kleidung und Schuhwerk weiß Gebrauchsspuren auf. Sie sind selbstbewusst und trennen sich von den zweien Erstankömmlingen. So stehen sie vor Christian von Truchseß. Dieser spricht der zwei höheren Stände an und sagt zu ihnen, dass sie nach Hause gehen sollen. Auch die drei Kinder von ärmeren Eltern spricht Christian, Truchseß von Wetzhausen an. Wobei dies eine vergebliche Mühe ist, da die Kinder nicht deutsch sprechen und Christian, Truchseß von Wetzhausen nicht französisch sprechen können. Gerne hätte er den dreien über die ihre Köpfe gestrichen. Doch es ist zu gefährlich. Man könnte das missverstehen. Da wird er von hinten angesprochen. Von Truchseß dreht sich um. Vor ihm steht ein Gendarm in voller Montur. Groß und dick fuchtelt er mit seinen Armen und versucht Christian, Truchseß von Wetzhausen etwas zu sagen. Dieser überlegt, ob er den Gendarmen seine Aufenthalts-

genehmigung zeigen soll. Kommt von diesen Gedanken wieder ab. Er befürchtet, dass seine Genehmigung dann weg sein könnte. Der Gendarm will tatsächlich seine Genehmigung und zieht seinen Degen. Da ruft eine laute, weibliche schrille Stimme. Der Gendarm lässt ab. Adele redet auf ihn ein. Dann bittet sie Christian "Truchsess von Wetzhausen" um die Genehmigung. Adele hält das Papier dem Gendarmen vor das Gesicht. Er liest das Dokument sorgfältig durch. Dann salutiert er und geht davon. Adele reicht das Papier an Christian "von Wetzhausen". Sie sagt diesem, dass er an einen Gendarmen geraten ist, mit dem nicht zu spaßen sei. Nur weil der Mann ein guter Bekannter von Ihr ist, wurde ihm viel Ärger gespart. Adele wendet sich nur der Richtung zu, wo das Wirtshaus liegt. Mit dem Hinweis, dass sie in der Küche gebraucht wird, entschwindet sie. Christian schlendert weiter durch die Stadt, bis auch er vor dem Gasthaus steht. Er setzt sich wieder an seinen angestammten Platz und lässt sich von Adele einen Becher Wasser bringen. Er freut sich auf ein gutes Stück Fleisch. Von welchem Tier das Fleisch ist, hat er nicht erfahren. Unten in der Gaststube sind mittlerweile Sonntagsgäste eingetroffen. Dem Benehmen und der Kleidung nach können es Handwerker sein. Sie haben an zwei Tischen Platz genommen. Und dann, es muss zwölf Uhr sein, strömten wahrscheinlich vom Schloss herkommend, Offiziere, Bedienstete der Gesandten und Schlosspersonal in die Gaststube. Christian "Truchseß von Wetzhausen" hofft, dass auch der Rittmeister "von Rüdenau" darunter ist. Wie er angestrengt den Rittmeister unter der Menge in der Gaststube sucht, klopft ihn jemand von hinten auf die Schulter. Christian "von Wetzhausen" dreht sich um. "Suchen Sie mich", wird er vom Rittmeister gefragt. Dieser hält einen Becher in der Hand. Er setzt sich zu Christian an den Tisch. Eigentlich habe er keine Zeit, erklärt er. Doch er musste die paar Schritte hierherlaufen, um seine Füße zu lockern. Dann machte er kund und berichtet, dass der Vertrag um zehn Uhr unterzeichnet wurde. Zum Glück sind genügend Übersetzer da. Es können auch die Dokumente für Franken, die heute ausgefertigt worden sind, übergeben werden. Mit ausdrücklicher Genehmigung des Herrn "von Hardenberg". Um achtzehn Uhr ist er wieder da. Steht auf und geht. Christian bekommt sein Mittagessen. Adele bringt Fleisch von verschiedenen Tierarten. Außerdem eine Soße und Gemüse. Christian, Truchseß von Wetzhausen wollte gerade mit dem Essen anfangen, als er leicht gestoßen wird. Adele hält die rechte Hand auf und fordert für

das Mittagessen und den Getränken Geld. Christian gibt Ihr ein Centime und einen Livre. Ihre Augen leuchten. Den Livre kann sie für sich behalten. Während des Essens beobachtet von Truchseß, wie Gäste den Gasthof verlassen. Gepäckstücke werden nach draußen getragen und vor der Tür abgestellt. Pferde werden aus dem Stall geführt und vor die Kutschen gespannt. Viele der Herrschaften verlassen Lunéville, scheint doch das Wetter beständig zu bleiben. Es weht zwar ein frischer Wind, doch die Sonne hat Erbarmen und lässt ihre Strahlen auf die Erde scheinen. Was wiederum bewirkt, dass es nicht so arg kalt ist an diesen Februartag. Christian hat beschlossen, sich hinzulegen, bis der Rittmeister kommt. Zuvor informiert er Adele, dass er noch eine Nacht hier im Gasthof schlafen will. Adele hat auch keine Zeit, mit ihm den Nachmittag zu verbringen. Er hat beschlossen, sich hinzulegen, um zu schlafen, bis der Preuße kommt. Dann begibt sich Christian sein Zimmer und legt sich hin. Er schläft sofort ein und hört nicht einmal den Lärm der Bediensteten von Adligen, den sie beim Auszug aus der Gastwirtschaft verursachen. Heftiges Klopfen an der Tür lässt Christian aufwachen. "Nachher bei mir im Zimmer". "Ich muss mich noch frisch machen", sagt Herr von Rüdenau durch die geschlossene Tür. Christian geht zur Waschschüssel und benetzt sein Gesicht. Nach einer geraumen Zeit, Christian hat sich mittlerweile wieder auf das Bett gelegt, klopft es wieder an der Tür. Christian steht auf und fragt, wer da ist. Es ist Herr von Rüdenau, der nach Öffnen der Tür eintritt. "Kommen Sie mit auf meine Stube." "Schnell." "Ich habe keine Zeit." Herr von Rüdenau hetzt voraus. Christian hinterher. Als die beiden in der Stube sind, legt Herr von Rüdenau drei Dokumente auf den Tisch.

Im ersten Dokument mit dem Titel Willens- und Ausschließlichkeitserklärung verpflichten sich die Vertragsparteien, zu eigenen und fremden Willen die Vereinbarungen einzuhalten. Außerdem sind kommende Verträge, soweit sie die jetzt bestehenden mit betreffen, mindern oder ungültig erklären wollen, ausgeschlossen. Das zweite Dokument legt fest, dass die Besitzungen Preußens in Ansbach preußisch bleiben sollten. Außerdem die früheren Erzbistümer Bamberg und Eichstätt und die früheren Reichsstädte in dem Gebiet des aufgelösten fränkischen Reichskreises. Optional auch das Fürstentum Würzburg, vorerst dem Herzog von Toskana zu gesprochen wird. Es ist klar, dass auch sämtliches Gut das in dem betreffenden Gebiet Preußens Eigentum ist. Als Gegenleistung tritt Preußen weitere Gebiete im Rheinland ab. Außerdem wird der

Vertragstext mit einer Zusatzpräambel ergänzt. Darin ist festgeschrieben, dass ein Vertragsbruch, der durch militärische Gewalt oder durch hinterlistige Verhandlungen begangen worden ist und neue Herrschaftsverhältnisse geschaffen hat, nicht anerkannt werden können.

Herr "von Rüdenau" ergänzt mündlich, dass das Verlangen Preußens einen heftigen Disput zwischen den Vertreten Preußens und Bayerns hervorgerufen. Schließlich hat Preußen gewonnen. Unterschrieben sind die Dokumente von. Josef Bonaparte als Vertreter Frankreichs und Ludwig Graf Cobenzl für Österreich. Carl August von Hardenberg und ein baierische-Diplomat unterzeichneten mit einem gebührenden Abstand unter den Hauptunterzeichner.

Vor den Unterschriften ist noch ein Schriftzug zu sehen: in aeternum - für die Ewigkeit. "Herr von Rüdenau" setzt sich erst einmal auf einen Stuhl. Adele kommt herein und bringt die von Herrn "von Rüdenau" bestellten Becher Wein. Nachdem sich die beiden zugestrichelt haben, sagt Herr von Rüdenau, dass "von Wetzhausen" die Kopien, die er neben seiner Hauptaufgabe geschrieben hat, mitnehmen kann. Man sieht auch die Siegel. Er ist von Hardenberg überrascht worden, als dieser die Dokumente abgeschrieben hat. Trotzdem wurden vom "Herr von Hardenberg" die Vereinbarungen bestätigt. Und dies auch schriftlich.

Herr "von Rüdenau" trinkt mit einem Zug seinen Becher leer. Er hat es eilig, sehr eilig. Jeden Moment kann "Herr von Hardenberg" auftauchen und wegfahren wollen. Gepackt hat er schon gestern Abend. Es müssen noch die Gepäckstücke runter in den Flur gebracht werden. Sagt es und nimmt eine Tasche mit Dokumenten in die linke Hand und in die rechte Hand einen Kutschkoffer. Er geht nach unten. Christian

„Truchsess von Wetzhausen" packt den anderen den schwereren Kutschkoffer und trägt diesen nach unten. Er dauert nicht lange und die Tür zur Straße wird von außen her geöffnet. Herein kommt ein stattlicher Mann, geschätzt einen Meter achtzig groß. Carl, August von Hardenberg betritt das Wirtshaus. Er eilt zum Wirt, ohne nach rechts oder links zu schauen. Er sieht die Herren "von Wetzhausen" und "von Rüdenau" nicht. Aller Wahrscheinlichkeit nach bezahlt Herr "von Hardenberg" Kost und Unterkunft des Herrn "von Rüdenau". Dieser verabschiedet er sich von Christian, "Truchseß von Wetzhausen". Dieser wollte den Abschiedsgruß erwidern, als er neben sich einen Mann

sieht. "Sie sind also der Reichsritter aus Franken", wird er angesprochen. Christian verbeugt sich und stellt sich vor. "Sie heißen von Truchseß nicht wahr?", führt von Hardenberg die einseitige Unterhaltung fort. "Nun, mein Freund, ich habe das Möglichste für Franken bei diesen Verhandlungen erreicht." "Die Abschriften haben Sie ja". "Geben sie diese Schriften einen Herrn Grebner in Würzburg." "Dieser Mann wird die Dokumente, in welcher Stückzahl auch immer weiter abschreiben." "Wenn das passiert ist, müssen die Duplikate an die Herrschaften verteilt werden. „Und außerdem "Herr von Truchseß", werde ich am dreißigsten April mit ihrem Vater Baldur "Truchsess von Wetzhausen" mit anderen fränkischen Herren zusammenkommen."

Christian sitzt schon eine Weile in seinem Zimmer. Gleich nachdem die zwei Herren verschwunden waren, hat er die Dokumente in seinem Kutschkoffer gelegt. Und zwar ganz unten auf den Kutschkofferboden. Er steht auf und geht zum Fenster. Der Himmel ist grau. Es sieht nach Schnee aus. Es ist schon verwunderlich, dass Carl August von Hardenberg bei diesen Wetteraussichten die Reise nach Berlin gewagt hat. Vom Truchseß denkt, dass die beiden Preußen bestimmt in Straßburg übernachten werden. Wie er so vor sich her träumt, überhört er das Klopfen an seine Zimmertür. Wieder einmal schreckt er auf, da ihn jemand die Hand auf die Schulter legt. Er dreht sich um. Adele steht neben ihm und grinst. Sie fragt ihn, ob er zu Abend etwas zu essen wolle. Christian langt in seine Hosentasche, um seinen Beutel herauszuholen. Er fragt sie, was das Essen kostet. Sie sagt 20 Sous. Christian bittet Adele, beim Wirt nachzufragen, was die zwei Übernachtungen und das Frühstück morgen kosten. Er will alles jetzt bezahlen. Adele verlässt den Raum. Nicht sie, sondern der Wirt kommt nach einer Zeit. Er verlangt für die Übernachtungen 10 Franc. Für das Abendessen und Frühstück morgen bekommt er 40 Sous. Christian noch 10 Sous dazu, als er das Geld aus dem Beutel auf dem Tisch zählt. Der Wirt verbeugt sich und wünscht einen guten Schlaf und morgen eine reibungslose Heimreise. Dann entschwindet er aus dem Zimmer. Christian auf den Flur hinaus, um nach der Uhrzeit zu sehen. Die große hölzerne Standuhr, die am Ende des Flurs steht, zeigt acht Uhr dreißig. Zeit, sich zu waschen und ins Bett zu gehen, denkt er. Wieder im Zimmer sieht er Adele auf der Bettkante sitzen. Etwas verstört fragt er sie, was Sie wolle. Ganz unverblümt sagt sie: "Liebe". Sie steht auf und umarmt ihn. Erst zögert er. Dann umfasst er ihre Taille und drückt sie an

sich. Sie gibt nach und fordert einen Kuss.

Früh am Morgen am Montag sitzen sich Adele und Christian Tisch im Zimmer wortlos gegenüber. Nach der durchlebten Nacht haben sie sich anscheinend nicht zu sagen. Adele steht auf, nimmt zwei Becher und befüllt diese mit Wasser. Sie setzt sich und stellt die Becher auf den Tisch. Dann schiebt einen Becher Wasser zu Christian hin. "Ich gehe mit Dir nach Wetzhausen", sagt sie zu ihm. "Oder wenn es Dir nicht recht ist, bleibst Du hier in Lunéville." Christian ist sich schon klar, welche Konsequenzen die letzte Nacht haben kann. Er könnte es sich einfach machen und sich bei passender Gelegenheit davonmachen. Aber es ist nicht seine Art und ein Schandfleck für Familie. Und außerdem, Adele sieht gut aus und viele Eigenarten und Fertigkeiten, die in der Ehe gefragt sind. Der einzige Hacken ist, sie ist nicht adelig. Das macht Christian nicht aus. Zumal er einen Schreiberling kennt, der Urkunden auch in Französisch anfertigen kann. Diese ganzen Überlegungen sind überflüssig. Wie Adele erklärt, ist sie eine Adelige. Ihr richtiger Vorname ist Adelaide. Sie wird nur Adele gerufen. Ihre Großeltern waren Grafen von Paris und hatten ein großes Haus. Leider sind sie in Ungnade des Königs gefallen und mussten Paris verlassen. Hier in Lothringen bauten sie sich einen Landsitz. Bei ihrer Geburt ist ihr Elternhaus abgebrannt. Beide Eltern sind in dem Feuer umgekommen. Sie, Adelaide von Bure, wurde in ein Waisenhaus für höhere Töchter gesteckt, von dem sie mit achtzehn Jahren weggelaufen ist. Die Dokumente hat sie bei sich und belegen ihre adelige Abstammung. Christian ist froh. Es gibt keine Hindernisse mehr für einen ordentlichen Einstand bei denen von Truchseß. Sie schlüpfen beide noch einmal unter die Bettdecke und sind gleich eingeschlafen. Und wieder musste Christian geweckt werden. Adele de Bure steht schon voll bekleidet vor ihm.

Sie hat mit dem Wirt gesprochen und darum gebeten, gehen zu können. Der Wirt ist informiert von ihrer adeligen Herkunft und macht daher keinerlei Anstalten, sie zu halten. Zumal sie ja nur eine Aushilfe ist. Die Standuhr im Flur zeigt acht Uhr fünfundvierzig. Nachdem Christian angezogen hat, begibt er sich vor die Tür zur Straße hin. Es ist wenig los auf der Straße. Auch vom Wetter her passt gut zu reisen. Er geht zurück zum Tisch, auf dem das Frühstück gerichtet ist. Der Wirt hat vier Brote in einem Körbchen und zum Abschied was Besonderes, nämlich eine kleine Kanne Kaffee gebracht. Zwei Scheiben Fleisch

vom gestrigen Braten liegen auch in einer Schale auf dem Tisch. Auch Marmelade kann Christian. Trotz reichhaltigen Frühstücks kann man am Tisch keine Ruhe finden. Er schlingt das Fleisch, das Brot nur so in sich hinein. Seine Gedanken streifen dem Tag entlang. Adele. Der Ritt. Das Wetter. Alles beschäftigt ihn. So ist es nicht verwunderlich, dass Christian Gepäck vor die Haustür gestellt hat. Bevor er endgültig das Wirtshaus verlässt, fragt er den Wirt, ob er noch etwa schuldig ist. Nach Klärung der finanziellen Angelegenheiten umarmen sich die beiden. Der Wirt bat Christian von Truchseß, auf Adele aufzupassen. "Vielleicht sehen wir uns einmal wieder", sagt er zum Wirt. Wenig später gibt er den Stallburschen ein Franc. Der freut sich und hilft, das Pferd zu satteln. Das Pferd wiehert, als es den Stall geführt wird. Da sieht Christian, dass vor der Wirtshaustür auf der Straße ein Einspanner steht. Hinten auf der Ladefläche stehen zwei, drei Kutschkoffer. Am Einspanner hinten angebunden ist ein Pferd, ein Wallach. Auf den Kutschbock wartet Adele auf ihn. "So kommen wir aber langsamer voran, Adele", sagt er zu ihr. Adele meint, sie will wenigstens ihr Pferd und ihren Einspanner mit nach Franken nehmen. Auch gut denkt er. Also nimmt er sein Gepäck vom Sattel und legt es auf die Ladefläche. Das Pferd hängt er an und setzt sich auf den Kutschbock.

Er will die Zügel in die Hand nehmen. Doch Adele besteht darauf, das Pferd zu lenken. Christian lässt sie gewähren. Sie hat schon ihren Kopf, denkt er. An einer Unterhaltung ist bei dieser Fahrt fast unmöglich. Die schlechten Straßen und Wege mit den Löchern, feuchten Matschabschnitten und die harte, unbequeme Sitzbank lassen einen Kurzschlaf nicht zu. Dieser Einspanner wurde, wie Adele auch bestätigt, nur für kurze Fahrten und natürlich für die Arbeit gebraucht. Aus langer Weile läßt Christian seine Pistole. Er muss aufpassen, dass die Pulverschachtel, die Lunte und die Kugel, die er auf seine Oberschenkel gelegt hat, nicht hinunterfliegen. Des Öfteren schaut er mal nach hinten zu den Reitpferden. Es wäre schon ärgerlich, wenn Diebe ihre Pferde stehlen würden. Dieser Gedanke lässt ihn nicht los. Er hält das Gespann an. Adele fragt ihn, was denn los sei. "Ich saddle mein Pferd wieder und reite hinter her", sagt er. "Ich habe so ein komisches Gefühl, das wir bald Ärger bekommen". Dann gibt er Adele seine Pistole. "Kannst Du mit umgehen", fragt er sie. "Ich bin mit Waffen aufgewachsen", erwidert sie. Kurze Zeit später reitet Christian dem Einspanner nebenher. Seinen Degen hat er in eine Schlaufe, die an den Sattel genäht wurde, gesteckt. Zwischendurch halten die beiden an,

um eine kurze Pause einzulegen. Christian mahnt zur Eile. "Wir müssen bis zum Anbruch der Dunkelheit in Ahming sein", sagt er. "Er hat auf seinen Weg nach Lunéville mit dem Wirt, der in der Hauptsache Landwirtschaft betreibt, ausgemacht, dass er auf der Rückreise übernachten kann". "Na hoffentlich bekomme ich da auch eine Schlafstätte", meint sie. Sie ziehen weiter. Plötzlich hält Adele das Gespann an. Christian reitet vor in gleicher Höhe zu Adele. "Was gibt es denn Adele", fragt er. Diese deutet mit einer Hand auf Häuser am Waldrand. In der Ferne. Richtung Osten. "Ja, das ist Ahming", sagt er.

"Wo sind wir denn da hingekommen", fragt Adele. Sie stehen vor einer schon etwas größeren Hofanlage. Am Haupthaus ist zur Straße hin ein Holzschild angebracht: "Zum Hasen". Doch beim näheren Hinsehen muss auch Adele zu geben, dass der Hof aber gut in Schuss ist. Der Bauer bittet die zwei Gäste hinein und kann ihnen ein größeres Zimmer anbieten, wo sie doch zu zweit sind. Nach einer kleinen Mahlzeit verschwinden die Reisenden in diesem Zimmer. Am nächsten Morgen holt Christian das Gespann und die zwei Pferde aus der Scheune. Nach einem bescheidenen Frühstück und der Bezahlung für die Unterkunft fahren sie los. Diesmal darf Christian auf den Kutschbock sitzen und Adele reitet hinter her. Sie kommen zügig voran. Da es längere Zeit nicht geschneit hat, sind die Straßen abgetrocknet. Und auch in einem besseren Zustand. Bis bei den zahlreichen Zollstationen, wo der übliche Wegzoll bezahlt werden muss, halten sie nicht an. Auch die Einfallsstraße nach Straßburg wird Zoll verlangt. Sie kommen dort kurz vor Dunkelheit an. Adele fragt sich hinten auf dem Pferd sitzend, was Christian vorhat. Er fährt an jedem Gasthof, der an der Strecke liegt, vorbei. "Wir fahren heute noch über die Grenze und Brücke nach Kehl", antwortet Christian. Adele besteht aber darauf, hier in Straßburg die Nacht verbringen zu wollen. Sie möchte in Frankreich noch einmal übernachten. Christian kann das verstehen. Er wendet am Stadtrand und fährt die Straße wieder zurück. Schließlich findet er einen Gasthof, in dem rein äußerlich gesehen gehen kann. Adele will nach dem Abendessen ins Münster gehen. Christian geht auch mit. Sie kommen gerade rechtzeitig, um einer Messe beizuwohnen. Auf den Weg zurück zum Gasthof gehen sie über den Markt. Es muss heute Markttag gewesen sein. Arme Menschen lesen weggeworfenen Salat, Gemüse und getrocknetes Obst auf.

Am nächsten Tag nach dem Frühstück geht es weiter. Ohne Probleme

überqueren sie die Grenze und erreichen Kehl. Ihre weiteren Zwischenziele sind Rastatt und Mosbach. In Walldorf haben sie genügend Zeit, sich auszuruhen. Die Fahrt von Mosbach her war ziemlich kurz. Es ist auch nötig. Adele fühlt sich wie eine herumreisende Zigeunerin. Zum Glück bietet der Klostergasthof einigen Komfort. Adele kommt von einem Spaziergang zurück und sieht Christian die Kleider im Reisegepäck herumschichten. Darauf angesprochen sagte er, dass er die zehn Dokumente einzeln verstecken muss. Auch die Sättel der Reitpferde müssen als Versteck erhalten. Am nächsten Tag gegen Abend erreichen sie Würzburg. Am Stadttor muss er sich ausweisen. Der Torwärter erklärt ihm eine Stunde später und er und seine schöne Begleitung würden nicht mehr in die Stadt eingelassen werden. Es gibt zu viel Diebe, bairisches Gesindel. Kurz vor der Residenz halten sie an. Christian wechselt auf sein Pferd und reitet auf den Wachposten zu. Er zeigt seinen Passierschein und wird durchgelassen. Fürstbischof Georg Karl von Fechenbach empfängt Christian, Truchseß von Wetzhausen. Dieser überreicht die Dokumente. Der Fürstbischof bedankt sich und übergibt einen Beutel Golddukaten. Wieder bei Adele suchen sie sich eine Übernachtungsmöglichkeit. Adele besteht darauf, vor dem zu Bett gehen, durch Würzburg laufen zu können. Sie sehen keine fröhlichen Gesichter. In der Marienkirche sind die Heiligenfiguren von den Fußsockeln genommen worden. Machtlos müssen die Würzburger zusehen, wie die baierische Diebeshorden ihre Kulturgüter rauben. Eigentlich müssten die Preußen da sein. So wäre es vertragsgemäß vereinbart. Nach einem langen Spaziergang gehen die beiden in ihr Quartier zurück, indem sie vorher ihr Gepäck abgestellt hatten. Christian ist gerade dabei, seine Hose auszuziehen, als es heftig an die Zimmertür klopft. Der Wirt bittet Christian, "Truchseß von Wetzhausen" hinunter in der Flur. Ein Bote des Bamberger Fürstbischofs Christoph Franz von Busek ist dort. Christian, "Truchseß von Wetzhausen" zieht seine Hose wieder an und auch seine Weste über dem Hemd. Dann geht er runter in den Flur. Zwei Mann warten da auf ihn. Er fragt, was sie von ihm wollen. Sie antworten, dass ihr Herr Fürstbischof von Busek von Fürstbischof von Fechenbach von den Dokumenten erfahren hat. Nun, unser Herr beansprucht dieses Dokument auch. Mit diesen Worten streckt einer der Bediensteten die rechte offene Hand. "Meine Herren so nicht", sagt Christian, Truchseß von Wetzhausen. "Ich überreiche die Dokumente

seiner Eminenz, dem Herrn von Busek selber." "Einen Moment bitte". Er springt hinauf ins Zimmer und wühlt in seiner Reisetasche. Er findet die Dokumente. Er eilt durch die Stadt und ist wieder im fürstbischöflichen Palast. Die Eminenzen speisen zusammen. Ohne auf den Würzburger Fürstbischof zu achten, wendet er sich gleich dem aus Bamberg zu. Von Fechenbach bemerkt laut und deutlich, dass er Christian, Truchseß von Wetzhausen aus Wetzhausen ist. Also nicht also fern dem Bamberger Territorium wohnt. Der Bamberger bedankt sich und meint, dass Herr von Fechenbach bestimmt nichts dagegen hat, wenn er sich mit an den Tisch setzt. Von Fechenbach nickt. Christian, Truchseß von Wetzhausen bedankt sich für die Einladung und entschuldigt sich sogleich. Er müsse morgen sehr früh aufstehen. Beim nächsten Wiedersehen wird er, wenn es gewünscht wird, die Einladung wahrnehmen. Adele hat sich schon schlafen niedergelegt. Auch Christian, Truchseß von Wetzhausen legt sich nun endgültig ins Bett. An ein sofortiges Einschlafen ist nicht zu denken. Zuviel ist an diesem Tag passiert. Er denkt, er hat noch drei Abschriften: eine für Nürnberg und eine für Rothenburg. Und eine wird er für sich behalten.

Ein neuer Tag ist angebrochen. Leichter Schneefall lädt nicht gerade zum Reisen ein. Es ist Adele, die diese Nachricht Herrn von Truchseß überbringt. Da sie über feste Kleidung verfügen, entschließen sie zu reisen. Christian reitet dem Gespann und Adele hinterher. Als sie den Ort Mimbar erreichen und die Pferde tränken, schlägt Christian Adele vor, dass er von nun an den Einspänner lenkt. Adele, die sowieso lieber reitet, als im Einspänner zu sitzen, hat nichts dagegen. "Die nächste Ortschaft ist Gramschatz", sagt Christian von Truchseß. "Wir fahren und reiten so schnell wie möglich durch den Gramschatzer Wald". Adele die schon im Sattel sitzt, fragt, ob er was Schlimmes befürchtet? Auch der etwa breitere, gut ausgebaute Waldweg ist nicht feucht oder nass. Auch sind keine großen Spurrillen im Weg. So kommen die beiden gut voran. Adele reitet hinter dem Einspänner. Christian dreht sich um, um nach ihr zu schauen. Da ruft er: "Adele reite schnell nach Gramschatz und warte auf mich." "Wir bekommen Besuch". Adele wollte nicht. Doch Christian lässt nicht locker. Also treibt Adele ihr Pferd an und reitet an den Einspänner vorbei, auf und davon. Christian findet seine geladene Pistole nicht. Nun denkt er, dann müssen der Degen reichen. Er treibt sein Pferd an. Doch umsonst. Die zwei Fremden holen ihn ein und positionieren sich hinter dem Einspänner. Christian nennt

seinen Namen und fragt, was sie von ihm wollen. Der eine Reiter verlangt von ihm die Herausgabe sämtlicher Dokumente, der er in Lunéville bekommen hat. Sie haben die Erlaubnis, ihn zu töten, wenn er nicht freiwillig die Dokumente herausrückt. Christian, Truchseß von Wetzhausen meint, dass er die Dokumente in seinem Kutschenkoffer oder Rucksack hat. Er holt den Kutschkoffer von der Ladefläche und stellt ihn auf den Kutschbock. Als er den Deckel geöffnet hat, sieht er die Pistole auf den Kleidungsstücken liegen. "Ich habe die Dokumente", sagt er. Er nimmt die Pistole schnell aus dem Kutschkoffer und schießt dem Räuber, der am nächsten am Einspanner steht, ins rechte Bein. Die beiden Räuber erschrecken sich. Das nützt Christian, Truchseß von Wetzhausen aus und fährt davon. Nach einer Weile dreht er sich um, um zu schauen, ob er verfolgt wird. Das ist nicht der Fall. Kurz vor dem Dorfeingang von Gramschatz reitet ihm Adele entgegen. Sie zwingt ihn anzuhalten. Und steigt auf den Kutschbock zu ihm hinauf. Sie umarmt ihn und sagt, dass sie sich sehr große Sorgen gemacht habe. "Wenn wir zu Hause sind, haben wir mehr Zeit füreinander", sagt er zu Adele. "Jetzt müssen wir sehen, dass wir weiterkommen." Adele übernimmt den Einspanner. Christian steigt auf sein Pferd und denkt, dass es nicht mehr weit ist, bis sie in Wetzhausen ankommen.



Zum Ziel

"Eindeutiger Vertragsbruch vonseiten des Herzogs von Bayern". Der Polizist a. D. Alois Weigner legt die Dokumentenkopien aus der Hand und lehnt sich im Stuhl zurück. Auch Andreas lässt sich zurückfallen. Seine Augen sind vom Sichten der Dokumente ermüdet, deren Schrift oft nur schwer zu lesen war. "So und was machen nun mit unserem Wissen von der Hinterlistigkeit des Baiern", meint Weigner. "Heute Abend nichts mehr", entgegnete Andreas. "Ich fahre jetzt heim und leg mich hin". "Vielleicht, nein, ich weiß, dass ich bestimmt noch gebraucht werde". Andreas zieht seine Jacke an und geht zur Tür. Alois Weigner folgt ihm und sagt: "Auch ich werde noch ein Achtele trinken und mich dann schlafen legen."

Am nächsten Tag sitzen die beiden schon wieder zusammen und besprechen, was sie weitermachen wollen. Auch wenn sie Kopien haben, die eindeutig auf die Originale durch Stempelabdrucke und Signaturen hinweisen, sagt, dass zwar aus was geschehen ist. Eine Hilfe für die fränkische Sache ist das nicht. Es geht darum, wie rechtsverbindlich die Dokumente waren und heute noch sind. "Lehnst Du Dich mit Deinen Veröffentlichungen in verschiedenen Zeitungen nicht zu weit aus dem Fenster", fragt Andreas seinen alten Freund. "Ach Du meinst letzten Samstag in der Augsburger Zeitung", antwortet Alois Weigner. "Ich habe nur in einem Interview die Wahrheit gesagt". Da läutet das Telefon. Es läutet wirklich. Das Telefon ist eines von den seltenen Unikaten, die sich von den summenden, pfeifenden und sonstigen Geräuschen abhebt. Alois Weigner hebt den Hörer ab und meldet sich mit vollem Namen. "Sehr interessant", spricht er und gibt den Hörer an Andreas weiter. Er sagt: "Hallo" und setzt sich auf den neben ihn stehenden Stuhl. Alois Weigner geht derweil in die Küche, um Wasser in den Wasserkocher zu gießen. Ein Kaffee wäre nicht schlecht. Diesmal so richtig stark, auch wenn es der Arzt für ihn verboten hat. Während im Kaffeekocher das Wasser an zu kochen beginnt, geht er wieder in sein Wohnzimmer. Andreas sitzt im Sessel und denkt nach. "Wer hat da angerufen", fragt Alois. "Es war Christine Stahl, die immer noch in Augsburg sitzt", antwortet er. "Sie wird auf

Anweisung vom Ministerium nach München beordert, um in der Alten Pinakothek speziell im Gewölbearchiv und "Schatzkästlein", Ordnung zu schaffen." Obwohl Andreas eigentlich hätte zufrieden sein können, ärgert es ihn doch, dass die Frau Stehl nach München fährt. Alois Weigner fragt Andreas, ob es nicht sinnvoll sein könnte, auch in anderen Archiven Belege zu finden, das das unrechtmäßige bayerische Handeln in den entsprechenden Zeitabschnitten beweisen. Er denke da an Ansbach, Berlin, aber auch Wetzhausen. Auch in Wien könnte man vielleicht findig werden. Vor allen Dingen, was den Wiener Kongress von 1815 betrifft. Andreas stöhnt: "Und wer soll nach Berlin etc. fahren?" "Niemand fährt irgendwo hin", sagt Alois Weigner. "Ich bringe einen guten Bekannten, der wiederum gute Bekannte hat mit. „Außerdem ist er ein Hacker" "aber, einer, der seine Fähigkeiten und Kenntnisse dosiert und rechtmäßig einsetzt. „Felix Bauermäs studiert hier in Würzburg Informatik und ist sicher gerne bereit, uns zu helfen." "Er wird sich in die Systeme der entsprechenden Bibliotheken einhacken". "Erfolg wird er aber nur haben, wenn die Dokumente digitalisiert worden sind". "Kann ich bei dieser Suchaktion dabei sein?", fragt Andreas. "Das glaube ich nicht", meint Alois Weigner. "Felix will bei seiner Arbeit keine Zuschauer haben.

„Aber ich frage ihn einmal".

Inzwischen sind die gestohlenen Dokumente und Kunstwerke aus dem Keller der Alten Pinakothek gefunden worden. Nach der Sichtung der gefundenen Kostbarkeiten konnte Chefrestaurator Peter Moserl feststellen, dass die Diebe doch sehr umsichtig damit umgegangen sind. Es wurde auch nicht viel gestohlen. Wertvolle Bilderrahmen, einzelne Schriftstücke mit Bildbemalung und kleine Figuren aus dem 14. Jahrhundert.

Schon zwei Wochen später sitzen an einem Donnerstagabend Felix Bauermäs und Andreas vor dem PC zu Hause bei Andreas. Felix, der in Üchtelhausen Landkreis Schweinfurt geboren und aufgewachsen ist, ist ohne Zweifel ein Genie. Er kennt den Polizeihauptkommissar Weigner von einer Razzia in einem Würzburger Lokal. Er und andere Computerfreaks haben im großen Stil gehackt. Irgendjemand hat sie dann verraten. Es war das Verdienst von Weigner, dass er und seine Freunde nur eine Verwarnung bekommen haben. Nicht gerade gut für Studenten als Vorbestrafte, um später auf Arbeitssuche zu gehen. Felix

ist auf der Homepage der preußischen Staatsbibliothek. Er versucht mithilfe eines Passwortgenerators, das Passwort für den Mitarbeiterzugang zu finden. Andreas kommt mit zwei Tassen Kaffee gerade von der Küche, als er einen Schrei hört. Er beeilt sich, um zu Felix zu kommen. Felix hat es geschafft. Er sieht Dateischubladen, die unter dem Titel Jahrhundert angeordnet sind. Schön nach Jahrhunderten geordnet, sind die Jahrhunderte 1700, 1800 und 19000 zu sehen. Wie bei einem Buch, so kann man auch hier die Seiten umblättern. "Halt", sagt Andreas. "Diese zwei Seiten müssten ausgedruckt werden". Felix markiert den Text und wollte drucken. Er murmelt etwas von Quellcodes und von ändern. Nach fünfzehn Minuten ist dann so weit. Der Drucker druckt alle die Seiten aus, die Andreas will. Felix bringt alle geänderten Einstellungen wieder in Urzustand zurück. Den kommenden Abend werden sie die Staatsbibliothek in München mal anzapfen. Dann Wien. Andreas wird am Sonntag mit der Familie nach Wetzhausen fahren und sich dort in der Bibliothek beschäftigen. Es wird auch keine Probleme in Ansbach geben. Als Archivar kommt man auch unangemeldet hinein. Sechs Wochen nachdem Andreas wieder daheim ist, sind die Fakten geklärt. Ob Berlin, München oder Wien, fast alle Dokumente sagen das Gleiche aus. Die zu Lunéville ausgehandelten und unterzeichneten Verträge Franken betreffend, wurde von Baiern nicht beachtet. Preußen war zu schwach, um sich mit Baiern anzulegen. Die Fürsten Frankens bis auf wenigen Häusern von Herrschaften sind im Glanz des bayerische Königs mitgeschwommen und hielten dankend die Hände für "dreißig Silberlinge" auf. Auf dem Wiener Kongress gewann dann endgültig Bayern im Tausch gegen Tirol den größten Teil Frankens sowie Teile der Pfalz hinzu. Nach der Auswertung der Dokumentkopien meint Alois: "Wenn wir mit diesem doch aussagekräftigen Material an die Öffentlichkeit gehen, wird das Königshaus alles für ungültig und als falsch erklären." "Wir drei müssen außerdem aus der Schusslinie". "Ich werde das Material der Frankenversammlung übergeben und uns im Hintergrund verhalten. Und nur beratend tätig sein." Gleich morgen wird Günter Pfannes anrufen und einen Termin vereinbaren. Als Alois Weigner Günter Pfannes am Apparat hatte, zeigt dieser überhaupt nicht begeistert über das Ansinnen von Weigner. Die Mitglieder der Frankenversammlung bereiten einen großen Clou vor. Und der muss vorbereitet werden. Er, Weigner, soll ab Montag mal durch die Stadt laufen oder mit dem Auto durch den Landkreis fahren. Dann kann er ja mal bei ihm anrufen.

Alois Weigner war schon etwas erstaunt. Er weiß nicht, ob er sich ärgern oder wundern soll.

Am Samstag nach dem Gespräch mit Günter Pfannes besucht er auf Einladung von Clarissa die Familie. Nach dem Kaffee trinken tischte Clarissa, nachdem sie ihre zwei Neugeborenen in ihr Bettchen gelegt hat, einen Frankenwein auf. Alois erzählt von seinem Anruf bei Günter Pfannes. "Ich habe da, was uns weiterhelfen kann", sagt Andreas. "Die Frau Stehl hat heute früh angerufen". "Sie gab mir den Tipp einen Gutachter, einen Professor für altes Recht, Alexander Sichel aus Münster heißt er zu kontaktieren". Der ist unter anderem als Gutachter am Europäischen Gerichtshof tätig.

Georg Debrotesch und Ferdl Leuschner sind nach langem Flug von Sizilien von Palermo aus gestartet und in Nürnberg gelandet. Jetzt sitzen sie im Warteflur des Amtsgerichts Haßfurt. Nach einigem Hin und Her ist dann Cäcilia doch nicht mitgeflogen. Hoch und heilig mussten beide versprechen, dass sie nach Regelung ihrer Vorhaben wieder nach Sizilien zurückkehren werde. Georg musste nach Haßfurt. Es hätte nicht viel Zeit gefehlt, dann wäre auch dieser letzte Termin verstrichen. Nur gut, dass Georg vor sieben Wochen den Hofnachbarn in Wetzhausen angerufen hat. Er erkundigte sich nach dem Zustand des Hofes. Der Nachbar gibt Georg gleich drei Telefonnummern durch. Alles Interessenten für den Kauf des Hofes. Georg hat dem Nachbarn seine Telefonnummern hinterlassen. Vor zwei Wochen traut er seinen Ohren nicht. Am Telefonapparat war eine Dame von Amtsgericht Haßfurt und teilt ihm mit, dass der letzte Termin für die Testamentseröffnung in zwei Wochen ist. Georg Debrotesch hat eine Woche davor die drei Interessenten für den Hof angerufen. Wobei einer von dreien kein Interesse mehr an den Hof hat. Ferdl Leuschner, dem das ganze Warten zu viel wird, geht im Flur hin und her. Dann bleibt er vor dem sitzenden Georg stehen und fragt: "Was machen wir mit Kunstschatzen im Erdbunker?" "Willst Du die Sachen jetzt verkaufen." Georg ist von dieser Frage überrascht. "Ich erledige heute das mit dem Hof", sagt er. "Danach haben wir noch eine Woche Zeit und können uns überlegen, was wir mit den Schätzen machen." Ferdl setzt sich zufrieden neben Georg auf einen Stuhl. Endlich wird Georg Debrotesch angerufen. Als er den Raum betreten hat, schaut er sich einmal um. Als er sich gesetzt hat, fragt die Amtsrichterin nach seinem

Ausweis. Er muss Ihr seine Adresse in Sizilien geben. Er erbt den Hof (Wohnhaus, Scheune, Stallungen und zwei Hallen). Außerdem noch etliche Flächen Feld. Georg ahnt, dass eine Woche in Haßfurt nicht reichen wird, um all die Erledigungen bewältigen zu können. Zum Schluss fragt die Richterin, wo man ihn in Haßfurt erreichen könne. Georg gibt sein Hotel an und fragt nach, ob er seinen Hof sofort verkaufen könne. Die Richterin meint, dass er dem Amt schon zwei Wochen Zeit lassen soll, und bittet um die Angabe seiner Anschrift. Sie kann eine vorläufige Urkunde ausstellen. Georg entschließt sich zu warten. Zumal auch der Eintrag im Grundbuch stehen muss. Um den Hof verkaufen zu können, benötigt er einen Nachweis, dass dieser in seinem Besitz ist. Die Richterin schreibt ihm natürlich gegen Gebühr einen vorläufigen Erbschein aus. Wenige Minuten später geht er mit Ferdl die Treppe des Amtsgerichts hinunter. Mittlerweile ist nach 12 Uhr mittags geworden. Darum steuern die beiden Freunde eine Gaststätte an. Als sie am Tisch in der Gastwirtschaft sitzen und auf ihr Essen warten, durchbricht Ferdl eine lange Redepause. Seitdem die beiden das Amtsgericht verlassen haben, wurde kein Wort gesprochen. "Georg, sollten wir nicht einmal in Sizilien anrufen und uns bei den Frauen melde"? "Außerdem wie lange soll das hier noch dauern"? Georg meint, dass alles seine Zeit braucht. "Was würdest Du machen, wenn plötzlich die Tür aufgehen würde und die Polizei nimmt uns wegen Kunstraub fest"? Georg sieht, wie sein Freund zusammenzuckt. "Wir müssen uns die Zeit geben". "Zuerst wird das Haus verkauft." "Den Erlös überweisen wir gleich nach Sizilien". "Bevor wir uns auf dem Weg dahin machen, besuchen wir den Erdbunker in Mellrichstadt und nehmen uns vom Schatz so als Andenken einige Stücke weg". Das schmeckt Ferdl ab gar nicht. Er meint, dass man sich unnötigerweise in Gefahr gibt. Doch wie in den meisten Fällen setzt sich Georg durch. Wieder im Hotel setzen sie sich in das breite Sofa in der Lobby. Georg holt sein Handy heraus und ruft den ersten Interessenten für das Haus an. Als er das Klapphandy geschlossen, erzählt er Ferdi von einem Herrn Sulzbold. Mit diesem Herrn hat er morgen in Wetzhausen vor dem Bauernhof um zehn Uhr einen Termin.

Dann ruft Georg die andere Nummer an. Das Gespräch dauert zehn Minuten. "Und wer war das", fragt Ferdl. "Das war ein Herr Andreas, Götz von Wetzhausen dran". "Dieser hat gesagt, dass er aus Wetzhausen stammt". "Durch Studium und Beruf hat er seinen Heimatort aber verlassen müssen". "Nach einigen Monaten will er

zurück". "Auch mit diesem Herrn trifft er sich morgen um zwölf Uhr". Am nächsten Tag warten um neun Uhr dreißig in Wetzhausen Georg Debrotesch und Ferdl Leuschner auf die Interessenten, die sich für den Kauf des Hofes von Georgs Onkel interessieren. Der erste Interessent ist der Herr Sulzbold, der pünktlich um zehn Uhr erscheint. Nach einer Besichtigung des Hauses, der Stallungen, Scheune und der Halle setzt man sich um den Küchentisch herum. Georg gibt dem Herrn Sulzbold eine Kopie des von einem Immobilienmakler ausgearbeiteten Kaufvertrages. Dieser Makler hat ihm geraten, aus dem Kaufvertrag nichts zu streichen, nichts zu ergänzen oder diesen neu zu erarbeiten. Der Hof ist in einem einwandfreien Zustand. Dachgebälk und Ziegel werden noch Jahrzehnte halten. Der Onkel hat, es ist noch nicht zu lange her, hat den Außenputz neu aufbringen und das Fachwerk an den Giebelseiten restaurieren lassen. Auch die alten Fenster wurden herausgerissen und durch neue Fenster ersetzt. Herr Sulzbold erkannte dies auch an. Allerdings trotz Renovierung, das Haus stammt aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Aus diesem Grund könnte er höchstens einhundertfünfzigtausend Euro für das Anwesen ausgeben. Da Georg nicht bereit ist, das Anwesen für diesen Betrag zu verkaufen, zumal nicht wenige Ar Felder mit verkauft werden. Herr Sulzbold verabschiedet sich mit dem Hinweis, dass er Georg in den nächsten Tagen noch einmal anrufen werde. Vielleicht könnte er bis dahin einen besseren Kaufpreis nennen. Georg hat nichts dagegen, macht aber darauf aufmerksam, dass der Hof bis dahin schon einen neuen Besitzer haben könnte. Ferdl, der sich die ganze Zeit diskret im Hintergrund gehalten hat, meint, nachdem Herr Sulzbold draußen ist, wenn das nicht eine falsche Entscheidung mit dem Preis war. Er holt aus dem Kühlschrank zwei Flaschen Bier heraus und öffnet diese an der Tischkante. Nach einer halben Stunde wird der Klingelknopf der Hoftür betätigt. Georg stellt die noch halb volle Flasche Bier schnell in den Kühlschrank zur. Ferdl macht das Gleiche. Vor der Tür steht ein Mann. Er stellt sich vor als Andreas Götz "von Wetzhausen". Georg bittet Herrn "von Wetzhausen" herein und macht eine Führung durch das Anwesen. Über der Haustür an der Türumfassung aus Kalkstein oben ist ein noch gut sichtbares Wappen aus dem Stein herausgearbeitet. Andreas, Götz von Wetzhausen erkennt das Wappen seiner Ahnen. Georg bemerkt das starke Interesse des möglichen Käufers an Hof und Haus daran, dass dieser viel intensiver und

nachdenklicher begutachtet. Die folgende Verkaufsverhandlung ist kürzer als die mit Herrn Sulzbold. Georg nennt seinen Verkaufspreis von zweihundertfünfzigtausend Euro. Andreas, Götz von Wetzhausen hält einen Moment inne und stimmt zu. Nachdem der Kaufvertrag von beiden Seiten unterschrieben ist, wird ein Termin für den nächsten Tag bei einem Notar in Haßfurt ausgemacht.

Georg verlässt die Bank in Haßfurt. Er geht zur Hauptstraße, die Haßfurt in der Breite durchläuft und nimmt seinen Weg in Richtung eines Straßenkaffees, in dem Ferdl auf ihn wartet. Ferdl schlürft gerade an seiner Kaffeetasse, als Georg sich zu ihm hinsetzt. Inmitten des Gastraumes steht ein Beistelltisch. Auf diesem Tisch stehen Behälter mit Besteck, Servietten und verschiedene kleine Notizblöcke. Auch eine Tageszeitung liegt auf dem Tisch. Als Georg sich einen Pott Kaffee und ein Stück Käsekuchen bestellt hat, holt er sich die Tageszeitung und blättert diese durch. Zwischenzeitlich werden Kaffee und Kuchen gebracht. Georg will die Zeitung beiseitelegen, doch Ferdl nimmt sie ihm aus der Hand. Georg ist gerade dabei, dabei den Rest des Kuchens zu kauen, als ihn Ferdl anstößt. "Hast Du das mit dem Weigner gelesen"? Fragt Ferdl. "Welchen Weigner"? Fragt Georg, der sein letztes Stück Kuchen hinuntergewürgt hat. "Na der, der über Franken ein Interview gegeben hat", sagt Ferdl. "Du wolltest doch jemand anrufen wegen unserer Beute aus dem Museum". Georg denkt sich, stimmt und sagt: "Wir haben doch keine Telefonnummer." Darauf liest Ferdl eine Nummer vor. Georg holt schnell sein Notizbuch hervor und schreibt die Nummer auf. Die beiden einigen sich, dass sie noch heute zu dem Erdbunker mit den Schätzen fahren. Georg will diese Angelegenheit hinter sich bringen. Nachdem sie das Kaffeehaus verlassen haben, besorgen sie sich in einem Kaufhaus zwei Taschenlampen mit den Batterien dazu. Dann machen sie sich auf dem Weg nach Mellrichstadt.

Auf dem Weg dorthin überlegt er, ob den Erdkeller auch wiederfinden wird. "Es ist noch alles beim Alten", meint Ferdl, als sie Mellrichstadt umfahren. "Was soll sich schon ändern", murmelt Georg entgegen. "So gleich sind wir da", spricht er weiter. Wenige Zeit später biegt er in einen Feldweg ein und hält vor dem Erdkeller. "Zieh Handschuhe an, man weiß ja nie", sagt er zu Ferdl. Ferdl lehnt sich an das Auto. Er muss aufpassen, ob jemand kommt. Georg steht vor der Tür des Kellers. Schloss und Bügel sowie Scharniere unversehrt. Georg

geht noch einmal zum Auto und holt eine Tasche heraus. Dann steckt er einen Schlüssel in das Schlüsselloch. Passt. Doch noch das Schloss, mit dem ich den Erdkeller verschlossen habe, denkt er. Er macht die Taschenlampe an und leuchtet den Keller aus. Mit Bedacht sucht er einige der kleinen Beutestücke, die ihm wertvoll erscheinen aus. Schatullen, Kelche, Siegelringe, Armketten, kleine Heiligenbilder verstaut Georg in der Tasche. Zwanzig Gegenstände werden Franken verlassen. Georg verschließt den Keller und legt den Schlüssel unter einem größeren Stein neben dem Eingang zum Keller. Georg und Ferdl beschließen, in Mellrichstadt zu Abend zu essen. Mitten unter dem Essen steht Georg auf und geht in den Flur. Er nimmt sein Handy aus der Tasche und ruft die Nummer an, die in der Zeitung steht. Alois Weigner meldet sich. Georg sagt mit verstellter Stimme: "Oktoberfestraub, Mellrichstadt Richtung Bad Neustadt a. d. Saale ca. zwei km, rechts Feldweg, dann Erdkeller, Schlüssel unterm großen Stein." Alois Weigner wollte noch etwas nachfragen. Doch Georg hat das Gespräch beendet.

Am nächsten Tag gibt Georg auf der Post vier Pakete auf. Sorgfältig verpackt hat er seine Kunstschatze. Die Kartonwände innen mit Styropor verkleidet, schickt er die gestohlene Ware nach Sizilien. Natürlich alle an die gleiche Adresse. Ahnend, dass die beiden Deutschlands so bald nicht wiedersehen werden, nehmen sie einen Zug nach München. Georg besucht noch einige seiner "Wirkungsstätten" von früher. Auch das Museum, wo immer noch freie Tische auf den fränkischen Schatz warten. Als sie am Abend im Hofbräuhaus sitzen, überfällt sie Wehmut mittlerer Größe. Doch am nächsten Tag sind Georg und Ferdl mit dem Flugzeug auf dem Weg nach Sizilien.

Alois Weigner hat sich noch nicht vom Schock erholt. Er ist sich nicht im Klaren, ob er dem Anrufer glauben soll oder nicht. Er ruft Andreas an. Dieser wird nach Wetzhausen umziehen. Er hat sich ein Anwesen, einen Bauernhof gekauft. Als Andreas von dem Anruf bezüglich der fränkischen Kulturgüter hört, macht er sich sofort auf dem Weg zu Alois Weigner. Dem wundert es sehr, hat der doch verständlicherweise zurzeit überhaupt nur noch Tochter, Mutter und Haushalt im Sinn. Doch Andreas ist verhältnismäßig schnell. Als sich die zwei Freunde hingestellt haben, wiederholt Alois die Worte, die der Anrufer gesagt hat. Andreas meint, das mit dem Kulturgut, mit den geraubten Kunstgegenständen überlassen wir der

Frankenversammlung. "Da halten wir uns raus". Weigner möchte sich erst davon überzeugen, ob die Kulturgüter in dem Erdkeller sind. Erst dann will er mit Günter Pfannes reden. Gesagt, getan. Als Andreas wieder zu seiner Familie fährt, startet Weigner sein Auto und fährt nach Mellrichstadt. Er hat sich eine Taschenlampe mitgenommen. Er fährt auf der B27 hoch um Mellrichstadt herum und nimmt die Richtung Bad Neustadt a. d. Saale. Wie angesagt erreicht er den Erdbunker, nachdem er nach rechts in einem Feldweg eingebogen, ist. Auch einen Stein mittlerer Größe sieht er. Er hebt den Stein hoch, nimmt den Schlüssel und lässt den Stein fallen. Dann schaut er um sich. Er schätzt die Lage positiv ein und geht zum Erdbunker. Tatsächlich, da liegen all die geraubten Sachen. Er leuchtet mit seiner Taschenlampe den Bunker aus. Dann geht er hinaus und verschließt den Erdkeller. Er steckt den Schlüssel ein, setzt sich in das Auto und fährt nach Hause. Nach einer unruhigen Nacht ruft er zehn Uhr des folgenden Tages Günter Pfannes an. Günter Pfannes ist beinahe erschrocken, als er von Weigner über das Auffinden der fränkischen Kultur informiert wird. "Ich komme heute noch und hole mir den Schlüssel", sagt er zu Weigner. Und wirklich kurze Zeit später sitzt Günter Pfannes Alois Weigner gegenüber. Er reicht ihm den Schlüssel und rät ihm, anonym die Polizei über den Ort, an dem Kulturgüter liegen, zu informieren. Oder soll die Polizei denken, dass Mitglieder der Frankenversammlung die Kunsträuber sind. Vielleicht wäre es gut, die Bekanntgabe mit ihm abzusprechen. Es liegt nämlich noch etwas anderes an. Weigner erzählt von den Dokumenten, die er in seinen Besitz hat. Wenn wir in folgender Reihenfolge vorgehen könnten: Anruf bei der Presse und der Polizei wegen den fränkischen Kunstgegenständen. Dokumentenkopien und Expertise an Zeitungen, Fernsehen, Rundfunk. "Tangiert das Eure Wahl", fragt Alois Weigner. "Nun die Abstimmungen laufen", meint Günter Pfannes. "Der Landkreis Würzburg mit Kitzingen sowie Main - Tauber sind die letzten Landkreise, in denen gewählt werden kann". "So in drei Wochen ist auch da so weit". "Macht nichts", sagt Alois Weigner. "Bis das Gutachten oder Expertise vom *Professor* für altes Recht Alexander Sichel, aus Münster da ist, vergehen noch zwei bis vier Wochen". Günter Pfannes geht mit der Bemerkung, "wir bleiben in Verbindung".

Hauptkommissar Hambichl kommt gut gelaunt in Präsidium des Landeskriminalamtes Bayern. Erfolge beim Raub der

fränkischen Kulturgüter gibt es noch nicht. Sie wurden noch nicht wiedergefunden. Auch von den Tätern fehlt jede Spur. In der Angelegenheit "Alte Pinakothek" ist ihm zugetragen worden, dass er ab dem nächsten Jahr im Innendienst eingesetzt wird. Beim Polizeistammtisch hat ihn Frau Reger, die Sekretärin des Chefs, ihm dies vertraulich mitgeteilt. Nach einer zweistündigen Besprechung über die Sicherheitsmaßnahmen bei dem im September anstehenden Besuch des Papstes holt er sich einen Kaffee und setzt sich hinter seinem Schreibtisch. Gerade setzt er die Tasse zum zweiten Mal an die Lippen, da klingelt das Telefon. Hambichl meldet sich. Eine krächzende, hohe Stimme spricht: Mellrichstadt, Richtung Bad Neustadt, zweiter Feldweg rechts, Erdkeller. Hambichl denkt, ihn trifft der Blitz. Er läuft aus dem Büro zu dem seines Chefs. Diesen geht es genauso. Er gratuliert Hambichl und betraut ihn mit der Rückführung sowie der Beauftragung der Nürnberger Spurensicherung. Nach einem Telefonat im Präsidium Nürnberg fährt er mit dem Intercity nach Nürnberg. Dabei ist Herr Moserl, leitender Mitarbeiter "Alte Pinakothek". Fünf Stunden später brechen Polizisten den Erdkeller bei Mellrichstadt auf. Unter Herrn Moserls Aufsicht werden die Gegenstände in einen Polizeitransporter gelegt. Eine Rückführung in Museum muss noch warten, da das Raubgut noch spurentechnisch untersucht werden muss. Nach Abschluss der Spurensuche im Keller wird festgestellt, dass nichts zu finden war. Man hofft auf Hinterlassenschaften an den Kunstgegenständen.

Etwa vier Wochen, seitdem die Kunstschatze im Präsidium hat man auch keine Spuren von den Dieben gefunden. Alois Weigner bekommt Post aus Münster. Prof. Alexander Sichel hat nun seine Expertise geschickt. Mit zitternden Händen macht Alois Weigner den Brief auf. Prof Sichel hat geschrieben. Er führt aus, dass er die vorliegenden Dokumentkopien und dem dokumentarischen Nachlass in Frankreich ausgewertet hat. Nach Nachforschen in weiteren deutschen Archiven kommt er zu dem Schluss, dass nach dem Vertrag von Lunéville, den auch das Herzogtum Baiern unterschrieben hat, alle Folgeverträge nichtig sind. Auch wenn Preußen freiwillig auf seine fränkischen Gebiete verzichtet hat, war es in der Folge nicht zwingend, dass Baiern Franken übernimmt. Baiern hat sich durch Vertragsbruch, Anbiederung und Beteiligung an Kriegen gegen deutsche Könige und Fürsten sowie gegen Österreich zum Königreich hoch gedienernt. Es

Urteil des Europäischen Gerichtshofs sagt: Wenn ungültig, dann alle Verträge aus dieser Zeit ungültig. Auch die mit den Kirchen. Gewalt und mit der Folge Besatzung und Einverleibung darf kein Recht aufheben. Alois Weigner steckt die Expertise ins Kuvert und legt sie in die Schreibtischschublade, die er verschließt. Wie Günter Pfannes ihm gesagt hat, wird in zwei Wochen in der Festungsgaststätte in Würzburg das Ergebnis der Bürgerabstimmung bekannt gegeben. Soll sich doch die neu gewählte Frankenversammlung bzw. Regionalversammlung Franken mit der Thematik befassen. Sie hat ein Mandat.

Günter Pfannes sitzt zum wiederholten Mal im Wohnzimmer von Weigner. Dabei diesmal Andreas. Er erzählt von den Vorbereitungen der Wahl für die Frankenversammlung. Andreas und Alois müssen schon mal fragen, wie die Frankenversammlung das alles finanziert. Günter Pfannes erklärt, dass alles ohne die Banken aber von vermögenden Mitgliedern finanziert worden ist. Durch die Spende von fünf Euro für jede Stimmabgabe müsste das Geld wieder reinkommen. "Und wenn lassen wir es krachen", fragt Andreas. "Entweder jetzt gleich oder es wird in der Frankenversammlung im Spätherbst als Tagesordnungspunkt erscheinen", kommt Günter Alois mit der Antwort zuvor. Andreas meint, dass die Dokumente noch datiert und die Expertise dazugelegt werden müssen. Außerdem müssen Kopien gemacht werden. "Ich schlage vor, Herrn Lurzinger anzurufen und mit ihm zu beraten, wie die Veröffentlichung ablaufen soll." Andreas meint, die Frankenversammlung solle über das Ergebnis der Recherche über die Vertragsabschlüsse in Lunéville beraten. Über die Folgeereignisse inklusive der Vertragsbrüche Bayern und die Forderungen daraus für die heutige Zeit nach der Verkündigung der Abstimmungsergebnisse der Öffentlichkeit berichten. Das Handy von Günter macht sich bemerkbar. Nachdem das Gespräch zu Ende ist, tut Günter den zwei anderen Anwesenden im Zimmer kund, dass Herr Lurzinger ab heute Pressesprecher der Frankenversammlung ist. "Na, dann ist es ja gut", sagt Alois Weigner. "Der richtige Mann für den Posten". "Den lade ich gleich einmal ein".

Gesagt, getan. Am Samstag darauf sind wieder die gleichen Personen zusammen. Nur dass Herr Lurzinger diesmal mit von der Partie ist. Er hat Neuigkeiten zu berichten: "München will ein Stadtstaat werden." Seine Zuhörer hier in den Festungsgaststätten schütteln den Kopf.

"Doch", sagt Lurzinger weiter, die ersten Plakate mit den Überschriften: Muss München Bayern sein? "Und wer steckt dahinter", fragt Günter. "Durchaus sehr viele junge Leute", erwidert Lurzinger. Bevor dieser wieder weiterreden kann, beginnt Alois Weigner mit seinen Ausführungen über den Vertrag von Lunéville und alle Erkenntnisse, Fälschungen und Folgen. Lurzinger lässt sich die Unterlagen zeigen. Nachdem er die Unterlagen gesichtet hat, meint er, dass im Falle des Bekanntwerdens schon ein kleines Erdbeben geben kann. Und so wird es in der Presse stehen: Aus Dokumenten, die aus der napoleonischen Zeit bis 1824 stammen und speziell der Vertrag von Lunéville geht hervor: Die fränkischen Gebiete wurden vertragswidrig vom Herzogtum und später Königreich Baiern annektiert. Die vorliegenden Unterlagen wurden in einer Expertise als echt bezeichnet. Der Professor und Wissenschaftlicher für europäisches Recht hat Dokumente, Briefe gesichtet. Aus dem Zeitalter Napoleons bis 1818. Aus einem dokumentarischen Nachlass. Nachforschen wurde in deutschen Archiven in den Zeiträumen bis 1828 angestellt. Der Sachverständige kommt zu dem Schluss, dass nach dem Vertrag von Lunéville, den auch das Herzogtum Baiern unterschrieben hat, alle Folgeverträge nichtig sind. Auch wenn Preußen freiwillig auf seine fränkischen Gebiete verzichtet hat, war es in der Folge nicht zwingend, dass Baiern Franken übernimmt. Baiern ist durch Vertragsbruch und Raub zum Königreich geworden. Außerdem sagt ein Urteil des Europäischen Gerichtshofs: Wenn ungültig, dann alle Verträge aus dieser Zeit ungültig. Auch die mit den Kirchen. Gewalt und mit der Folge Besatzung und Einverleibung darf kein Recht aufheben. Lurzinger hält inne. Er meint, das wird viel Staub aufwirbeln. Andreas meint, dass die Aussage in Ordnung ist. Aber es wäre doch besser, die Ergebnisse der Abstimmung und die Veröffentlichung der Dokumente nicht in der gleichen Veranstaltung geschehen sollte. Irgendein Thema wird das andere in der Wirkung nach außen überlagern. "Stimmt", meint Lurzinger, "ich schlage vor, dass ich am Ende der Pressekonferenz auf eine neue Konferenz hinweise." "Genau, so wird es gemacht", sagt Alois Weigner. Bevor sich die Versammlung auflöst, merkt Lurzinger noch an, dass zuerst im Kulturausschuss und dann im Landtag ein heftiger Streit über den künftigen Verbleib der fränkischen Kulturgüter entbrannt ist. Ein Volksbegehren sollte den Abgeordneten bei ihrer Entscheidung helfen. Im Detail geplant. Am Vorabend des 2. Juli steht der Journalist Lurzinger im Foyer des alten

Rathauses in Nürnberg und verkündet eine Erklärung im Namen Frankens und im Auftrag der Frankenversammlung. Außerdem gehen an die Presseagenturen entsprechende Beiträge. Geladen wurden neben Journalisten aus Presse, Fernsehen und Rundfunk auch Politiker, die das Bestreben nach einer eigenständigen Region Franken unterstützen. Wie Hunzinger bei einem Blick über die vor sich sitzenden Gäste sieht, sind auch ihm bekannte Persönlichkeiten aus dem Kultusministerium anwesend. Auch ein Gesicht aus dem Königshaus kommt ihm bekannt vor. Neben dem Rednerpult stehen verschlossene Glasvitrinen. Darin sind die maßgeblichen Dokumente, auf deren Bedeutung und Vernetzung untereinander hingewiesen wird. Außerdem wird der Wissenschaftler jederzeit seine Ergebnisse aus den Nachforschungen beweisen. Jedes Dokument wurde vergrößert, sodass Original und Vergrößerung nebeneinanderliegen. Zum Schluss sagt er, dass die direkt gewählte Frankenversammlung Forderungen formulieren wird, wie die Rückführung der geraubten Kulturgüter vorstattengehen soll. Außerdem die Vorgehensweise für eine Region Franken.

Am Tag darauf sind die vom Volk gewählten Abgeordneten für das Regionalparlament Franken feierlich in das alte Rathaus der Stadt Nürnberg, das zu Zeiten des Reichskreises Sitzungsort war, eingezogen. Sie forderten vom Bayern dem Königshaus die Freigabe aller Kulturgüter, die ab 1798 bis 1840 aus fränkischen Klöstern, Kirchen und Schlössern geraubt worden sind. Ansprüche können über die Dauer eines Jahres von Klöstern/Abteien, Kirchen, Städte und Gemeinden und sonstigen Betroffenen geltend gemacht werden. Revision aller Verträge, die die Güter betreffen. Für die Region Franken wird eine Selbstverwaltung mit Verfassung nach Schweizer Art verlangt. Die Dokumente, die den Vertrag von Lunéville für alle Ewigkeit dokumentieren, wurden vom damaligen Herzogtum und als Rechtsnachfolger dem Königshaus in einem Privatarchiv versteckt. Wohl wissend um die Folgen, wenn diese an die Öffentlichkeit kommen. Die Versammlung fordert eine Volksabstimmung.

Am Abend des nächsten Tages sitzt ein in der Nähe von Prag wohnender Bibliothekar vor dem Fernsehen. Er schaut sich regelmäßig Nachrichtensendungen aus Deutschland und Bayern an. An diesem Abend muss er herzhaft lachen. Er steht auf und geht zum Wohnzimmerschrank. Er öffnet die Schranktür zu den alkoholischen Getränken. Er trägt ein Fläschchen Schnaps samt einem Glas zu Tisch und schenkt sich ein. Im Glas einen fränkischen Zwetschgenschnaps. Er hebt sein Glas und ruft. "Prost Franken". Er trinkt das Glas leer und wirft das Glas auf dem Boden.